

ad. 10. d. 10. 1819

Lebens = A b r i s s

Ihrer Majestät

der

am 9. Januar 1819. vereinigten

K ö n i g i n

Catharina von Württemberg.

zur

T r a u e r , F e i e r

den 5. und 7. März 1819.

Stuttgart,

gedruckt bei den Königl. Hof- und Kanzlei-Buchdruckern, Gebrüder Mäntler.

Unsere verewigte Königin, Enkelin der großen Catharina, Tochter Kaisers Paul I. von Rußland, Schwester des jetzt regierenden Kaisers Alexander, ward am 12. Mai 1788 zu Ejsarskoje-Selo, einem kaiserlichen Lustschlosse unweit St. Petersburg, geboren. In der Taufe wurde Ihr der Name Catharina gegeben. Durch Ihre erhabene Mutter, der Kaiserin Maria Majestät, gehörte Sie unserm vaterländischen Fürstenstamm an, war eine Enkelin Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg, eine Nichte des verewigten Königs Friedrich, und so durch die Bande des Blutes dem edeln Fürsten nicht fremd, mit dem Sie später das Band der Liebe vereinigte.

Unter sieben Geschwistern mitten inne stehend, genoss die Großfürstin die erste Erziehung im Kaiserhause noch unter den Augen der unsterblichen Grossmutter, und eine weise Wahl übertrug Aufsicht, Bildung und Pflege den würdigsten Händen. Die oberste Leitung der Erziehung aller Großfürstinnen war der Gräfin von Liwen übergeben; die besondere, unermüdet treue Führerin der Verewigten aber von Ihrem siebenten Lebensjahre an, war das Fräulein v. Albedinskij.

Das Ganze besetzte thätig einwirkend der Geist und das Herz einer Mutter, die unser Vaterland aus der Anschauung kennt.

Unter den Lehrern der Höchsteiligen nennen wir einen Württemberger, den verstorbenen Staatsrath v. Krafft, für die mathematischen Wissenschaften; in der

Staatswirtschaft ertheilte Ihr der als Schriftsteller bekannte Staatsrath v. Storch Unterricht.

Erzieher und Lehrer der Fürstin staunten über die schnellen Fortschritte Ihres Geistes, der in Allem den Jahren voraneilte.

Es entwickelte sich in Ihr ein Verstand, dem alle Kräfte der Seele zur Gebote standen; ein beharrlicher Eifer in aller Thätigkeit, eine Planmäßigkeit in aller Arbeit ward sichtbar, die in solchem Grade sonst nur reiferen Jahren, und dem männlichen Geschlecht angehören. Wie wenig unter dieser Herrschaft des Geistes die Ausbildung Ihres Gemüths und Herzens gelitten, geht nicht nur aus der Richtung Ihrer spätern segensvollen Thätigkeit hervor, deren kein auf Kosten des Herzens gebildeter Geist fähig ist, sondern auch aus denjenigen Tugenden Ihres Charakters, wovon der erste Keim in der Zeit der jugendlichen Ausbildung aufgesucht werden muß. Ihre zarte Kindes- und Geschwister-Liebe, deren Zeugen auch wir waren, konnte nur die Frucht eines früherweckten und genährten Gefühles fern; und das schönste Zeugniß einer harmonischen Ausbildung Ihres Geistes und Gemüths giebt die Frömmigkeit, die nicht bloß in Ihrem äußern Wirken unverkennbar war, die auch Ihr häusliches und vor der Welt verborgenes Leben besetzte.

Christliche Andachtsbücher waren Ihre unzertrennlichen Begleiter; über alles theuer aber war Ihr das Wort Gottes selbst. Eine Menge bezeichneter Stellen in Ihrem Handexemplare der heiligen Schrift sind ein rührendes Denkmal Ihrer ernsten Beschäftigung mit demselben; und bezeugen einen stillen täglichen Gottesdienst, der immer der Beweis eines zur Frömmigkeit frühzeitig erzeugten Gemüthes ist.

In ungestörter Stille förderte sich die Erziehung unserer verewigten Monarchin im hohen Alterthume, bis die göttliche Vorsehung Sie im Jahr 1809. in die Welt hinausrief.

Am 17. Januar dieses Jahrs verlobte sich die Höchstselige mit dem Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt, und am 22. April fand die Vermählung

Walt. Die Großfürstin folgte Ihrem Gemahl nach Twer, dem Sitz seines Conventiments.

Hier genoss die Fürstin in den ersten Jahren nach Ihrer Vermählung das stille Glück eines häuslichen Zusammenlebens mit einem gleichgesinnten Gatten; in dieser ruhigen Unabhängigkeit fand Ihr wohl vorbereiteter Geist Gelegenheit zur freien Entwicklung seiner Kräfte; Ihre verständige Thätigkeit übte sich an der nicht unbedeutenden Haus- und Hofhaltung, und Ihre Wißbegierde fand reichliche Nahrung in dem Beruf Ihres Gemahls, den Sie auf seinen mannigfaltigen Reisen begleitete, welche die Inspektion der Wasserbau-Kommunikationen, deren General-Direktor Er war, zum Zwecke hatten.

Schon damals zog Sie Ihr fürstlicher Geist zum Allgemein-nützlichen in den Fächern des menschlichen Wissens hin. Doch ward, was sonst zur höhern Bildung gehört, keineswegs verabsäumt, und Künsten und Wissenschaften, deren eifriger Freund auch der Herzog, Ihr Gemahl, war, manche Stunde, nicht bloß der Erholung, sondern auch der ernstlichen Beschäftigung gewidmet.

Durch die Geburt Ihres ersten Sohns, des Prinzen Alexander, am 12. August 1810 zu Pawlowsk, wurde das Glück dieser Verbindung erhöht.

Von Zeit zu Zeit wiederholte Reisen nach Petersburg unterhielten die zarten Verhältnisse mit einer Mutter und Geschwistern, deren Liebling Sie war; und die Durchreise mancher Personen von Bedeutung und von Geist, die an Ihrem Hofe stets willkommen waren, belebten die Ruhe, ohne sie zu unterbrechen.

Aber nicht für diese Stille war Ihr rastloser Geist bestimmt. Es kam bald eine Zeit, welche die ganze Kraft Ihres Wesens in Anspruch nahm, und vor den Augen der Welt entwickelte.

Der Ausbruch des russischen Krieges im Sommer 1812, der ganz Europa unter die Waffen rief, forderte auch Ihren Gemahl zur Theilnahme, und entriß die Großfürstin, die Ihm nach Petersburg folgte, Ihrem friedlichen Wohnsitz. Ihr Herz schlug bei der Gefahr des Vaterlandes; aber Ihr helles Auge sah auch,

welcher Opfer und Anstrengungen es bedurfte, um das drohende Verderben auf den Ueberer zurückzuwerfen. Sie zeigte sich als die würdige Schwester Alexanders, der Kraft genug hatte, den einbrechenden Sturm unverzagt auszuhalten. Dem Sinn Ihres Gemahls folgend, errichtete Sie aus Ihren eigenen Bauern ein Bataillon, und schonte keine Summen zu diesem Zweck. Die ersten Männer der Russischen Nation folgten Ihrem Beispiel.

Indessen rief die Organisation des Landsturms den Herzog nach Nowogrod, und sodann nach Twer, wohin Ihm seine Gemahlin folgte. Veider Eifer für die gute Sache rastete nicht. Es galt bald, Unbemittelte auszurüsten, Kranke zu pflegen, Gefangenen ihr Loos zu erleichtern. Hier entsfaltete sich an Ihr in schönem Wettstreit jene Tugend der Wohlthätigkeit, deren herrlichste Früchte die Vorsehung für Zeiten des allgemeinen Mangels sparte, und die einst in unserer Mitte zur vollen Reife kommen sollten.

Von Twer führte die Errichtung des Landsturms den Herzog nach Jaroslaw, wo Seine Gemahlin von Ihrem zweiten Sohn, dem Prinzen Peter, entbunden ward, am 12. August 1812.

Die großen Weltbegebenheiten dieser Zeit sind in Aller Gedächtniß. Napoleon zog in das verbrannte Moskau ein, um es nach wenigen Wochen mit seinem Heere wieder zu verlassen, und seinen Rückzug anzutreten, auf welchem die Hand Gottes selbst vollendete, was Er durch den Arm der Menschen begonnen hatte.

Jetzt kehrte auch das Fürstliche Paar nach Twer zurück; aber der Herzog wurde bald ein Opfer Seiner Menschlichkeit. Bei Besichtigung der Spitäler ergriff ihn das Nervenfieber, und andigte Sein Leben am 12. Dec. 1812.

Unter der liebevollsten und unermüdesten Krankenpflege erhielt sich doch die Großfürstin die Gegenwart Ihres Geistes bis zum letzten Augenblick Ihres Le-

maßts; dann aber aufsetzten Kummer und Anstrengungen ihre Folgen, gegen welche Ihr der Gebrauch der Bäder betordnet ward.

So begab Sie Sich von Peterburg aus, wohin Sie, unmittelbar nach Ihres Gemahls Tode, in die Arme der Ihrigen geist war, im Frühling 1813. über Kiew in die Oesterreichischen Staaten. Während Ihr Körper sich in den Heilbädern Böhmens erholte, blieb Ihre Geistesthätigkeit den Ereignissen der Zeit nicht fremd. Die Allianz Russlands mit Oesterreich ward geschlossen, und die Großfürstin gieng im Herbst nach Wien, wo Sie mit der Ihr seitdem im Tode vorangegangenen Kaiserin von Oesterreich ein enges Band der Freundschaft knüpfte.

Von Erzherzog Johann geführt, sah Sie Steyermarks Merkwürdigkeiten, gedachte sodann nach Prag zurückzukehren, und war auf dem Wege dahin; als Sie zu Linz die Nachricht von der leipziger Schlacht erhielt. Da eilte Sie über Prag und Eger nach Weimar, zu Ihrer erlauchten Schwester, der Großfürstin Maria, Gemahlin des Erbgroßherzogs, und dann mit Ihr nach Frankfurt. Von da wurde Sie nach Schaffhausen zu einer Zusammenkunft mit Ihrem erhabenen Bruder, dem Kaiser Alexander, beschieden.

Hier ward Sie auf der Durchreise, als flüchtige Erscheinung, die jedoch auch so aller Augen auf sich zog, zuerst unserm Lande gezeigt.

Mehrere Wochen brachte die Verewigte in Schaffhausen zu, und schiedt Sich alsdann zu einer größern Reise an, wie es Ihrem Körper, der sich nur in Thätigkeit und Bewegung erholen konnte, Bedürfnis war. So gieng es im Januar 1814. über Stuttgart, Frankfurt, Kassel, Göttingen, Hannover, Bremen nach Oldenburg. In Göttingen hielten Sie die Institute der Universität fest, der Sie Aufmerksamkeit und Beifall schenkte.

Durch einen monatlichen Aufenthalt erfreute Sie Ihren durchlauchtigsten Schwiegervater zu Oldenburg. Dann setzte die Verewigte Ihre Reise nach Holland fort.

Nachdem Sie einige Zeit bei dem Sehwürdigen dieses Landes verweilt, auch zu Saardamm in die Wohnung gewallfahrtet, wo Ihr großer Ahnherr, Peter, einst bei einem Schiffs-Zimmermann gearbeitet hatte, schiffte Sie Sich zu Helldörluis nach England ein, und landete in der Mündung der Themse.

Hier eröffnete sich Ihrer Wißbegierde, Ihren auf das gesellschaftliche Leben mit Vorliebe gerichteten Forschungen ein unermessliches Feld, und Sie bereicherte Sich mit einem Schatz von Erfahrungen, besonders aus dem Gebiete der mechanischen Künste. Ihre Annuth, und Ihre Fertigkeit in der Englischen Sprache gewannen Ihr auch die Herzen jener Inselbewohner. Als triebe es Sie ahnungsvoll Naturen entgegen, welche, gleich der Ihrigen, einer frühen Vollendung zureiften, schloß Sie hier einen neuen Freundschaftsbund mit der jetzt verewigten Prinzessin Eliza-
bette von Wales.

Die Wohlthat dieser freundlichen, belebenden, zerstreunenden Verhältnisse, vor Allem aber die Nachrichten von dem glücklichen Fortgang der verbündeten Waffen in Frankreich, wirkten heilsam auf Ihre Gesundheit; und die Botschaft von der Einnahme der Hauptstadt vollendete Ihre Genesung.

Siezt erst, nach 18. Monaten, legte Sie die Trauer-Kleider ab, als ob der eigene Schmerz nur durch die Freude des Vaterlandes und der Menschheit verbannt werden dürfte.

Die verbündeten Monarchen kamen nach London; mit Ihnen der Kronprinz von Württemberg, jetzt unser König, in dem die Verewigte den siegreichen Kämpfer fürs Vaterland hochschätzte. In Gesellschaft der Monarchen besuchte die Großfürstin Orford, und bewunderte hier die äußern Anstalten und Hülfsmittel, ohne darum das Gute der deutschen Hochschulen zu verkennen.

Nach dreimonatlichem Aufenthalt in England trug die Höchstseltene Ein-Schiff mit unserm König Wilhelm nach Calais. Von dort nahm Sie Ihren Weg

über Brüssel und Aachen nach Köln, wo Sie im Jun. 1814. abermals mit dem Kaiser Alexander, unserm Kronprinzen und dem Herzog von Oldenburg zusammentraf. Sie setzte sodann Ihre Reise rheinaufwärts fort, und wandte sich aufs Neue nach den Böhmischem Bädern.

Nach beendigter Kur begab Sich die erhabene Fürstin im September desselben Jahrs nach Wien, und blieb dort, als Napoleons unheilvolles Wiedererscheinen die Versammlung der verbündeten Fürsten auseinanderries, hiß alle abgereist waren.

Auf Einladung Ihres Schwagers, des Erzherzogs Pafatinus, Kaiserlicher Hoheit, besuchte Sie nun Ungarn, und weinte zu Ofen am Grabe Ihrer früh vorangegangenen Schwester, der Großfürstin Alexandrine, Gemahlin des Erzherzogs. Von da reiste Sie an Wien vorbei, über Linz nach Stuttgart, und dann nach Weimar, wo Sie den ältern Ihrer Prinzen wieder fand.

Von hier aus hatte die Verewigte eine Reise nach Holstein beabsichtigt; die Nachbarschaft des Kriegs, Schauplatzes aber zog die hochherzige Frau nach Wiesbaden. Hier verweilte Sie 3 Monate, und verdankte dem Gebrauch der dortigen Heilquelle die dauerhafte Befestigung Ihrer Gesundheit. Ein geistreicher Briefwechsel mit den bedeutendsten Männern und Frauen der Zeit, den Sie bis an Ihr Ende ununterbrochen fortsetzte, füllte hier die Zeit Ihrer Muße; und wo Sie irgend ein ausgezeichnetes Talent entdecken konnte, das zog Sie, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, in Ihren Kreis.

Der Kampf in Frankreich war unerwartet schnell geendigt worden. Die Tage des Friedens sollten der Welt — die Tage der glücklichsten Liebe sollten der würdigen Fürstin erscheinen. Abermals traf Sie mit dem Königssohn, den unser Vaterland mit Stolz den Seinigen nannte, in Frankfurt zusammen.

Wald darauf im Oktober 1815 trat die Höchstseltige Ihre Rückreise nach Petersburg über Weimar und Berlin an, wo Sie Ihren erhabenen Bruder Alexander fand. In den ersten Tagen des Decembers erreichte Sie die Kaiserstadt.

Mit den Gefühlen der freudigen Theilnahme sah der Württemberger seinen theuren Kronprinzen Wilhelm Ihr dahin folgen, und bald wurde die frohe Sage, daß die vortreffliche Fürstin unser werden würde, zur Gewissheit.

Am ^{22. Dec.}_{9. Jan.} 1818 erfolgte zu St. Petersburg die Verlobung Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Catharina mit des Kronprinzen Wilhelm von Württemberg Königlich-er Hoheit, und am 12. Januar ward die Vermählung vollzogen.

Das hohe Paar erwartete den Frühling, und trat am 7. März die Reise nach Stuttgart über Warschau an. Mit Sehnsucht von den königlichen Kestern erwartet, zog Es am 17. April in der Residenz ein.

Ein großer Ruf gieng der Höchsteiligen voran; Sie hatte ihn thätig bestärkt; denn Wohlthaten waren Ihre Vorläufer geworden. Aber der Eindruck, den Ihre dauernde Erscheinung selbst im Lande machte, übertraf die Erwartungen. Das große Bild, das sich von Ihr die Entfernten aus Ihrem öffentlichen Leben entworfen, wurde ergänzt durch Ihr häusliches Leben, das sich jetzt vor uns fern Augen entfaltete; und die lebenswürdigkeit, die das unbegranzte Glück eines liebenden Gemahls begründete; die Keuschheit, die Menschenliebe der hohen Fürstin, gewannen Ihr zu der Bewunderung der Völker die Liebe der Herzen.

Die wenigen Monate, in welchen die Verewigte bei uns als Kronprinzessin lebte, nützte Sie, Sich auf das Gewissenhafteste mit den Verhältnissen und Bedürfnissen des Landes, dessen Mutter Sie im wahren Sinne einst werden wollte, bekannt zu machen.

Ihre Lieblings-Beschäftigung mit allem Allgemein-wohltätigen hatte nun ein bestimmtes Ziel gefunden. In diesem Sinne las Sie Vieles, theils ganz, theils in Auszügen, mit strenger Auswahl des Achten und Nützlichen; denn für Sie — dieß ist ein Wort Ihres Mundes — gab es nur Ein Wissenswerthes: das Wahre.

Dieser Grundsatz leitete auch die Erziehung Ihrer Söhne, die Sie mit

anenerbter Mutterliebe pflegte, und unter den Augen eines neuen, liebevollen Vaters, durch treue und erfahrene Hände zu würdigen Fürsten heranbilden wollte.

Aber unerwartet früh eröffnete Ihr die Vorsehung den größern Wirkungskreis, der Ihr bestimmt war. Nach dem Hinscheiden Seiner Majestät des Königs Friedrich, dessen letzte Lebensmonate das hohe Glück dieser Verbindung verschönt hatte, bestieg am 30. Oktober 1816 Wilhelm, unser in Ehrfurcht geliebter König, den Thron. An demselben Tage erfreute die Landesmutter den trauernden Gemahl, und mit Ihm das Vaterland durch die Geburt einer königlichen Prinzessin, die in der Taufe die Namen Marie Friederike Charlotte erhielt.

Unvermuthet schnell mit Ihrem erhabenen Gatten an die Spitze eines Volkes gestellt, das mit erwartungsvoller Liebe, von Sorgen einer schweren Zeit gedrückt, und von Hoffnungen gehoben, Ihnen entgegen kam, waren Ihrem Geist und Herzen doch augenblicklich Ziel und Gränze der Ihr zugetheilten Wirksamkeit klar. Und wie der König des Landes Vater ist; so erkannte Sie hell die mütterliche Pflicht der Königin, und schritt mit Begeisterung zu ihrer Ausübung. Eine Mutter nährt die Kinder, und erzieht sie. Was der Nahrung und Erziehung im Volke bedurfte, das umfaßte Ihre Thätigkeit mit mütterlicher Liebe. Dieses doppelte Bedürfniß zu befriedigen, ja das sinnliche, das bei Mißwachs und drohendem Mangel, das dringendste schien, zum Werkzeug des geistigen zu machen, und zu bilden, indem Sie rettete; — das war der große Gedanke, der Ihre königliche Thätigkeit besetzte. Wohl wußte Sie, daß der Wille des Einzelnen Nichts vermag, ohne die freie Mitwirkung aller Guten im Lande; darum wandte Sie Sich an alle theilnehmenden Seelen des Vaterlandes; besonders aber, im Gefühl der weiblichen Würde und Bestimmung, voll Zuversicht an die Frauen, als den Theil der menschlichen Gesellschaft, wie Ihr Ausspruch lautete, dessen hoher Beruf im Leben ist, zu helfen.*) So entstand aus Ihrer Seele, unterstützt durch Rath und That der Besten, die Sie aufgefodert und angeregt hatte,

*) Eigene Worte Ihrer Majestät.

mit den letzten Tagen des Jahres 1816, Ihr Werk, der Wohlthätigkeits-Verein, „eine, mit Einwilligung des Königs über das ganze Land sich verbreitende Gesellschaft von Männern und Frauen, welche aus freiwilliger Liebe zu Gott und Menschen die Kräfte der Einzelnen vereinigte, um dem menschlichen Elend zu allen Zeiten, insbesondere aber in jener Noth zu steuern.“ *)

Mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit gieng hier das erhabene Königepaar mit Seinem Beispiele voran, dem die bemitteltesten Klassen des Landes alle, nach Kräften folgten. Den vollen Werth aber erhielten alle Gaben erst durch die weise Anwendung, über welcher der Geist der Unvergesslichen waltete.

„Arbeit verschaffen hilft mehr, als Almosen geben“ **) urtheilte Sie; und so bildeten sich nach Ihrem Wunsch und Plan in der Hauptstadt und allenthalben im Lande jene heilsamen Arbeitsanstalten, „die so manchem armen Staatsbürger das Mittel verschafften, ohne Verletzung des Ehrgefühls, sein Leben nicht nur zu fristen, sondern auch nützlich hinzubringen.“ ***) In solchem Sinn war auch das Industrie-Waarenlager gedacht, das Sie in der Residenz den Arbeiten verschämter Armen und den Geschenken wohlthätiger Frauen und Jungfrauen, eröffnete.

Doch, weil unmittelbare Hülfe in jenen Zeiten der Theuerung und der Hungers-Noth nicht entbehrt werden konnte; so wurden Speise- und Unterstützungs-Anstalten für die Armen überall, unter dem edeln Eifer mit Ihr gleichgesinnter Menschenfreunde, errichtet. An manchen Orten fand Sie, die das fremde Gute freudig anerkannte, Ihrem Gedanken schon vorgearbeitet: aber eben so willig erweiterten und verbesserten die Stifter vorhandener Anstalten ihr Werk nach den Zwecken der hohen Wohlthäterin, welche die Veranstaltungen fremder Menschenliebe mit derselben Milde, wie Ihre eigenen bedachte.

*) Worte der Instruction des Wohlthätigkeits-Vereins.

**) Eigene Worte Ihrer Majestät.

***) Vergl.

In der Residenz hatte längst eine Gesellschaft von Armenfreunden durch Errichtung einer Speiseanstalt und zweier Kinderbeschäftigungs-Anstalten segensvoll gewirkt. Diese trat dem Wohlthätigkeits-Verein bei, der bei der wachsenden Hungersnoth immer ausgebreiteter und segensreicher wirkte.

Auch durch die Speisung armer Kinder, wollte, in Verbindung mit dem Verein, die Verewigte, welcher immer die sittlichen Zwecke am meisten am Herzen lagen, dem Verderblichen, und in der letzten Noth aufs Höchste gesteigerten Kinderbettel steuern. Ihrem Verlangen, durch religiös, sittliche Bildung seiner Jugend, das Volk aus dem Verderben, so viel es Menschen möglich ist, zu heben, seinen Willen aufs Gute zu lenken, seinen Verstand zu entwickeln, seine Gefühle und Gesinnungen zu verebeln, seinen Leib aber durch Arbeit zu härten, hier evangelisch, — wie Sie selbst sagte, — zu wirken: — diesem Verlangen verdankte auch die Armenschule, die jetzt Ihren Namen zum Gedächtniß führt, ihre Entstehung.

Unterstützt durch den Rath wahrer Menschenfreunde, von dem edeln Gemahl, dessen milden Sinn und festen Willen Sie in allen diesen Anstalten verwirklichte, mit einem freien und bequemen Gebäude zu diesem Endzweck beschenkt, wurde Sie Urheberin dieser Anstalt, die Sie unter die Aufsicht trefflicher Männer und Frauen stellte, und wo Sie gegen vierhundert Kinder beiderlei Geschlechts, dem Müßiggang und der Verwilderung entzogen, sammelte.

Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß Ihre Mithätigkeit auch hier das Meiste that. Das aber muß man wissen, wie Ihre Thätigkeit, Ihre Gegenwart alle diese Anstalten beseeleten, wie Sie kein Ungeplüm der Witterung abhielt, sie zu beschützen, wie Sie selbst die, den Armen bestimmten Speisen kostete; wie Sie die Namen der Kinder inne hatte, sie aufrief, und die Sprüche der heiligen Schrift, die man sie gelehrt hatte, aus ihrem Munde sich beten ließ; Fleiß und Sitten ermunterte, an den Undankbaren mit verdoppelter Liebe arbeitete. Und solches Alles that Sie, während Ihr gewiß die großen Weltbegebenheiten, an welchen Sie einst warmen Antheil genommen hatte, nicht gleichgültig geworden waren. Aber Sie

verschmähte es nicht, im Kleinen zu wirken, wie Sie im Großen gewollt; Sie eilte, „Nichts Gutes, auch das Geringste nicht, zu versäumen oder zu verschieben“ *); Sie dachte ahnungsvoll an das Gebot des Evangeliums, und an die Nacht, da Niemand wirken kann.

Bei dieser eigenen Thätigkeit war Sie fremdem Rath, ja fremdem Tadel nie verschlossen. Ergänzung Ihrer Ansichten, Einwendung, gründliche Widerlegung **), nahm Sie nicht nur an, Sie wünschte sie sogar. Ja auch ungerechte Beurtheilung und Verkennung erklärte Sie nicht zu scheuen; und weil Sie das, was Sie als Recht erkannt hatte, fest und entschlossen zu verfolgen und durchzuführen wußte, so erlaubte Sie Sich und Ihren Mitarbeitern, soviel Sie durch Bitten auf diese zu wirken vermochte, nicht, durch Widerstand und unangenehme Erfahrungen sich ermüden zu lassen: „indem, — so äußerte sich die Unvergeßliche, — es in den Grundsätzen der christlichen Religion liegt, um des Guten willen sich das Böse gefallen zu lassen ***).

Mit eben so christlichem Sinne stellte Sie bei allem Guten, das Sie that, Ihren eigenen Namen in den Hintergrund, und verwehrt es, wenn er genannt werden sollte; dagegen Sie mit lautem und innigem Danke Jeden begrüßte, der mit Ihr zum guten Zwecke wirkte.

Wie viel Hülfsgelder Sie, noch außer allen öffentlichen Beiträgen, unter einzelnen Bedürftige jährlich in Stadt und Land austreute, das sollte bei Ihren Lebzeiten Niemand erfahren. Hier ließ Sie, nach dem Gebot des Herrn, Ihre linke Hand nicht wissen, was die rechte that. Aber aus tausend Herzen steigt der Dank für eine Wohlthat zum Himmel, in den die Frühverkürzte jetzt aufgenommen ist.

*) Eigene Worte Ihrer Majestät.

**) Dergl.

*** Dergl.

Als die größte Noth vorüber war, und die Güte Gottes an der Schöpfung wieder sichtbar ward, ließ Sie doch in den angefangenen Werken der Wohlthätigkeit nicht nach; überzeugt, daß Liebe nie überflüssig ist. Der Wohlthätigkeits-Verein setzte, unter dem huldreichen Schutze des Königs, seine segensvolle Thätigkeit fort, und seine Commissarien bereisten auf Ihre Kosten das Land. Die Arbeits-Anstalten, Ihr Lieblingsgedanke, wurden allenthalben im Flor erhalten. Aber Sie nahm Sich jetzt auch Muße zu andern, in gleichem Geiße gedachten Einrichtungen, an welche der Drang der Zeiten früher nicht hatte denken lassen.

So erklärte Sich die Höchstselige für die Beschützerin des landwirthschaftlichen Vereins, den die landesväterliche Fürsorge Seiner Königl. Majestät im Sommer 1817 gestiftet; unterstützte ihn durch Ihre Kenntniße und Einsichten, und thätig durch Geschenke an Samereien, Modellen, Maschinen aus dem Ausland; vermehrte die Bibliothek des Vereins, fügte zu den, von Ihrem erhabenen Gemahl ausgesetzten, Preisen, eigene, und erfreute die Gesellschaft oft mit Ihrer belebenden Gegenwart. Und wem, der Zeuge des schönen Volksfestes in Rannstadt war, ist nicht das Bild dieses Wirkens lebendig geworden?

Ein schönes Denkmal Ihrer, das Einzelne nicht übersehenden, Aufmerksamkeit ist auch die am 18. Mai vorigen Jahrs nach dem Muster anderer Länder, in Verbindung mit der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins gestiftete Sparkasse, deren Zweck ist, der ärmern Volksklasse und den Diensthofen die Gelegenheit zu eröffnen, selbst kleinere Ersparnisse mit Sicherheit auf Zinsen zu legen, und auf diese Weise einen Sparspenning auf die Zeit der Noth zu sammeln. Die besondere Billigung Seiner Majestät des Königs gieng auch diesem Unter-

nehmen voran, dessen Wohlthätigkeit sich in kurzer Zeit zur Verherrlichung der Stifterin bewährt hat.

Sodann richtete die Berewigte liebevoll Ihre Blicke auf die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts der höhern Stände. Sie vereinigte die Privatanstalten der Hauptstadt in Eine neue, öffentliche Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, die jetzt Ihr Name ziert, und die Sie mit großen Aufopferungen gründete. Vorseher und Lehrer wählte Sie nach Ihrem Sinn und Herzen, und stellte das Ganze unter Ihre unmittelbare Aufsicht und Leitung. In allem andern Anstalten wirkte Sie als Landes- und Pflegemutter. Hier waltete Sie als erziehende Mutter, als Bildnerin für die Bestimmung Ihres eignen Geschlechts. Was Sie in Sich Gutes und Edles trug: die zarte Weiblichkeit, die umfassende Bildung fürs Leben, das gründliche Wissen des für das Weib Wissenswerthen, Ihren Haß gegen das Eitle und den Schein, Ihre Wahrhaftigkeit, Ihre Frömmigkeit und Tugend, sollte hier in den zarten Seelen ausgeprägt und vervielfältigt werden. Auch diese Anstalt mußte in Ihr sobald die mütterliche Beschützerin verlieren. Doch sind Ihre Stiftungen nicht verwaist. Sie werden bestehen, weil eine hohe väterliche Hand es sich zur heiligen Pflicht macht, das schönste Erbschaft der Unvergesslichen zu bewahren, und in Ihrem Geiste fortzuwirken.

Wie manche wohlthätige Entwürfe mögen in Ihrem vorwärts strebenden Geiste bereitet gelegen haben, von deren Ausführung Ihr früher Tod Sie abgerufen! Die, von Ihr ausgesprochenen hat König und Volk als ein Vermächtniß ergriffen, und sie werden als Denkmal über Ihrem Grab ausgeführt werden.

Wenn man den Umfang und die Kostlosigkeit Ihres Wirkens betrachtet, so sollte es scheinen, als wäre der Berewigten für das häusliche Leben kein Raum

Abreg gelieben, und als hätten die Freuden, die Ihr die gärtlichsten Bande der Vatten, und Mutterliebe gewährten, unter dem Ernst dieser umfassenden Sorgen leiden müssen.

Sie aber wußte so weise mit Ihrer Zeit hauszuhalten, Ihr Geist schwebte so frei über allem seinem Thun, daß Sie, nie von Ihrer Thätigkeit überwältigt, oder gedrückt, die köstlichsten Augenblicke des Tages, die ganze Fröhlichkeit und Innigkeit Ihres Gemüths Ihrem unaussprechlich geliebten Gemahl aufsparten, die treueste und gärtlichste Mutterforge Ihren theuern Kindern angebreiten lassen konnte. Zu diesen gesellte sich durch die glückliche Entbindung Ihrer Königlichen Majestät am 17. Jun. 1818 ein neuer, theurer Sprößling, die Prinzessin Sophie Friederike Mathilde. Ihre Geburt erhöhte die Freude der erhabenen Eltern, und das stille Familien Glück, das die Höchstseltene auch unter dem Schimmer der Krone zu erhalten wußte. Denn eine seltene Einfachheit, eine Unabhängigkeit von den Bedürfnissen des äußern Lebens, eine Gleichgültigkeit gegen den irdischen Glanz, so weit sie mit der äußern Würde des Throns vereinbar ist: diese Ihre eigenen Tugenden, die Sie in der Seele Ihres Königlichen Gemahls wieder fand, erhoben Sie über die Bürde Ihres Standes; und so genoß das hohe Fürstenpaar aller Wonnen eines wahrhaft häuslichen Lebens.

Die wenigen Jahre, die uns die Unvergeßliche geschenkt war, brachte Sie fast ununterbrochen in der Mitte Ihres getreuen Volks zu. Nur im Jul. 1816 unternahm Sie mit Ihrem Gemahl, damals noch Kronprinz, eine kurze Reise durch Oberschwaben in die Schweiz; und im Sommer 1817. begab Sich das Königliche Paar nach Baden. Baden.

Der verwichene Herbst, der letzte Ihres Lebens, sollte auch das Theuerste aus der Ferne noch um Sie versammeln. Ihre erhabene Mutter, der Kaiserin

Maria von Rußland Majestät kam, das mütterlich geliebte Königsgespaar zu besuchen. Die volle Gesundheit, das ungetrübte Glück der Tochter ließ die erhabene Mutter alle Wonne des Zusammenseyns, alle Aeusserungen der Volksliebe ahnungslos genießen; Hof- und Volksfeste verschönerten diesen Aufenthalt, und mit kindlicher Freude führte die würdige Tochter die Kaiserin von Einer Ihrer Anstalten zur Andern, und hieng an den Augen der Mutter, die über solche Früchte Ihrer Erziehung in Thränen glänzten.

Gegen das Ende des Jahres kamen Ihre erhabenen Brüder, des Kaisers Alexander Majestät und des Großfürsten Michael Kaiserliche Hoheit zu kurzem, aber von der Geschwisterliebe treulich benutztem Besuche. Ein anderer war Ihr von Ihrer Schwägerin, der regirenden Kaiserin von Rußland Majestät zugebacht. Er kam zu spät.

Denn in den ersten Tagen des Jahres 1819 war die Höchstseltige von einem leichten rheumatischen Fieber befallen worden, das so unbedeutend schien, daß die Kunde davon nicht einmal unter die Bewohner der Hauptstadt kam. Am 7. Januar gesellte sich zu demselben eine Gesichtserose, noch immer ohne beunruhigende Symptome. Erst am 9. Januar Morgens warf sich die Krankheit auf das Gehirn, wodurch ein Schlag herbeigeführt wurde, der dem Leben der edeln Fürstin in der Blüthe Ihrer Jahre ein plötzliches Ende machte.

Ohne den Trost des Abschiedes wurde Sie, am Jahrestag Ihrer Verlobung dem Königlichem Gemahl, dessen Herzen Sie Alles war, den Söhnen, den zarten Töchtern, dem fernen Kaiserhaus entrissen.

Die Kunde Ihres Todes kam früher unter das entsetzte Volk, als die Nachricht von Ihrer Krankheit.

Das Vaterland ist mit seinem König in tiefe Trauer versenkt. Es betet schweigend die unerforschlichen Führungen Gottes an.

Aber tröstlich ist der Rückblick auf ein solches Leben, dessen Kürze sich über der Menge seiner guten Thaten vergessen läßt. Catharina's Leben ist nicht spurlos verschwunden: es dauert fort in seinen Saaten.

Jugend-Album.

Blätter für den häuslichen Kreis

unter Mitwirkung von

Gustav Schwab

herausgegeben von

Emma Riendorf.

Mit Beiträgen von

Aurelie; Dielitz; Thekla v. Gumpert; Fr.-Güll; Franz Hoffmann;
Fried. Hoffmann; J. G. Kohl; Gust. Kieritz; Frz. Poggi; Jos. Rant;
Schmidt; Arth. Schott; G. F. v. Schubert; E. Stöber; Jul. Werner;
Amalie Winter; der Verf. „des armen Martin“ u. A.

Die Ausgäbeilagen von

O. Achenbach; Otto Arnz; Ch. E. Böttcher; Des. Condres; A. Glamm;
Th. Hofemann; E. Richter; J. B. Sonderland und Anderen.



1916. 723
Stuttgart.

Verlag von Eduard Hallberger.

1170

1170

Jugend-Album,
Blätter für den häuslichen Kreis
I. Jahrgang.



Stuttgart,
Verlag von Eduard Hallberger.



G. E. B. 1840

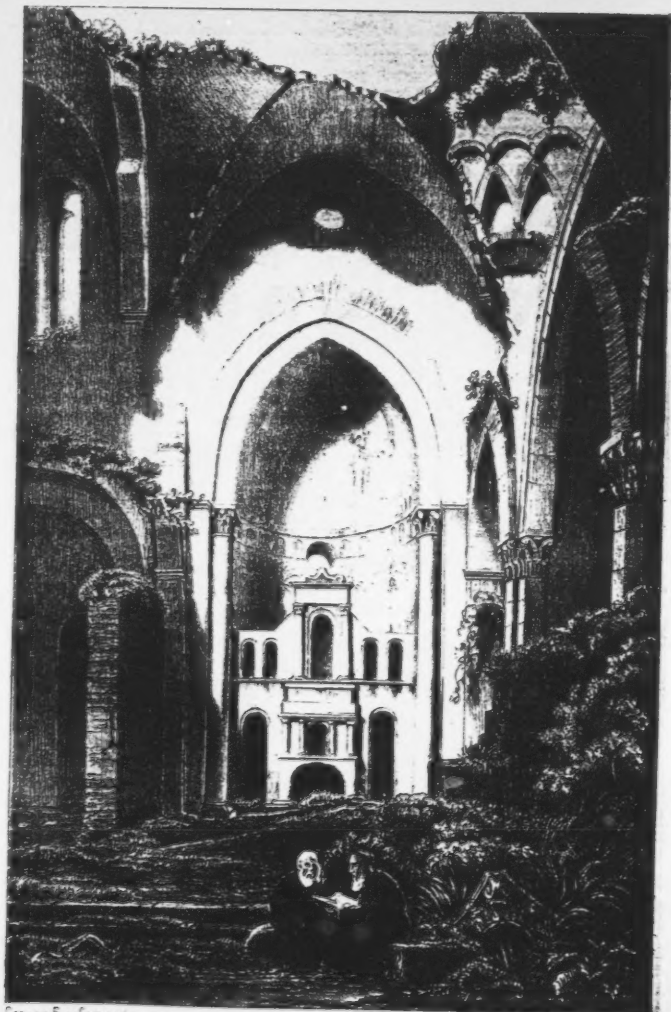


Paris, chez E. A. Lefebvre

Leipzig, chez les frères B. G. & C. Neumann

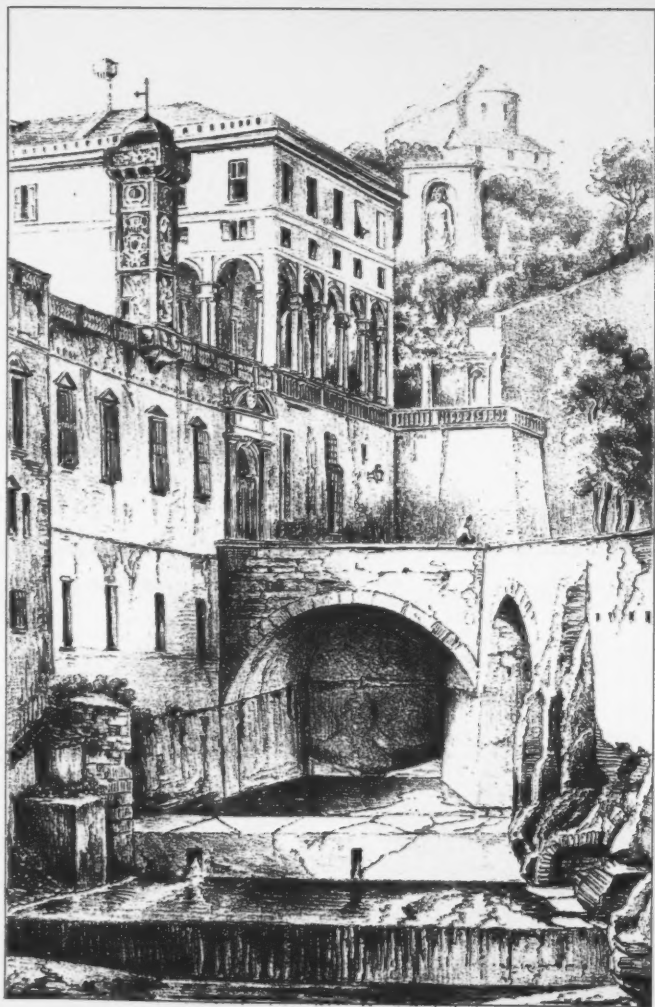






Des. von E. v. Guérard.

Lith. bei Arnz & Co. in Düsseldorf.

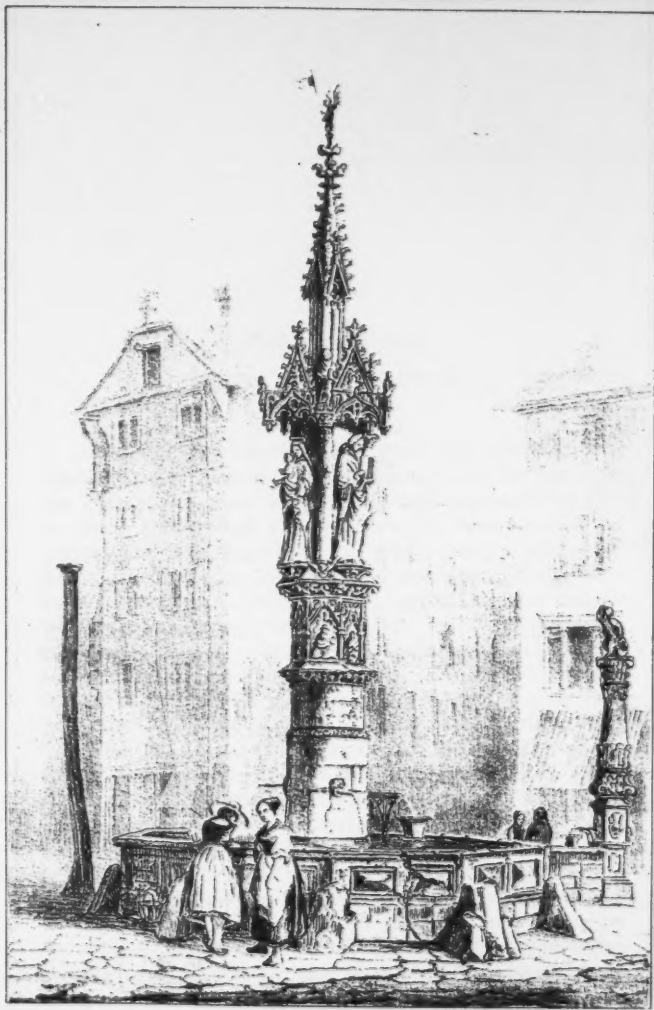


Lith. Jnst. von Arntz & C^o in Düsseldorf.





Lith. J. Hoff & Co. in Düsseldorf



Lith. Inst. von Kreuz 3. 17 in Düsseldorf

Auf dem Thurm.

Erzählung von Franz Hoffmann.

Eine Gesellschaft munterer junger Leute, aus sechs Mitgliedern bestehend, saß an einem prächtigen Sommertage unter den Linden vor dem Badehause, einem sehr besuchten Vergnügungsorte in der Nähe der Stadt. Camill befand sich unter ihnen. Er war vor wenigen Tagen von einer mehrjährigen Reise im südlichen Amerika zurückgekehrt, und seine besten Freunde und nächsten Bekannten hatten ihm zu Ehren ein kleines Festmahl auf dem Badehause veranstaltet. Nach aufgehobener Tafel hatte man sich in's Freie gesetzt, um sich des herannahenden köstlichen Abends und der herrlichen Aussicht zu erfreuen, die man von dem Plateau unter den Linden genoß. Der Blick schweifte von hier weit in die Ferne bis an den Saum des Gebirges, das mit seinen runden, in blauen Düst gehüllten Kuppen das Panorama abschloß. Unmittelbar unter dem ziemlich hoch gelegenen Plateau breitete sich ein schönes, fruchtbares Thal aus, mit Kornfeldern, Fruchtgärten, Wiesen und einzelnen Waldstrecken bedeckt. Ein Fluß schlängelte sich hindurch, wie ein blitzendes Schwert, und berührte in seinem Laufe die Stadt, deren höchste Thürme über einen mit Weinreben beplanten Hügel emporragten. Nach der linken Seite hin zog sich der Berggrücken, auf welchem das Badehaus lag, noch eine gute Strecke entlang, und fiel am äußersten Ende schroff und steil in das Thal hinab. Dort, am Rande desselben, stand ein alter runder Thurm, aus Sandstein-Quadern aufgeführt; unzweifelhaft ein alter Barththurm, der seine Erbauung dem deutschen Kaiser aus sächsischem Stamme, Heinrich dem Finkler,

verdanken mochte. Solcher alter Warten gab es noch mehr in der Gegend, alle zu dem gleichen Zwecke, nämlich zum Schutz gegen die damals oft wiederholten und immer gefürchteten Einfälle der wilden Indianer, errichtet. Unsere Warte unterschied sich von den anderen nur dadurch, daß sie mit einem neuen Schieferdache versehen war.

Die Freunde drangen in Camill, er möge ihnen von den fernern Ländern und von den Abentheuern erzählen, die er dort erlebt habe; Camill aber schüttelte lächelnd den Kopf, und, den Blick auf die alte Warte gerichtet, erwiderte er: „Freunde, es ist wahr, manches Wunderbare und Seltsame habe ich jenseits des Oceans gesehen und erlebt, manche gefährvolle Wanderung habe ich durch die dicht verschlungenen Urwälder Amerika's gemacht, manches Mal ist mein Leben von wilden Thieren oder auch von wilden Menschen bedroht gewesen — aber das Alles ist nichts gegen ein Abentheuer, das ich in meiner Kindheit hier in der Heimath, ganz in der Nähe dieses Vergnügungs-ortes, der damals noch nicht existirte, erlebt habe. Seht euch die alte Warte da drüben an — sie ist der Schauplatz einer wunderbaren Begebenheit. Wenn sie sprechen könnte, sie würde euch seltsame Dinge erzählen.“

„Aber sie kann nicht sprechen, folglich mußt Du den Erzähler machen!“ sagte Florentin, einer der Freunde, lebhaft. „Frisch beichte los. Wir wollen Dir aber so aufmerksam zuhören, als wenn Du uns Deine Kämpfe mit den Puma's, Panther und Botokuten der brasilianischen Urwälder schilderst.“

„Sei's drum,“ erwiderte Camill, „es wird mir selbst ein mit Schauer gemischtes Vergnügen machen, mich in jene in der That grauenvollen und schrecklichen Stunden zurück zu versetzen. Also vor etwa 14 Jahren, im Sommer 1830, wurde die alte Warte dort nicht nur gründlich ausgebessert und in ihrem Innern neu eingerichtet, sondern auch mit einem Dache versehen, weil man sie zu einem Pulver-Magazine benützen wollte. Ihre Festigkeit, ihre einsame Lage hier vor der Stadt eignete sie ganz besonders dazu, und so viel ich weiß, wird sie noch heute zu diesem Zwecke benutzt.“

„Ja wohl,“ sagte Robert, ein junger Offizier, „wenn Du gute Augen hast, so kannst Du die Schildwache sehen, die davor aufgestellt ist. Eben jetzt blinke ihr Bajonett wieder herüber.“

„Ganz recht, ich hab' es wohl bemerkt,“ erwiderte Camill. „Alm nun wieder auf mein Abentheuer zurückzukommen, muß ich bemerken,

daß ich damals, als der Thurm renovirt wurde, ein leidlich verwegener Bursche von elf Jahren war, dem nicht leicht ein Baum zu hoch oder ein Fels zu steil erschien. Wenn es mir einfiel, so mußte ich hinauf, mocht' es kosten, was es wollte. Da half weder Zureden von Seiten meiner guten Mutter, noch Ermahnen des Vaters. Ein Mal wenigstens in der Woche kam ich mit zerrissenen Hosen nach Hause; dann schalt die Mutter, dann setzte es ein paar Hiebe vom Vater mit dem Spanier, der immer auf dem schwarzen Eckstranke bereit lag — ich aber hatte zwei, drei Tage darauf richtig wieder Schelten und Spanier vergessen und kam wie gewöhnlich mit zerrissenen Hosen ansparziert. Daraus könnt ihr schon sehen, daß ich ein so ziemlich unhändiger Bube war, wenn auch im Uebrigen nicht so ganz schlimm. War eben ein wilder, abentheuerlicher Gesell, that im Ganzen meine Pflicht, und außerdem — nun, wir haben's Alle zuletzt nicht viel besser gemacht.

Jetzt, als der Thurm da gebaut wurde, spazierte ich wöchentlich ein paar Mal hinaus, besah mir den Bau, und beneidete den Schieferdecker-Jungen, der auf seinem hölzernen Sige an der Außenseite des Thurmes herum rutschte, und auf und nieder schwebte, von der obersten Spitze bis herunter zu den Mauerzinnen. Wie ein Vogel hing er da in freier Luft, nagelte die Schiefer auf, piß sich ein Liedchen dazu, sang auch wohl aus voller Kehle in die Welt hinaus, legte zuweilen den Hammer nieder und betrachtete sich die schöne Aussicht, und war, mit Einem Worte, allezeit so seelenvergnügt, daß ich den Jungen ganz unsäglich beneidete. Hätte viel darum gegeben, wenn ich hätte nur ein einziges Mal wie er in der Luft schweben können! Dachte mir das Ding wunderschön und fiel mir nicht im Traume ein, daß Gefahr dabei sein könnte, Was der Schieferdecker-Junge vermochte, das traute ich mir ohne Weiteres auch zu. Und dann der Stolz, wenn ich den übrigen Jungen, meinen Schulkameraden nämlich, sagen konnte: „Ich war auf dem Thurme, ich! In der Luft, wie der Schieferdecker! Oben bei der höchsten Spitze, wo man mit der Nase schon beinahe an die Wolken anrennt!“ Wie die Jungen da schauen und staunen und mich beneiden würden, dachte ich!

Aber wie hinauf kommen? Bei Tage, das wußte ich schon, litten's die Schieferdecker nicht, und Abends um sechs Uhr, wo sie Feierabend machten, verschlossen sie die Eingangsthüre, und diese konnte ich nicht öffnen. Der Schieferdecker-Junge hatte den Schlüssel und mußte ihn jeden Abend dem Meister bringen.

Indeß, was der Mensch gern will, das erreicht er in der Regel, wenn er sich recht viele Mühe darum gibt. Eines Abends steckte ich meinen schönsten bestrickten Ball ein und spazierte nach dem Thurne. Gedachte mit dem Ball den Zungen zu bestechen, daß er die Thüre vergäße zuzuschließen, und meinte, dem herrlichen bunten Balle widerstünd' er nicht, gewiß nicht. Bis um sechs Uhr legte ich mich dort am Abhang auf die Lauer. Die Gesellen gingen fort, der Lehrjunge räumte oben noch ein wenig auf, endlich kam er auch. „Du, Jakob!“ rief ich ihm zu — Jakob hieß der Junge nämlich — „Jakob, komm auch einmal zu mir!“ Jakob ließ sich nicht lange nöthigen — er kam. War ein hübscher Bursche, um drei oder vier Jahre älter als ich, mit einem rothbäckigen Gesicht und ganz pfiffigen Lächeln.

„Na, was willst du, Kleiner?“ sagte er.

Verdroß mich ein wenig, daß er Kleiner zu mir sagte und war doch selber kaum eine Handbreit größer als ich, aber hütete mich wohl, meinen Aerger zu zeigen, sondern sagte ganz freundlich: „Höre, Jakob, möchtest Du wohl den Ball da haben? Ein schöner Ball! Was?“ — Hielt ihm den Ball hin und sah wohl an den funkelnden Augen, die Jakob darauf bestete, daß ihm der Ball gefiel. Nun glaubte ich schon gewonnen Spiel zu haben.

„Ei warum nicht?“ meinte Jakob. „Aber Du wirfst ihn mir nicht schenken, denk' ich.“

„O ja, will ihn Dir schenken,“ sagte ich rasch, „sollst mir dafür nur ein einziges Mal die Thür zum Thurm offen lassen.“

„Das wird nichts,“ antwortete Jakob rasch und entschieden. „Wenn der Meister dahinter käme, würd' er mir schön die Jacke auf dem Buckel ausklopfen. Und was willst Du denn auch auf dem Thurm? Hast ja nichts droben zu suchen.“

„Möchte mich nur einmal umschauen,“ sagte ich.

„Ach was,“ erwiderte er, „kannst Dich hier umschauen genug. Die Welt sieht auch nicht anders aus von droben. Dummes Zeug!“

Mit diesen Worten ging Jakob davon, ich geschwind hinterher, und nun gebettelt, als ob es sich um ein Königreich handelte. Wollte aber nichts hören, der Jakob, obgleich ihm der Ball erstaunlich wohlgefiel, schügte immer vor, er werde schmählische Prügel vom Meister kriegen, wenn es dieser erführe.

„Aber wie soll er's denn erfahren?“ rief ich. „Du wirfst ihm

nichts sagen und ich auch nicht. Laß' auf die Thür, Jakob, und stieh', ich gebe Dir außer dem Ball auch noch'n Sechser!"

Der Sechser machte Jakob wanken! Ein Sechser und ein schöner Ball — das war ein Preis, um den es sich schon der Mühe verlohnte, eine Tracht Schläge hinzunehmen. Jakob bedachte ohne Zweifel außerdem noch, daß allerdings wohl der Meister nichts davon erfahren würde, und — er gab nach.

„Na, meinetwegen," sagte er. „Morgen ist Sonnabend, da kannst Du kommen, ich will die Thür auflassen. Aber hörst Du, daß Du mir keinen Unfinn machst, denn sonst hast Du es mit mir zu thun, und ich verstehe keinen Spaß. Krieg' ich Schläge vom Meister deinetwegen, so kriegst Du sie doppelt wieder und noch Zinsen dazu. Und nun her mit dem Ball und dem Sechser."

Nach gab ich ihm Beides hin, denn das wußt' ich, daß Jakob Wort halten würde. Wir trennten uns und ich trabte seelenvergnügt nach Hause.

Am andern Abend stand ich richtig auf der Lauer. Schlag sechs Uhr legten die Gesellen ihr Handwerkzeug weg und gingen nach der Stadt. Zehn Minuten später kam Jakob, sah sich schlau um, erblickte mich, und sagte nochmals mit drohendem Tone zu mir: „Daß Du mir keine Dummheiten machst! Gib auch Acht, daß Du das Handwerkzeug nicht in Unordnung bringst, und bleib nicht so lange oben."

Mit diesen Worten lief er fort; ich aber eilte voller Freude nach dem Thurm, fand die Thüre wirklich nur eingeklinkt, nicht verschlossen, und öffnete sie unter frohem Herzklopfen. Nun war ich drin in dem Thurm. Hink sprang ich die Wendeltreppe hinauf, die zu dem beinahe fertigen Dache führte, erreichte die Luke, unter welcher sich das schmale Brettergerüst befand, trat aus der Luke heraus in's Freie, und befand mich nun auf der halben Höhe des Riefendaches, einige zwanzig Fuß unter dem Ansauf, zwischen Himmel und Erde.

Ich habe bereits gesagt, daß ich ein kecker, verwegener Bube war — indes jetzt erschrak ich denn doch. Das Gerüst, auf dem ich stand, hatte kaum eine Breite von drei Fuß und kein Geländer. Als ich aus der Luke darauf trat und den Blick in die Tiefe unter mir wendete, da war es mir einen Moment, als ob der Thurm unter meinen Füßen schwanke, ein Nebel legte sich vor meine Augen, meine Beine fingen an zu zittern und ein wunderliches Gefühl riß mich fast mit Gewalt in die Tiefe hinunter. Ich hatte einen leichten Anfall von

Schwindel, wie ich ihn noch nie empfunden. Die Höhe des Thurmes schien mir von Oben herab ganz unermesslich und wenig fehlte, so wäre ich in meinem Entschlusse schwankend geworden. Dicht, ganz dicht drückte ich mich an die Schieferen des Daches an und wendete schon das Auge nach der Luke, um in das Innere des Thurmes zurückzukehren. Hätte ich es gethan, so wären mir einige qualvolle Stunden erspart gewesen. Aber ich that es nicht, und nach wenigen Augenblicken ging der Anfall von Schwindel, der meine Nerven erschütterte, vorüber. Ich richtete mich wieder auf, ich stand fest und trotzig auf dem leichten Gerüst, und blickte mit hellen Augen nicht nur in die weite Ferne hinaus, sondern auch in die jähe furchtbare Tiefe unter mir. Mehr und mehr gewöhnte ich mich an diesen Anblick, mein ganzer kecker Uebermuth kehrte zurück, und leichten Schrittes umging ich den Thurm in seiner ganzen Rundung. Keine Spur von Schwindel störte mich mehr.

Nachdem ich mir die Aussicht in die Weite nach allen Seiten hin genugsam betrachtet, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf den Thurm selbst. In gerader Linie über der Luke, aber um wenige Fuß unter dem Thurmknopfe, ragte ein starker Balken horizontal vom Thurme ab in die Luft hinaus, an dessen äußerstem Ende an starker eiserner Krampe ein Kloben mit einer Rolle hing, in welcher mehrere starke Seile liefen. An diesen Seilen war der hölzerne Sitz befestigt, um den ich so oft schon den Schieferdecker-Jungen beneidet hatte. Der Sitz selber lag seitwärts von der Luke, aus welcher ich herausgestiegen war, auf dem Gerüste, und war hier vermittelst eines dünneren Strickes an einen eisernen Haken am Dache festgebunden. Die Lust regte sich wieder in mir, mich auf den Sitz zu setzen, und wie Jakob, frei in der Luft schwebend, eine kleine Lustreise zu machen. Ich sah mir den Sitz, die Seile, Alles ganz genau an, und überzeugte mich, daß die Sache so gar gefährlich nicht sein könne. Die Seile waren fest wie Eisen, der Sitz breit genug, mit einer schmalen Rücklehne versehen und nach vorn hin durch die Stricke gesichert. Ein Herausfallen war nur dann möglich, wenn man alle und jede Vorsicht ganz aus der Acht ließ. Davon einmal überzeugt, sah ich nicht ein, warum ich mir den Spas nicht machen sollte. Konnte ich mich dessen doch nachher rühmen, und prahlen, ich hätte gethan, was keiner von meinen Schulkameraden mir nachmachen könnte.

Unflünige Eitelkeit, die mich trieb! Aber ich wurde dafür gestraft, meine übermüthige Vermessenheit sollte mir nicht so hingehen.

Vor allen Dingen löste ich den Knoten auf, der den Sitz an das Eisen im Dache befestigte. Bald kam ich damit zu Stande, setzte mich hierauf noch auf dem Gerüste auf dem Sitz zurecht und schob denselben mit Händen und Füßen nach dem Rande hin. Ich glaubte nur einen oder zwei Fuß unter das Gerüst sinken zu müssen, denn die Stricke, welche den Sitz oben an dem Balken befestigten, waren nicht so lang, daß ich tiefer fallen konnte, und die Enden derselben waren an dem Sitz durch Knoten befestigt. Dennoch überkam mich ein banges ängstliches Gefühl, als ich nun dem Rande des Gerüsts näher und näher kam, als ein Theil meines Sitzes bereits über den Rand hinweg ragte, als ich, den Kopf nur um ein paar Zoll zurücklehnd, unmittelbar in die senkrechte furchtbare Tiefe unter mir hinunter sah. Der Anfall von Schwindel, welcher mich vorhin ergriffen und auf einige Augenblicke meine Nerven erschüttert hatte, packte mich von Neuem und schüttelte mich von Neuem. Meine Glieder, Arme und Beine, waren wie gelähmt. Ich klammerte mich mit beiden Händen fest an die Stricke an, schloß die Augen, und faßte den Entschluß, meinen unsinnigen, verwegenen, tollkühnen Streich denn doch lieber aufzugeben. Mit hastiger Anstrengung suchte ich meinen Sitz wieder auf das Gerüst zu bringen. Aber war ich nun zu hastig, oder verwirrte die Todesangst meine Sinne, oder machte der Schwindel mich hilflos — kurz, meine Bemühungen führten gerade das Gegentheil von dem herbei, was ich bezweckte. Anstatt auf das Gerüst zurückzukommen, rutschte mein Sitz plötzlich hinten über — ich stürzte, stieß einen Schrei aus und hing plötzlich mit einem tüchtigen Rucke fest, der meinen ganzen Körper erschütterte. Mein lustiger Sitz schwanke wie eine Schaukel hin und her, und ich konnte nichts weiter thun, als mich an den Stricken fest halten. Aufblickend endlich gewahrte ich, daß mein toller, verrückter Wunsch erfüllt war: ich hing zwischen Himmel und Erde — zwanzig bis dreißig Fuß unter dem Gerüste, neunzig bis hundert Fuß über der Erde.

Wie um's Himmels willen hatte es sich zugetragen, daß ich so tief hinabgestürzt war?

Vergebens suchte ich mir diese Frage zu beantworten. Wahrscheinlich waren die Stricke nicht sorgfältig genug befestigt gewesen oder ich hatte mich in der Länge derselben getäuscht. Welches aber auch die Ursache sein mochte — die Thatsache stand fest: auf schwanke dem Sitz schwebte ich in der Luft und sah keine Möglichkeit vor Augen,

auf das Gerüst, von dem ich herunter gestürzt war, zurückzulehren. Ich versuchte es, mich mit Hilfe der verschiedenen Eile empor zu winden, aber es gelang mir nicht. Entweder war ich zu ungeschickt, oder das Gewicht des hölzernen Sitzes und mein eigenes war für meine schwachen Kräfte zu schwer. Ich brachte es zu nichts als zu dem bedenklichen Umstande, daß ich meinem Sitze eine schiefe Richtung gab, die mich das Hinausstürzen aus demselben fürchten ließ. Nach einigen vergeblichen Versuchen solcher Art gab ich die Hoffnung auf, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, und sah mich nach andern Hilfsmitteln um.

Noch stand die Sonne am Himmel, obgleich sie sich rasch ihrem Untergange näherte, noch war es heller Tag, und ich konnte von meinem erhabenen Sitze aus die ganze Umgegend überschauen. Ueberall, überall hin ließ ich meine Blicke schweifen, ängstlich forschend und suchend, um irgendwo nah oder fern ein lebendes Wesen zu erblicken, dem ich meine Noth klagen, dessen Beistand ich anrufen könne. Aber der Thurm lag ziemlich weit abseits von allen betretenen Wegen, und dieser Vergnügungsort hier, bis wohin allenfalls mein Hilferuf gereicht hätte, war, wie ich schon erwähnte, noch nicht vorhanden. Kein lebendes Wesen auf dem ganzen Bergrücken, als allenfalls ein Vogel, der sein zwitscherndes Abendliedchen erschallen ließ. Weiterhin auf den Landstraßen und in den Feldern sah ich wohl von Zeit zu Zeit einzelne Menschen, spazieren gehend und fahrend, aber sie waren viel zu entfernt, als daß ich hoffen durfte, sie würden mein Geschrei vernehmen. Dennoch schrie ich — so laut ich konnte — aus voller Kehle, und ließ auch mein weißes Halstuch winkend durch die Lüfte wehen; aber Niemand hörte mich, Niemand verstand mein Nothzeichen. Selbst wenn das Letztere bemerkt worden wäre, würde es mir wenig geholfen haben — denn Jedermann wußte, daß der Thurm ausgebessert wurde, und mußte vermuthen, daß Einer der Arbeiter noch bei ihm beschäftigt sei und vielleicht unnützen Scherz trieb. Daß ein verwegener, unbesonnener Dube um Beistand flehete, das vermuthete sicherlich kein Mensch.

Ich hatte nun die Aussicht vor mir, nicht nur die bevorstehende Nacht, sondern auch noch den folgenden Tag und die folgende Nacht in meiner unbequemen und gefährvollen Lage zubringen zu müssen, indem morgen Sonntag war, an welchem nicht gearbeitet wurde — eine Aussicht, die mir ganz und gar nicht gefiel. Allerdings rechnete ich

wohl darauf, daß meine Aeltern, wenn ich in der Nacht nicht nach Hause kam, mich auffuchen lassen würden — aber wer sollte mich hier suchen, außerhalb der Stadt, auf dem alten Thurme! Kein Mensch wußte davon, daß ich hieher gegangen war, außer der Schieferdede-Junge, und auf welche Weise sollte dieser von meiner Noth Nachricht bekommen? Dem fiel es gewiß nicht ein, vor Montag früh zu seiner Arbeit zurück zu kehren.

Diese Betrachtung meiner schlimmen Lage, ich läugne es nicht, entmuthigte mich nicht wenig, und ich begann allmählig einzusehen, daß ich ein Thor gewesen war, mich so muthwillig in Gefahr zu begeben. Schmerzlich bereute ich meine alberne Sucht, Gefahren aufzusuchen, um nachher damit prahlen zu können, und gern hätte ich jetzt auf jedes Großthun verzichtet, wenn ich nur wieder auf sicherem Boden gewesen wäre. Maulschellen hätte ich mir geben mögen über meine Dummheit!

Mittlerweile sank die Sonne tiefer und tiefer und der Abend nahte mit raschen Schritten. Je näher er heranrückte, desto ängstlicher wurde ich, denn natürlich, wenn erst die Nacht mit ihrer Finsterniß kam, dann verschwand mir auch die letzte Hoffnung. Bei einbrechen der Nacht sucht Jeder seine Hütte auf — wem sollte es da einfallen, nach dem Thurme zu kommen? Mir wurde sehr bange, so bange, daß mir der Angstschweiß vor die Stirne trat und daß ich immer lauter und heftiger um Hilfe schrie.

Keine Hilfe kam!

Die Angst trieb mich an, noch einmal den Versuch zu machen, mir selber zu helfen. Mit aller Gewalt zerrte ich an den Stricken, an denen mein Sitz befestigt war, und suchte mich in die Höhe zu ziehen. Plötzlich gaben die Stricke nach — Todeserschrecken durchrieselte mich, erstarrte mein Blut zu Eis — ich stürzte tiefer hinab — mit Blitzeschnelle durchzuckte mich der Gedanke: die Stricke sind zerrissen und im nächsten Augenblicke wirst du mit zerschmetterten Gliedern deinen letzten Athem aushauchen.“

So schlimm war es nun nicht — nur einen oder zwei Fuß stürzte ich tiefer, dann gab es wieder einen Ruck und der Sitz hielt fest. Aber was war dadurch groß gewonnen? Irgend etwas mußten an den Stricken nicht in Ordnung sein; da sie so viel nachgegeben hatten, konnten sie noch mehr nachgeben, konnten sich ganz lösen, und das fürchterliche Schicksal der Zerschmetterung, dem ich eben erst entgangen

war, konnte mich doch noch, konnte mich in jedem Augenblicke noch erreichen.

Welche Qual, welche entsetzliche Todesangst lag in diesem Gedanken, in dieser Möglichkeit! Ich zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub, mein Gehirn schien sich im Wirbel zu drehen, und die Brust war mir so eingeschnürt, daß ich kaum zu athmen vermochte. Jede Bewegung suchte ich zu vermeiden, denn in Folge derselben konnte ja möglicher Weise eine Erschütterung eintreten, welche ein neues Nachlassen der Seile und somit den Sturz in die Tiefe herbeigeführt hätte. Mit Schauern sah ich in diese schreckliche Tiefe, in das gährende, vor meinen Augen geöffnete Grab hinab; wieder ergriff mich die wirklich peinigende Empfindung des Schwindels, es zog mich fast mit Gewalt in die Tiefe, es drängte mich ordentlich, die Seile, an denen ich mich festhielt, loszulassen, und, den Kopf voran, in den Abgrund hinunter zu stürzen. Wunderlicher Widerspruch! Die Angst vor eben diesem Sturze trieb mir den kalten Schweiß vor die Stirne, und in derselben Zeit drängte ein unwiderstehliches Gefühl mit Gewalt mich hinab. Ich schloß die Augen — da war es vorbei. Von nun an hütete ich mich, mehr als einen flüchtigen Blick hinunter zu senden.

Allmählig verminderte sich die ungeheure Aufregung, in welcher meine Nerven sich befanden. Die Stride ließen nicht weiter nach und ich gab mich der Hoffnung hin, daß ich von dieser Seite her nichts mehr zu befürchten habe, wenn ich mich nur möglichst ruhig verhielt. Das that ich, regte kein Glied, schloß die Augen und warf nur von Zeit zu Zeit einen bangen Blick auf meine Umgebungen. Die Sonne ging unter — hinter einer dichten Wolkenschicht, deren Ränder sie mit einer dunklen, drohenden Röthe überstrahlte. Ich dachte mir nichts dabei — ich beklagte nur, daß es nun bald finstere Nacht werden, und daß ich nun auch noch die Schrecken der Finsterniß und einer schlaflosen Nacht zu erleiden haben würde. Aber noch ganz andere Schrecken standen mir bevor — Schrecken, an die ich nur mit Schauern und Entsetzen zurückdenken kann, Schrecken, die ich meinem ärgsten, meinem schlimmsten Feinde nicht wünschen möchte.

Viele Minuten hatte ich mit geschlossenen Augen in dumpfer Betäubung zugebracht, als plötzlich ein fernes rollendes Donnern mich aufschreckte. Ich öffnete die Augen: ein greller Blitz strahlte mir blendend entgegen, und der ganze Horizont schien in Flammen zu stehen. Ein schweres Gewitter zog herauf. Noch war die Dämmerung nicht

in Nacht übergegangen, aber die dichten Wollen, welche mit Windes- schnelle den ganzen Himmel umzogen, verbreiteten in einem Nu die dichteste Finsterniß über die Erde. Das Gewitter zog näher und näher heran, die Blitze führten wie Schlangen, und ein ununterbrochenes Krachen und Donnern erschütterte die Luft. Plötzlich brauste es dumpf aus der Ferne heran, mit immer stärkerem Hall, mit immer wachsender Wuth. Der Sturmwind machte sich auf. Ehe ich noch die Gewalt seines Wehens verspürte, vernahm ich schon trotz dem Rollen des Donners sein mächtiges Rauschen in der Luft. Mit unwiderstehlicher Macht kam er heran — jezt berührte mich sein Athem, jezt packte er mich — wie einen Ball schleuderte er mich auf die Seite, erschütterte das Gerüst über meinem Haupte, erschütterte selbst, wie es mir schien, den Thurm bis in seine Grundfesten hinab. Die Schiefer klirrten und klapperten, die Bretter des Gerüsts klappten mit Getöse auf und nieder, ein Theil derselben ward von der Balkenunterlage hinweg gerissen, wirbelte in die Luft hinaus, und stürzte mit Gepolter in die Tiefe hinab.

Ich war einen Moment vom furchtbarsten Schrecken wie gelähmt, wie vernichtet. Instinktmäßig unklammerte ich die Seile, an denen mein Sitz hing, mit beiden Händen, und wartete jeden Augenblick entweder zu stürzen oder an den Quadern des Thurmes zerschmettert zu werden. Wie ein leichter Ball ward ich hin und her geschleudert. In der Todesangst streckte ich meine Füße aus, um mich mit ihrer Hilfe von dem Thurne so weit wie möglich entfernt zu halten. Aber es nützte nicht viel. Einigen Stößen, zum Glück den heftigsten, entging ich, aber andern erlag ich. Wenn nicht der breite hölzerne Sitz mich einigermaßen geschützt hätte, so wäre in jener Nacht kein Glied an meinem Leibe ganz geblieben. Nicht zu beschreiben ist es, wie mich der Sturm hin und her warf. Wie in einer Schaukel slog ich bald hierhin, bald dorthin, und noch heute ist es mir ein unlösbares Räthsel, daß ich aus jenem Schrecken mit dem Leben davon gekommen bin. Mit unsäglicher Wuth raste der Sturm auf mich los, und gewiß, ich hätte seinem Grimm erliegen müssen, wenn nicht ein Zufall, oder nein, kein Zufall, sondern die Gnade Gottes mir zu Hilfe gekommen wäre. Schon verließ mich meine Kraft, meine Füße, verstaucht und schmerz- zend, versagten mir ihren Dienst, ich hatte Mühe, mich überhaupt nur auf meinem Sitze zu erhalten, als ein neuer heftiger Windstoß mich packt und mich fast bis unter das Dach des Thurmes in die

Höhe schleuderte. Im Rücksturz blieb mein Sitz an irgend einem Gegenstande hängen, und um ein Haar wäre ich herausgefallen. Wild fuhr ich mit den Händen in der Luft herum, unwillkürlich nach einem Halte tastend, und — siehe da — ich packte einen starken eisernen Haken, der in die Mauer eingeschlagen und ohne Zweifel bei der Herstellung des Gerüstes benützt worden war.

Wie ich mich an ihn anklammerte! Himmel, wie ich ihn packte, ihn festhielt, krampfhaft meine Finger um ihn schlang! Ich ließ ihn nicht wieder los, nicht los, ich hätte ihn mit den Zähnen festgehalten, wenn meine Hände daran ersahmt wären. Aber sie ersahmten nicht — die Verzweiflung, die Todesangst verliehen mir eine Kraft und Ausdauer, die ich mir nimmermehr zugetraut hätte, und Einer Furcht wenigstens, der allerschlimmsten Furcht, der, von den wüthenden Winden, stoßen an den Quadern zermalmt zu werden, war ich ledig.

Zum Glück dauerte der Sturm nun auch nicht mehr lange. Mit ungeheurer Schnelligkeit zog das Gewitter herauf und über meinen Kopf hin, aber eben so schnell ging es auch vorüber. Die Blitze umzuckten mich, die Donner krachten rollend und knallend in mein bestäubtes Ohr, der Regen goß in Strömen auf mich nieder und durchnäßte mich in weniger als fünf Minuten bis auf die Haut — aber dann war auch Alles vorbei. Hinter den Wolken öffnete sich der tiefe blaue Himmel mit seinen funkelnden Sternen, die tröstend durch die Finsterniß leuchteten; die Blitze waren bald nur noch ein Wetterleuchten, die Donner verhallten grollend in weiter Ferne, der Sturm hörte fast plötzlich auf, und der furchtbaren Empörung in der Natur folgte beinahe eben so schnell, wie sie entstanden war, die friedlichste, süßeste Ruhe. Wenn meine Kleider nicht durchnäßt gewesen wären bis auf die letzte Faser, ich hätte den ganzen Sturm für einen Traum halten können. Oder doch nicht — denn auch meine schmerzenden Glieder erinnerten mich daran, daß denn doch Alles Wirklichkeit gewesen war. Meine Kniee waren wund und ich fühlte, wie von ihnen das Blut warm in meine Stiefel rann.

Indeß — das war noch zu ertragen! Schlimmer litt ich durch den Frost, der mich bald nach vorübergezogenem Gewitter zu durchschauern begann. Die Luft, die am Tage glühend heiß gewesen war, hatte sich bedeutend abgekühlt, und meine durch und durch nassen Kleider ließen mich dies hart empfinden. Hatte ich früher vor Angst gezittert, so zitterte ich jetzt vor Frost. Meine Zähne klapperten an

einander, und bald war ich so erstarrt, daß ich mich nicht mehr an dem in der Noth ergriffenen eisernen Haken festhalten konnte. Ohne daß ich es zu verhindern vermochte, entglitt er meinen eiskalten Fingern und ich sank in meine frühere Lage zurück. Da hing ich nun wieder unbeweglich, denn der Sturm hatte ganz aufgehört. Von ihm hatte ich nichts mehr zu fürchten, so wenig, wie von einem etwaigen Reißen oder Nachlassen der Stricke. Das Ungewitter hatte ihre Festigkeit hinlänglich bewährt.

Allmählig stellte sich durch meine Bemühungen wieder einige Wärme bei mir ein. Ich rieb mir anhaltend die Hände und die andern Gliedmaßen, und diese fortgesetzten Bemühungen waren von Erfolg. Aber mit der wiederkehrenden Wärme nahte sich noch ein anderes Bedürfnis — das Bedürfnis des Schlafes. Ihr werdet euch wundern, daß ich es empfand in solcher Lage, schwebend zwischen Himmel und Erde, umringt von Todesgefahren, denen ich kaum einen Widerstand entgegensetzen konnte — aber ich empfand es, und zwar mit unwiderstehlicher Macht. Ist am Ende auch erklärlich genug. Hatte nun Stunden lang in Todesangst geschwebt, hatte meine Kräfte im Kampfe mit den Kräften und Gewalten der Natur aufs Aeußerste angestrengt und erschöpft, und, was eine Hauptsache ist, war fast noch ein Kind. Kindern aber ist der Schlaf ein durchaus unabweisbares Bedürfnis, und auch ich konnte kaum noch durch den Gedanken, daß ich während des Schlummers wahrscheinlich von meinem Sitze heruntertaumeln würde, meine Augen offen erhalten. Ach, wie gern, wie gern hätte ich geschlafen, wenn auch nur eine Stunde, eine einzige kurze Stunde! Gar zu entsetzlich müde war ich geworden, so müde, daß die Müdigkeit endlich selbst meine Angst überwog.

Ich entschloß mich nun kurz, nahm mein Halstuch und mein Taschentuch, und band mich damit so fest an die Stricke, daß ich nur stürzen konnte, wenn diese rissen. Wenigstens glaubte ich es. Kaum fünf Minuten später schlief ich, schlief so fest, daß der Donner von hundert Kanonen mich nicht aufgeweckt hätte. Welch ein Erwachen aber harrete meiner!

Wie lange ich in diesem Todeschlummer gelegen oder vielmehr geseßen habe — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich plötzlich von Neuem hin und her geschleudert wurde, daß ich von Neuem in der höchsten Todesangst schwebte, entweder von dem Sturme zerschmettert oder in die Tiefe gestürzt zu werden. Neues verzweifelltes Ringen

um mein Leben — ich stöhnte, ich schrie, ich kämpfte — die Tücher, mit denen ich mich festgebunden, lockerten sich — mein Sitz schwankte über — legte sich auf die Seite — ich griff nach den Stricken — verfehlte sie — gellend, gellend schrie ich auf! — Ich war von dem Sitz hinunter geglitten! — — —

Und wo kam ich wieder zum Bewußtsein? . . . In den Armen meines Vaters, der mich mit Hilfe des Schieferdecker-Jungen und seines Meisters auf das Gerüste heraufgezogen, heruntergehoben und in den Thurm getragen hatte. Ein schwerer Traum war es gewesen, der mich geängstigt. Das Schwanken meines Sitzes rührte nicht von einem neuen Sturme, sondern von den Bemühungen meiner Retter her. Vergebens hatten sie mir zugeschrien, um mich aufzuwecken. So wanden sie mich dann in die Höhe — ich glitt allerdings von meinem Sitz, aber nur, um in die Arme meines Vaters, nicht aber in die gefürchtete schreckliche Tiefe hinab zu sinken.“

„Das laß ich gelten!“ sagte tief aufathmend Robert, der junge Offizier, und drückte heftig die Hand des Freundes, als ob derselbe eben jetzt erst gerettet worden wäre. „Aber wie erfuhr Dein Vater? . . .“

„Ganz einfach,“ fiel ihm Camill in's Wort. „Man suchte mich die halbe Nacht hindurch in der Stadt. Keine Spur war zu finden, ich wie verschwunden. Endlich wollte mich Jemand in der Nähe des Pulverthurmes gesehen haben. Mein Vater ging zum Schieferdecker-Meister, um dort vielleicht eine Nachricht zu vernehmen. Jakob wurde geweckt, gestand Alles ein, und mein Vater eilte mit dem wackern Meister und dem Jungen hinaus zum Thurme. Hier fanden, hier retteten sie mich. Schläge bekam ich dieses Mal nicht, aber, Freunde, es war auch nicht nöthig! Nie ist es mir wieder eingefallen, mich so muthwillig in Gefahr zu begeben wie damals!“

Zwei Briefe aus Nord und Süd.

Von Aurelie.

Marie an ihre Freundin Clara.

Gelgoland, den 26. Juli 184—.

Ueber das Meer hin muß ich Dir meine Grüße schicken, du lieb-
stes Clärchen. Während Du vielleicht schon die südliche Gränze von
Deutschland überschritten hast, sitze ich hier auf dem verwitterten Felsen
im Meer, nichts ist ringsum als der weite unermessliche Ocean. Heut
liegt er im Sonnenschein wie ein zahmer Löwe zu den Füßen der klei-
nen Insel. Unzählige weiße und rothe Segel tauchen in weiter Ferne
auf: es sind Fischerboote; dort nach England hin zieht die Rauchsäule
eines Dampfsboots; das Meer ist blau, stahlblau wie ein südlicher
Himmel, an andern Stellen grün wie Smaragd. Gegenüber liegt wie
ein Silberstreif auf dem dunkeln Grunde die weiße Düne; viele Ruder-
boote kreuzen sich zwischen der Insel und der Düne: sie schiffen die
Badegäste hinüber und herüber. Eben wird auf dem Oberlande zur
Kirche geläutet: es ist Sonntag, die Einwohner sind im schönsten Putz
und wallen die breite Treppe hinan und hinab. Gelgoland bietet heut
wirklich einen friedlichen, heitern und großartigen Anblick. Ich wollte,
Du säßest hier neben mir, Clärchen, vor unserer Hausthür auf dem
Oberlande, schautest Dich mit mir um und fühltest mit mir die frische,
labende und doch sammtweiche Berührung des Seewindes. Aber so wie
heut weht er nicht alle Tage — wir haben schreckliche Stürme erlebt,
wo die Wellen ihren Schaum bis auf das Oberland spritzten: zweihundert
Fuß hoch über den Meerespiegel; denn wie die Gelgoländer sagen:

De Wind is dat Water sin Speelmann, ashe speelt so mut et danken.

Ein fürchterlicher Tanz ist es! Wenn es schon schwer fällt, sich das
Meer überhaupt vorzustellen, wie viel weniger kann man sich einen
Begriff machen von dem Anblick eines Sturmes auf der See. Schnell
ist ihre stahlblaue Farbe, so wie der Himmel sich trübt, in tiefes Grau
verwandelt; beim ersten Windstoß kräuselt sich nur die Oberfläche des
Wassers, aber schon zeigen sich als Vorboten des Sturmes die weißen

Röven; sie lassen sich wie Steine hinabfallen in's Meer, um im Trüben zu fischen. Der Sturm wächst, hohe Wellen erheben sich und thürmen sich über einander, und so weit das Auge reicht, sieht man die weißen Schaumkämme aufsteigen und vergehen. Weh den armen Schiffern, die dann unterwegs sind! Auf dem Oberland kann man sich kaum aufrecht erhalten. Die Röven, die anfangs so raubsüchtig waren, sitzen nun, selbst vom Sturm ermattet, in großen Schwärmen auf der Düne beisammen. Die Schiffer stehen sämmtlich, mit ihren Fernröhren bewaffnet, auf dem Galn oder am Leuchthurm, und spähen nach entfernten Fahrzeugen, die ihr geübtes Auge oft unterscheidet, wenn wir noch keine Spur von ihnen erkennen. Während eines solchen Sturmes waren wir acht Tage lang wie Gefangene und wagten es nur selten einmal aus unserem Hause zu schlüpfen, um das großartige und doch furchtbare Schauspiel mit anzusehen. Als wir zum ersten Mal wieder nach der Düne fahren konnten, war das Meer noch so bewegt, daß die Wellen immer noch über unser Boot schlugen. Mir ist das jetzt eine Lust geworden, ich bin es schon ganz gewohnt: man kann auch nicht ängstlich sein mit den hiesigen Schiffern, sie kommen einem vor wie halbe Amphibien. Zum Krankwerden hat man kaum die Zeit, denn in einer Viertelstunde ist man bei gutem Winde drüben. Aber die Fahrt hieher mit dem Hamburger Dampfsboot — die war schauerlich. Denke Dir, Clärchen, 180 Passagiere, von denen nur vier gesund blieben. Um 6 Uhr Morgens waren wir von Hamburg ausgefahren. So lange wir auf der Elbe schifften, gefiel's uns ungemein wohl. Die schöne erfrischende Morgenluft hatte schon einen Beischmack von der See. Dazu die grünen Ufer, die reizenden Landhäuser, die Musik auf dem Schiff — Alles schien wie zu einer Lustfahrt eingerichtet. Die Damen saßen in schönster Reisettoilette „in buntem Kranz“, die Herren gingen rauchend auf und ab, Kinder sangen und sprangen umher, dazwischen liefen die geschäftigen Kellner und fragten, ob man um 2 Uhr an der Table d'hôte zu speisen wünsche? Ei gewiß! war die allgemeine Antwort; die Reisegesellschaft schien bei bestem Appetit. Ach, wie wenig kann man in die Zukunft schauen! — Der Restaurateur freilich, der kann es: er weiß, daß das Bestellte bezahlt werden muß, auch wenn es nicht verzehrt wird.

Es war nur Ein Mädchen meines Alters an Bord: ich suchte mit ihr Bekanntschaft zu machen. Sie gehörte einer Berliner Familie an, die aus Eltern, einem kleinen Bruder und einer Gouvernante bestand

— einen Schweiß von Dienerschaft nicht mitzuzählen. Alexandrine (so hieß die Kleine) gab mir zu meiner Verwunderung keine Antwort, sah mich von oben bis unten an, und drehte mir den Rücken. Ich hörte sie dann zu ihrer Gouvernante sagen: *Je ne savais pas, qui sont ses parens*, womit jene auch völlig einverstanden schien. Um 12 Uhr Mittags erreichten wir Lughaven, und das weite Meer lag nun offen vor uns. Wir hatten nicht lange Zeit, uns über den Anblick zu freuen, denn Wind und Regenschauer jagten uns in die Kajüte.

Bis zur rothen Tonne — ein Schifferzeichen im Meer — hielten wir leidlich gut die Bewegung des Schiffes aus. Aber bald erhob er sich heftiger: die Gläser auf den Tischen fielen um, die Wände krachten, die Menschen taumelten, das allgemeine Unbehagen begann. In der Kajüte wie im Salon erstickte man — mit Noth und Mühe erreichten wir wieder das Verdeck. O wie beschreibe ich Dir den greulichen Zustand, der nun der allgemeine wurde! Mir blieb nur so viel Bewußtsein, mir mein Ende zu wünschen. Die Matrosen hatten uns mit Matrosen versehen, die jetzt noch zu erobern waren: bald schien das Verdeck in ein Lazareth verwandelt. Die Kellner und das Schiffsmädchen eilten mit Waschbecken von Einem zum Andern; zuletzt wurden sie selbst krank, und ihr Beistand immer träger. Welches Stöhnen, Nschzen und Klagen rings umher! und statt der bequemen Ruhe eines Krankenzimmers die immer zunehmende Bewegung des Schiffes! Kein Land mehr zu erblicken, der herabströmende Regen, der uns bis auf die Haut näßte, und auf die Frage, die dann und wann ein Gesunder aussprach: „wie weit noch bis Helgoland?“ die stete Antwort der Matrosen: „bi diesen Wind, mein Herr, vielleicht noch fünf, sechs Stunden.“

In halbem Traum sah ich die Berliner Familie wieder auf dem Verdeck erscheinen; sie mochten's wohl auch nicht länger im verschlossenen Raum ausgehalten haben. Mit Mühe fanden sie noch Platz auf dem platten Boden, und nahmen ihre Reisefäcke als Kopfstützen. Alexandrine weinte nach jedem neuen Ausbruch der Krankheit. „An's Land! ich will an's Land!“ schrie ihr kleiner Bruder, während ihre Mutter auf's Bestimmteste erklärte, nie mehr anders als zu Lande reisen zu wollen. (Sie schien vergessen zu haben, daß sie schon auf der Rückreise von Helgoland gezwungen sein werde, ihrem Vorsatze ungetreu zu werden.) „Kann man denn nicht einmal ein Glas Wasser erlangen?“ stöhnte Alexandrine. Ich besann mich, daß ich noch ein halb gefülltes Glas neben mir stehen hatte, und hielt es ihr

hin. Ihre Mutter dankte mir, und die Familie theilte sich in den kleinen Vorrath. Eine wunderbare Schule für allen Hochmuth ist die Seekrankheit, dachte ich, als ich ringsum alle die Menschen, die sich vorher kaum gegrüßt, vertraulich neben einander liegen sah, oft ihren Mantel mit einander theilend, oder nach entgegengesetzten Richtungen hingestreckt denselben Nachtsack als Kopfkissen benutzend. Auch ich machte Alexandrine ein Zeichen, daß noch Platz auf meiner Matratze sei: sie dankte mit einem Kopfnicken, rückte zu mir, und so lagen wir gemeinschaftlich leidend neben einander, bis uns der Ruf: „Man sieht Helgoland!“ anregte, den Kopf in die Höhe zu richten. Ein dunkler Punkt am Horizont war die ganze Herrlichkeit. Er wollte nicht so geschwind wachsen, als wir es wünschten. Nach zwei Stunden vergeblicher Erwartung meinte ich schon, wir würden es nimmer erreichen, als Mama, die sich früher erholt hatte wie ich, mich aus meiner Theilnahmslosigkeit erweckte. „Steß' nur auf, Marie,“ sagte sie, „man sieht schon die Häuser auf Helgoland!“ und wirklich lag die kleine Felseninsel dicht vor uns in der Abenddämmerung. Boote kamen uns entgegen, wir warfen unsern Anker aus, und halb getragen von den Matrosen wandten wir die Schiffstreppe hinab in die Schaluppe. Die Bewegung des Ruderns fand ich minder unangenehm als die des Dampfbootes. Nach der Sitte oder Unsitte der Insel wurden wir armen Kranken empfangen: alle Einwohner und Badegäste bildeten vom Landungsplatz aufwärts zwei lange Reihen, in deren schmaler Gasse die Ankommenden, Einer hinter dem Andern hergehend, sich ein Kreuzfeuer von Anmerkungen und Beurtheilungen gefallen lassen mußten. Dabei wird man laut gezählt wie eine Heerde Schafe. „Nummer 30! 31!“ „Nummer 32 sehr blaß, muß recht krank gewesen sein,“ hieß es von mir. — „Mantel tragen, Madame?“ — „Logis, mein Herr?“ rufen die Jungen dazwischen. Nun schlägt aber meine Badestunde, liebste Mädchen, morgen mehr.

(Schluß folgt.)

Kesli und Kuoni.

Erzählung von Julius Berner.

Erstes Kapitel.

„Geda, Kesli, wo bist denn? Hast Dich etwa gar in den Bauch der Kuh versteckt, wie klein Däumelchen, oder hast Dich unsichtbar gemacht, wie das graue Männlein mit der Rebellsappe? So sag' doch, wo Du steckst und gib mir Antwort?“ — so rief es von der halbgeöffneten Thüre eines Kuhstalles aus, welcher sechs bis sieben Stück vortrefflichen Schweizerviehs enthielt, das neugierig die Köpfe nach dem Sprecher hinwandte und sich in wohlgefälligem Brummen vernehmen ließ, als wolle es die Frage des Eintretenden beantworten.

„Hier!“ klang es endlich von unten herauf aus dem hintern Theile des Stalles, „hier bin ich ja!“

„Hier?“ fuhr die erste Stimme fragend fort, „wo denn? Hier ist überall! Doch ich merke schon,“ sagte der Kuoni, indem er dem Orte zuschritt, wo er den Befragten vermuthete, „Du bist am Melken. Nun warte, ich will Dir beistehen, damit Du bald fertig wirst. Doch sag' mir zuvor, ob Du mitgehst?“

„Mitgehen?“ sagte Kesli, indem er sich unter der Kuh vorbog und den schweren Milchzuber unter ihr wegnahm, „ei ja, ich möchte wohl, aber der Vater wird grausam schelten, wenn er mich nicht daheim findet. Er hat gestern schon gefragt, wo ich alle Tage herumliefe und gemeint, aus mir würde 'mal ein schlechter Bauer werden, wenn's so fort ginge mit Vagabundiren und dem Plaisir nachgehen. Da habe ich mir denn vorgenommen, heute und morgen 'mal z'Haus z'bleiben und zu sehen, wie sich das thät.“

„Ha, ha,“ lachte der andere Kuoni, welcher größer und um einige Jahre älter zu sein schien als Kesli, der jetzt neben ihm stand, „um übermorgen um so länger auszubleiben! Nun ja, ich weiß das schon. Doch sag' 'mal, hast Du denn vergessen, was wir uns gestern vorgenommen haben, als wir im Kirchlein waren, und willst nun, daß ich allein hinziehe und schaffe, oder soll ich's dem Beichard oder dem

Bältsi sagen, daß sie mit mir kommen, weil Du nicht willst? He, sie würden sich gar sehr freuen über's schöne Kirchlein und Dich recht brav darnach auszlachen!"

„Nein,“ sagte Resli, „das sollst Du nicht thun, aber helfen sollst Du mir, daß wir bald fertig werden, und dann wollen wir zusammen hinunter gehen und die Arbeit vollenden!“

Nachdem die beiden Knaben diese Worte in schweizerischem Dialekt mit einander gewechselt hatten, machten sie sich an das Recken der noch übrigen Kühe, hingen die gefüllten Eimer an die herabhängenden Ketten und verließen das Gehöft durch die hintere Hofthüre. Leise klinkte Resli ein und Beide schritten dann eine Weile schweigend neben einander her, bis sie die Häuser des Dorfes hinter sich hatten und sich einer grünen Matte näherten.

Es war ein schöner, wonniger Frühlingsabend. Die Drossel sang ihre tiefen Melodien im benachbarten Zaun und das volltönige Schlagen der Nachtigall klang von Zeit zu Zeit darein, als hätten beide sich vorgenommen, sich recht traulich mit einander zu unterhalten und sich zu erzählen, was ihnen auf ihrer langen Wanderschaft passiert sei. Unbewußt horchten ihnen die Knaben zu, als sie an der Hecke vorbeischritten und ihre Füße leicht über den schwellenden Rasenteppich hinwegleiteten. Auch die Quellen waren schon laut und rieselten in heimlichem Geflüster dahin, als freuten sie sich, vom Drucke des Eises befreit zu sein und müßten heute noch wer weiß wie weit wandern. Dagegen machten die höher gelegenen Berge noch gar keine Anstalten, sich zu rühren. Mit eiskalten Mienen schauten sie, als müßten sie gar nicht, was drunten im Thale Grindelwalds vor sich gehe, hinab auf den Blüthenschnee der Raibäume und meinten wohl gar, es wäre der ihre. Da stand das Wetterhorn mit gepudelter Perrücke und starren, dem Felsabhang, da das Finsteraarhorn, welches sich sogleich wieder verschleierte, wenn es einen Augenblick sichtbar war, als wollte es sagen: „ich mag euch gar nicht sehen, ihr Berge und Thäler rings herum, und bin viel zu schön, als daß ihr mich seht!“ Dahinter zur Rechten blickte der spitzige Mönch und Eiger mit der Jungfrau, der einsamen, weiß gekleideten Nonne, hervor, und noch viele andere Hörner und Firnen, die ich gar nicht einmal erwähnen mag, weil sie gar frostig und griesgrämlich drein schauten, als wäre es ihnen nicht recht, daß sich das Grindelwäldchen einmal fein gepuht und seinen Sonntagsstaat angelegt habe. Nun krummten sie aus der Ferne und machten

einen Lärm mit Lawinstürzen und Felsensprengen, als müsse sich davor ein Jeder fürchten und der Grindelwald wieder unter die Schneedecke kriechen. Darin aber hatten sie sich diesmal geirrt: Amsel und Nachtigall ließen ihre klangvollen Stimmen ihnen zum Trost erschallen und die beiden Anaben merkten nicht einmal darauf.

Dicht bis an den großen Felsblock, welcher am Fuße des Gletschers lag, schritten sie heran, setzten sich hier am Rande der Wiese nieder, zogen die Schuhe aus und stiegen dann zum Bächlein hinab, welches unter der gewaltigen Eismasse hervorragt. Sie durchwateten es, bückten sich ein wenig unter den blauen Eisschollen hindurch, welche drüber ein Dach bildeten, und standen mit einem Male auf dem Tretenen. In ziemlicher Höhe, vielleicht noch einmal so hoch als sie selbst waren, wölbte sich über ihnen die blaue Eismasse, welche sie von allen Seiten umschloß. Kristallrein funkelten die einzelnen Spitzen, welche an den Wänden hervor sahen, und die weißen Luftbläschen, welche im Eise waren, glichen großen Perlschnüren, die um einer Jungfrau Hals gewunden sind.

„Da sind wir ja in unserem Kirchlein!“ sagte Kuoni, der ältere der beiden Anaben, als er in den sich auf einmal erweiternden Raum eintrat, der wirklich an Gestalt einer kleinen Kapelle glich, durch deren Fenster der blaue Himmel herein scheint, „s'ist doch recht schön und traulich hier, so einsam und doch so lieb, daß man sich fast schämt ein Wörtlein zu sagen, als könnten die alten Eismände es hören und s'Einem übel deuten!“

„Hör“, sagte Resli, „mach' mir die Wände unseres Kirchleins nicht schlecht, sonst werde ich böse. Sie sind besser als die mancher Stube: im Winter warm wie am Ofen, im Sommer kühl wie unter dem Schatten eines Baumes. Der Vater erzählt immer von dem großen Herzoge, der die schönen Diamanten mit hergebracht hat, die wir ihm hernach abgenommen haben, so daß er so arm wurde, daß er nie wieder herkommen konnte. Möchte doch sehen, ob er einen so großen Diamant gehabt hat, wie wir hier, und ihn fragen, was er uns dafür geben will.“

„Bist g'scheit“, sagte Kuoni, „willst unser Kirchlein verkaufen, als gehörte es Dir alleine. Weißt noch nicht einmal, daß der Herzog längst gestorben ist und nimmer wieder kommen kann. Würst am Ende noch so lange spekuliren, daß die Andern es auch 'mal herauspekuliren, wo wir stecken, und uns von hier noch vertreiben. Aber ich sag' Dir,

wenn ich das höre, ist's rein aus mit uns, darfst mich im Leben nicht mehr Deinen Freund nennen und magst mir nur nicht wieder vor's Gesicht kommen! Ja," fuhr er eifriger fort, „ich könnte Dich beinahe tüchtig zerprügeln, wenn ich das wüßte!"

„Nu, nu," beruhigte Resli den älteren Anaben, indem er ihm offenerherzig in's Gesicht sah, „brauchst Dich gar nicht so sehr zu eifern um Nichts. S'wird mir im Leben nicht einfallen, Jemanden etwas vom Kirchlein zu sagen. S'wär' ja Sünde, wie der Cantor sagt, und brauchst's ja überdem Niemand zu wissen, denn wir thun ja kein Unrecht und h'halten s'gute Gewissen dabei. Aber laß uns lieber an unsere Arbeit gehen, damit wir heute damit fertig werden. Morgen, das sage ich Dir gleich, kann ich nicht wieder mitgehen. Der Vater wird so schön böse sein und nicht schlecht schelten, wenn er's Kenneli daheim findet und mich nicht dabei!"

„Thun ja nichts Unrecht's," sagte Kuoni, „wie Du gesagt hast. Schilt er 'mal, so wird er auch wieder gut werden und Dich dann um so lieber haben. Hab' von meinem Vater nie s'Stöckchen gekriegt und bin doch groß geworden, wie die Mutter sagt!"

„Ja," entgegnete Resli, „Du bist auch der Einzige, darum hast Du s'Stöckchen nicht gekriegt. Die Einzigen dürfen's nicht kriegen, sagt die Mutter, sonst werden sie böse und kommen nicht auf!"

Während dieser Worte machten sich Beide daran, die Moosbank, welche sie an einer der Seitenwände begonnen hatten, zu vollenden. Den Eig bildeten Steine, die sie von draußen her zusammen gesucht und in einander gefügt hatten, drüber legten sie die weiche Moosbekleidung zum Eig, die Seiten suchten sie ebenfalls damit, so gut es ging, zu bekleiden. Es mußte Beiden recht warm werden, denn der Schweiß stand ihnen in hellen Tropfen auf der Stirne. Dennoch arbeiteten sie unverdrossen fort und schienen so eifrig, als wollten sie sich einander übertreffen. Zuletzt verstummten jedoch Beide, da das Werk ihrer Hände ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien und Keiner rebete wieder ein Wort, bevor sie dasselbe zu Stande gebracht hatten.

Das Geheimniß der Grotte, von welchem außer ihnen Niemand in Grindelwald wußte, hatten sie vor ungefähr einer Woche entdeckt und es sorgfältig wie ein Kleinod bewahrt. Sie spielten eines Abends mit mehreren Anaben Verstecken in der Nähe des Gletschers und hatten Beide denselben Ort gewählt, um sich vor dem Suchenden zu verbergen,

als plötzlich die Eischolle, an welche sie sich lehnten, nachgab. Sie bemerkten eine Oeffnung, verfolgten sie und waren so glücklich, den geheimen Ort zu entdecken. Ihre Freude war unbeschreiblich, nicht weniger groß jedoch das Erstaunen der Zurückgebliebenen, als sie die beiden Knaben nirgends auffinden konnten. Sie glaubten endlich, daß Beide sich heimlich davon gemacht hätten, und zogen ab. Von ihrem Rufe aber drang nichts in den Raum, in welchem sich die Knaben befanden, und gar nicht wieder trennen konnten. Sogleich faßten sie den Entschluß, das Geheimniß Niemanden anzuvertrauen und das „Kirchlein“ (wie sie die Grotte nannten) hübsch für sich einzurichten, womit sie denn auch eben beschäftigt waren.

„Fertig!“ rief Resli endlich. — „Ich auch,“ entgegnete Kuoni, und Beide erhoben sich und betrachteten mit selbstgefälligen Blicken ihr Werk. „Nun können wir doch auch sitzen,“ sagte Kuoni, „und brauchen nicht wie die Knechte zu stehen, wenn sie ihre Löhnung empfangen. Nun fehlt nur noch ein Tisch, auf welchen wir unsere Sachen setzen können, wenn wir im Sommer herziehen, und eine Commode, worin wir Alles verschließen. Ha, wie freue ich mich darauf, wenn wir erst hierher ziehen werden, Resli! Die werden einmal suchen und schauen, wo wir hingerathen sind, und doch wird uns Niemand finden. Wirklich, das muß ein göttlicher Spasß werden. Dann kommen wir eines Tages plötzlich heraus und sagen: Hier sind wir! Fragen sie aber, wo seid ihr dann gewesen, ihr Schelme! ha, ha, ha, mögen selbst darnach sehen, wenn sie's wissen wollen, nicht wahr, Resli?“

„Ja,“ antwortete dieser, „aber fort darf ich nicht laufen, sonst geht's mir schlecht, wenn ich wieder heimkomme. Der Vater hat so schon gesagt, läufst mir noch einmal weg, ohne mich zu fragen, so gibst's —“ dabei machte er eine bezeichnende Bewegung. „Auch würde's Kenneli gar sehr weinen, wenn's Abends allein sich schlafen legen sollt, und ich ihm's Vater Unser nicht vordeten thät, wie alle Abend, und die Mutter hat gesagt, sie weinte sich schier zu Tod, wenn sie mich nicht mehr sah und denken müß, ich sei gestorben. Wir werden's ihr also doch sagen müssen, wo wir hingehen, damit sie nicht so arg suchen und darnach weinen, wenn sie uns nicht finden können!“

„Wahrhaftig,“ sagte Kuoni, „grad' so hat meine Mutter auch gesagt, und mein Vater sagte auch, er müsse dann weinen, mehr als Deiner, glaub' mir's nur!“

„Mehr als meiner?“ fragte der Andere, „da möcht' ich doch wohl

einmal sehen, wer's besser könnt', wenn's sein müßte, meiner oder Deiner. Aber meiner thut's nur nicht, weil er nicht will, denn er sagt immer, wenn die Mutter weint: sei mir nur still, bist ja wie ein Kind und doch sonst so 'ne verständige Frau. Was weinst denn halt wieder, als wär' Dir 'n großer Schade geschehen, und 's ist doch nichts Arges. Ja, ja, so sagt mein Vater immer, und sagt auch, er könne keine Thränen sehen!"

„Kann keine sehen?“ fiel Kuoni fragend ein; „ha, ha, das ist mir ein rechter Vater, der nicht einmal Thränen sehen kann. Meiner sieht sie sehr gut, und hat sie immer sehen können. Ich brauch' nur 'mal recht zu weinen, so kommt er schon zu mir und fragt: „Kuoni, was hast denn?“ und wenn ich dann sage: ich weine, Vater, dann sagt er: „'s ist recht, mein Bube, wein' dich nur recht aus, hernach wirst du schon wieder lachen. — „Aber hast Du denn schon einmal gehört, daß die Gletscher auch weinen?“ fragte er weiter.

„Nein,“ antwortete Resli, „das weiß ich gar nicht. Wer thut ihnen denn was?“

„Die Sonne, hat die Mutter gesagt, plagt sie alle Tage, und läßt ihnen nimmer Ruh. Da fangen sie dann an zu 'schmelzen und weinen in Einem lang fort. Und nicht blos einzelne Thränen, nein, ganze Bäche voll.“

„Der hier drunten ist wohl auch davon?“ fragte Resli erstaunt.

„Ja,“ entgegnete Kuoni, „der ist davon, denn der kommt von oben herunter und fließt unten wieder heraus. Bist schon 'mal oben gewesen auf dem Gletscher, Resli, oder hast Dich noch nicht hinauf gewagt?“

„Nein,“ sagte Resli, „bewahre Gott, die Eltern haben's verboten und gesagt, 's sei sehr gefährlich droben. Da berste das Eis und frache Einem unter den Füßen zusammen, als müsse man umkommen. Der Kuodi geht aber oft hinauf mit Fremden, und hat mir versprochen, mich nächstens einmal mitzunehmen. Er hat gesagt, droben gäb's Genssen und Steinböcke, so viel, daß man sie mit der Hand fangen könnte, auch Steinadler sollen droben horsten, aber die sind gefährlich, denn sie nehmen Einen mit.“

„Dummes Zeug!“ entgegnete Kuoni, „die werden Keinen mitnehmen. Das sind ja die Lämmergeier, die das thun, und die gib'ts hier wenig. Daß Du Dir auch so was weiß machen lässest, Resli, und bist doch sonst Keiner von den Dümmlen! Aber mit den Genssen

und Böcken das ist wahr, denn der Kuodi hat's mir selbst gesagt. Der gibt's arg viel, und alle lebendig und so sanft wie die Schaafe. Hör' einmal, Resli, wenn wir zwei von denen hier hätten, was könnten wir damit nicht Alles anfangen! Wir richten ihnen einen Stall hier ein, bringen ihnen Futter aus dem Schober, damit sie nicht verhungern, richten sie ab und fahren dann mit ihnen spazieren. Raus dürfen sie aber nicht, das sage ich Dir gleich, und ich bin der Erste, der damit ausfährt, denn ich bin älter als Du, und habe sie gefangen."

"Das sollst Du wohl bleiben lassen," fuhr Resli auf, „einer davon gehört mein, den lasse ich mir nicht wegnehmen. Habe ich ihn nicht auch gefangen? Aber wo sind sie denn hin?"

„Sie sind noch gar nicht da," sagte Kuoni, über die Heftigkeit Resli's lachend, „und wir streiten uns schon darum. Aber haben müssen wir sie, das geht nicht anders. Ich will Dir was sagen, Resli, sie sind jetzt gerade gut, hat mir der Kuodi gesagt, wollen wir hinauf und sie holen? 's ist ja gar nichts da hinauf, ein Ragensprung, wir haben schon viel ärgere Sprünge gemacht und sind nicht dabei hingefallen, warum sollen wir nicht einmal hinaufklettern auf unsern Gletscher?"

„Ich möchte wohl gern mit," sagte Resli zaudernd, „aber der Vater..."

„Was," fuhr Kuoni ihn an, „Du fürchtest Dich, Hasenherz? Sieh mich an, ich fürchte mich gar nicht, blos wenn ein Gewitter so recht donnert und kracht, fürchte ich mich zuweilen ein wenig. Aber der Gletscher der gehört ja unser, damit können wir machen, was wir wollen. Das geht Keinen was an. Wenn es noch Steine von oben herabzumwälzen gälte, wie damals, als Du auch nicht mit wolltest, aber so, wahrhaftig, den Sonntag Nachmittag, wenn Kirche ist, steigen wir leise hinauf und sind längst mit unseren Genssen wieder unten, ehe Dein und mein Vater etwas davon erfahren."

„Also Dein Vater hat es Dir auch verboten, hinaufzugehen?" fragte Resli.

„Ja, gesagt hat er wohl einmal, daß ich es nicht thun sollte," erwiderte Kuoni, „aber er meint es nicht so schlimm und es ist schon lange her, daß er es mir sagte. Ich war damals noch ein kleiner Bube. Jetzt aber, denke ich, würde er es mir wohl nicht verbieten, wenn er wüßte, daß ich hinauf wollte. Ich geh' auch," fuhr er trotzig fort, „mag es kommen wie es will, und gehst Du nicht mit, so thu'

ich's allein und sage hernach, Du hast Dich nicht getraut. Gensfen aber gibt es dann nicht, das sage ich Dir gleich, denn wer die Arbeit nicht mit theilt, soll es auch nicht beim Lohn thun."

"Nun, nun, werde nur nicht gleich böse," entgegnete Resli, "ich gehe ja mit und werde für mich allein sorgen. Aber wenn der Vater schilt, so sage ich, daß Du die Schuld hast, und dann geht es über Dich her."

"Das kannst Du," sagte Kuoni, "das will ich schon auf mich nehmen. Also Sonntag Nachmittag gehen wir. Bis dahin müssen wir uns aber fertig machen und Stöcke und Schuhe zurecht legen. Hörst Du? Du nimmst Deines Vaters Gemüthsstock und ich den von meinem. Auch müssen wir ein paar feste Stricke haben, woran wir die Gensfen anbinden. Morgen bleiben wir zu Haus, damit Du übermorgen frei bist, und dann sind wir schnell hinauf. Ha, ha, das soll eine Lust werden, wenn wir die Gensfen bringen. So etwas hat noch kein anderer Junge gethan."

Resli verband seine freudigen Ausrufungen mit denen Kuoni's, und so krochen Beide wieder aus dem Kirchlein heraus, legten vorsichtig den weggeschobenen Eisblock wieder vor, schritten im Dunkel des nun völlig hereingebrachten Abends den hell erleuchteten Häusern zu, und trennten sich hier, um ein Jeder nach dem Hause seiner Eltern zu gelangen. Zum Glück hatte man Resli's abermalige Abwesenheit nicht bemerkt, denn der Vater war selbst ausgegangen und kam einige Minuten später, nachdem Resli sich klüglich an den Tisch gesetzt und das Buch aufgeschlagen hatte, als sei er eifrig mit Lesen beschäftigt gewesen. Dennoch beschäftigte ihn der neue Plan so, daß er den hereintretenden Vater kaum bemerkte und seinen Gruß nur leise erwiderte, worüber sich dieser sehr freute, in der Meinung, daß sein Sohn eifriger als je im Lernen begriffen sei.

Zweites Kapitel.

Der Sonntag Nachmittag war da. Die Glocken luden feierlich zum Nachmittagsgottesdienst und Wenige waren, die ihrem Rufe nicht folgten. Eine alte Bäuerin, welche nach dem Mittagsbrod andächtig noch einmal den Text überlesen und dabei der erbaulichen Betrachtungen gedacht hatte, welche der Pfarrer am Morgen daran geknüpft hatte, bis ihr Gesicht sich immer tiefer zu dem aufgeschlagenen Buche

herabneigte und sie die große Brille endlich halb unwillig zwischen die Blätter legte, erwachte jetzt aus dem sanften Mittagsschlummer, schob den auf die Seite gerückten Kopfschuh vor dem Spiegel wieder zurecht und folgte den Hausgenossen, die ihr schon auf dem Kirchwege vorangeschritten waren, schob dann das Kissen auf ihrem Platz zurecht und erwartete das Vorspiel. Ranges Mägdelein, welches eben noch im Garten umherspazierte und sich an der Pracht der Frühlingsabblumen erfreute, eilte schnellen Schrittes hinein, sah, ob Spizenkrause und Fürtuch noch steif und geglättet war, und schied mit einem selbstgefälligen Blick von dem Spiegel, in welchen es ihr an Wochentagen selten einkiel hineinzuschauen. Auch Hausväter und Knechte, junge Bursche und Mäde folgten, und über der Orgel stand schon längst eine Schaar von Knaben mit aufgeschlagenen Gesangbüchern und wartenden Gesichtern.

Die Natur schien heute auch ihren Gottesdienst zu feiern. Ueber den grünen Saaten wölbte sich der blaue Himmel wie ein erhabener Dom und die schneebedeckten Bergesriesen schienen die Säulen zu sein, darauf er ruhte. Ueberall herrschte Friede und Ruhe, wie von einem Gefühl schienen Himmel und Erde besetzt. Des Landmanns Hand ruhte aus von der sechstägigen schweren Arbeit, seine Pferde und Kühe ließen es sich wohl sein beim reichlichen Futter, flatternd kamen die Taubenschwärme herab von dem runden Pfeiler und pickten die Körner auf. Der Jäger ließ die Hand von dem sicheren Stutzen, welcher an der Wand herabhing, und klomm die gefährlichen Pässe nicht hinan, die ihn sonst zu seinem Wilde führten; der Kaufmann schloß seinen Laden und gab selbst gegen doppelte Zahlung nichts heraus von seinem Reichthum; der durchreisende Fuhrmann aber überließ die Bewachung des Wagens seinem Hunde, welcher den Vorübergehenden durch sein Knurren zu verstehen gab, daß er jetzt Herr sei.

Nur zwei Knaben schienen keine Lust zu bezeugen, sich an den Gang der Gemeinde anzuschließen. Sie waren schon am Morgen in der Kirche gewesen und hatten sich klüglich draußen in den Ställen etwas zu schaffen gemacht, als die Glocken zur Andacht riefen. Darüber hatte man vergessen, auf sie zu achten, während sie um so sorgsamer gewesen waren, die Minute abzulauschen, in welcher sich Alle vom Hause entfernt hatten. Jetzt traten Beide, mit langen Alpenstöcken bewaffnet, aus den Hintertüren ihrer Gehöfte, lauschten vorsichtig mit Blicken herum, ob auch Niemand sich auf dem Kirchwege

verspätet habe, der ihnen nun noch begegnen könne, und schlichen dann geduckt an den blühenden Hecken entlang, welche zu einer mit Obstbäumen bepflanzten Wiese führten. Wie ein Warnungsruf klang ihnen das ferne Rauschen der Orgel nach, allein sie achteten nicht darauf und waren erfreut, als sie fast zu gleicher Zeit an den Enden des Zaunes eintrafen und sich durch das Blütenmeer der Plantage den Blicken Nachspähernder entzogen sahen.

„Gott zum Gruß,“ entfuhr es Beiden, als sie sich erblickten, und Kuoni meinte, es sei ein gutes Zeichen, daß sie Beide zu derselben Zeit eingetroffen wären. „Ja, ja,“ sagte Resli, „wir können von Glück sagen, daß wir uns gefunden haben. Der Vater wollte durchaus, daß ich Nachmittag auch mit in die Kirche gehen sollte, und rief, bis das Babeli ihm sagte, ich wäre schon voraus. Was wird er sagen, wenn er mich nicht drinnen sieht?“

„Ei was,“ entgegnete Kuoni, „wir haben's einmal angefangen und müssen's nun auch vollenden. Du wirst doch nun nicht mehr furchtsam sein und wieder fort laufen wollen? Der Strafe würdest Du doch nicht entgehen, wenn Du es auch thätest. Deiner Eltern wegen aber brauchst Du nicht in Angst zu sein, denn wir werden eher wieder zurück sein als sie. Denke Dir nur die Lust mit den kleinen Gensern! Ha, ha, das wird prächtig sein, und Deine Eltern werden nichts sagen!“

„Ja,“ sagte Resli, „ich habe schon das Futter zurecht gelegt, um es gleich holen zu können, auch weiß ich, daß mir der Christen später gern etwas von den Pferden abgeben wird. Er hat es mir fest versprochen!“

„Was,“ fuhr Kuoni heraus, „Du hast ihm doch wohl nichts von unserem Anschläge gesagt?“

„Nein,“ sagte Resli, „ich sagte nur zu ihm, ob er mir etwas vom Futter abgeben würde, wenn ich einmal ein paar junge Gensern gefangen hätte. Dabei lachte er, schien sich zu freuen und willigte gern ein.“

Mittlerweile waren die beiden Knaben an den Fuß des Gletschers gekommen. Kuoni zog eine kleine Art hervor, die er heimlicher Weise vom Schube genommen, um sich ihrer zum Einhauen von Stufen bei schwierigen Stellen zu bedienen; Beide banden sich flache Schuhe unter die Füße, die jedoch eher für einen großen als für einen kleinen Fuß paßten, nahmen die Stöcke zur Hand und fingen an, auf der Oberfläche des Gletschers hinanzuklimmen.

Einem Fremden würde ein solches Unternehmen, zumal um diese Zeit, in welcher oft gewaltige Felsmassen herabstürzen und donnernde Schlaglawinen von den Bergen rollen, doppelt gefährlich erschienen sein, da schon das Besteigen der Gletscher an sich selbst für geübte Steiger oft mit großer Gefahr verbunden ist. Denn die Oberfläche des Eises bildet bei den meisten Gletschern keine eben ansteigende Fläche, sondern ist vielfach zerklüftet und zerrissen, gleich dem Spiegel eines beerigten Teiches, welcher von langen Balken durchfurcht ist. Nur an manchen Stellen, besonders an den Seitenwänden der tiefen Klüfte, welche überall hervorstarren und oft einem scharfen Felsgrat gleichen, zeigt sich das unbedeckte Eis in durchsichtiger Bläue, auf der Oberfläche aber pflegt es bedeckt zu sein von einer körnigen Schneemasse, welche vom herabfallenden Felsgestein geschwärzt ist. Wehe dem, welcher den Fuß auf diese setzt, ohne vorher geprüft zu haben, ob er auch sicheren Grund unter den Füßen hat. Oft wird er dadurch geblendet, die trügerische Decke gibt nach, ehe er sich irgendwo ankammern kann, und er stürzt hinab in die bodenlose Tiefe!

Wiewohl die beiden Knaben noch keinen Gletscher bestiegen hatten, und die Gefahren, welche damit verbunden sind, nur aus dem Munde Anderer kannten, so hatten sie doch darum nicht weniger an solchen Erzählungen Theil genommen und sich Alles, was sie gehört, so wohl gemerkt, als wenn es ihnen selbst widerfahren wäre. Ihre Gewandtheit und Leichtigkeit kam ihnen dabei wohl zu Statten. Kaum hinterließen die Schritte, welche sie aufwärts thaten, sichtbare Eindrücke hinter ihnen zurück, und wer sie so hätte klettern sehen, würde gemeint haben, es seien ein Paar Genssen, welche die steile Bahn hinan steigen, nicht Menschen. Vorsichtig prüften sie jede Stelle, auf welcher ihr Fuß ruhte, klammerten sich mit den oben gekrümmten Stöcken an höhere Punkte an und rutschten, wo ihre Hände ihnen keinen hinreichend festen Anhalt gewährten, auf allen Vieren höher. Zwar wurden ihnen Hände und Füße kalt, aber sie merkten es kaum. Hinauf wandte sich ihr Auge unverrückt, als scheuten sie sich zurück zu blicken auf die steile Bahn, welche sie durchmessen. Was drunten lag, kümmerte sie wenig. Wie der Schiffer in der Nacht, wenn die Gestirne in voller Pracht vom Himmel leuchten und ihr Strahlenglanz sich über die bewegte Meeresfluth ergießt, nur auf den Nordstern unverwandt sein Auge richtet und der andern Gestirne Höheit und Schimmer gar nicht zu beachten scheint über dem Einen, wonach er seinen Kiel richtet,

so wandte sich der Knaben Blick allein in die Höhe zu den schimmern-
den Eiskolossen, und sah nicht auf die Umgebungen, die immer groß-
artiger und gewaltiger wurden. Wie ein schäumendes Meer, so er-
glänzten auch droben die starren Eiskolosse. Regellos ragten sie
durcheinander, als wollten sie sich selbst den Untergang bereiten, sich
mit gewaltiger Wucht aufeinander werfen und zertrümmern. Welcher
Steuermann wollte da so kühn sein, hindurch zu finden durch diese
Brandung! welches Schiff so fest, ihrem Andrang zu trotzen? Sah
es doch fast wie ein Spott aus, daß es zwei unerfahrenen Knaben
gelingen sollte, dieß Wagstück zu bestehen, zu welchem sie ihre kindliche
Neugierde hinaufgeschwindelt hatte! Wie manches Männerherz hatte
hier schon erbebt, und das ihrige sollte furchtlos die Wunder anstau-
nen, welche die Gewalt der Natur in erhabener Größe zeigen?

Doch halt! bis hierhin und nicht weiter! — Underthalb Stunden
waren Beide gestiegen, aus allen Poren drang ihnen der Schweiß,
heißer und heißer schien es in der Höhe zu werden, ein Trunk Wassers
aus frischem Biesenquell wäre Beiden jetzt sehr erwünscht gewesen.
Da standen sie nun, ihre Kräfte schienen nachzulassen, ihre Füße sie
nicht höher hinauftragen zu wollen, und doch waren sie noch nicht bis
zum höchsten Gipfel gekommen, den ihr Muth längst erklommen und
ihre kindische Phantasie mit Vögeln und Thieren bevölkert hatte! Noch
fünfzig Schritte höher und sie waren am Ziele. Wie nach stiller Ueber-
einkunft standen sie nun da und lehnten sich zum gegenseitigen Schutze
an einander, blickten nun erst nicht bloß mehr hinauf, sondern auch
hinab. Ein stärkeres Herz wäre vor dieser Tiefe erbebt — das ihrige
schlug laut und sie meinten, man müsse sein Pochen unten hören. Es
that Noth, daß auch ihnen, wie weiland dem Kaiser Nag, da er auf
der steilen Martinswand stand und weder vor- noch rückwärts konnte,
so ein gütiges Englein erschienen wäre, denn drüber wölbte sich die
unzugänglichste Eiswand und drunter öffnete sich ihre gährende Kluft!
Sie schauten hinab, da lag Alles so friedlich, heiter und schön, wie
es ihnen noch nie erschienen war. Gerade auf die platten Moosdächer
fiel ihr Blick, und der Kirchturm, der ihnen immer so hoch erschienen
war, wenn sie von oben aus der Dachlücke heraussehen, wie ein win-
ziger Zwerg war er jetzt. Heraus aus der geöffneten Kirchtür
strömte die versammelte Gemeinde, die Knaben voran, zuletzt Pfarrer
und Küster mit schwerem Schlüssel. Sie verließen sich in den engen
Gäßchen, die ihnen doch sonst so breit vorkamen, die großen Menschen

waren auf einmal so zwerghaft klein, als hätten sie sich verwandelt. Alle zerstreuten sich in ihre Häuser, nur wenige Knaben blieben auf der Gasse, begannen ihr frohes Spiel, aber Keiner von Allen erhob den Blick, Keiner schien sie zu suchen und ihre Abwesenheit zu bemerken. Gleichsam in eine andere Welt waren sie versetzt, in eine Welt mit eisigem Hauch, die menschenleer, herz- und gefühllos war. Ob sie sich darin heimisch fühlen, ob sie noch höhere Regionen hinaufzuklimmen versuchen sollten, oder herabsteigen?

Kuoni war jener, Kesli dieser Meinung. Jener erschrak noch nicht vor dem Anblick der schwindelnden Höhe, auf welcher sie standen; höher hinauf zog es ihn noch, die kleinen Menschen und Häuser gewannen seinem Gesicht nur ein Rächeln der Freude und des Triumphes ab; die Begierde, das Ziel zu erreichen, machte ihn nur unwillig über den Aufenthalt, und er richtete seine Blicke von Neuem empor an der steilen Wand, um eine Stelle zu erspähen, woran sich seine Hand klammern, worauf sich sein Fuß stützen könne. Dem Kesli dagegen, dem sanfteren, zarteren Knaben mit geringeren Kräften und kleinerer Ausdauer, standen die Thränen näher im Auge als das Lachen. Ein nie geahntes Weh umschlich sein Herz, preßte es zusammen und ließ ihn sehnüchlich wünschen, wieder drunten in dem hellen Kirchlein oder daheim zu sein bei der Schwester und den Eltern. Gern, dachte er, würde ich diesmal die Bestrafung des Vaters erleiden, wäre ich nur unten, oder wäre er nur hier. Ach, wäre nur Einer noch da, der Kuodi wenigstens, der ja so gut Bescheid hier wußte, warum ist er jetzt so fern?

Es war das Heimweh, welches den zarten Knaben zum ersten Mal überkam, da er fern von seiner Eltern Haus war. Jetzt bethaute es seine Stirne mit Tropfen des Angstschweißes, die eben noch vom Schweiß der Anstrengung genäßt war.

Selbst der klare, blaue Himmel, welcher im Anfang ihrer Wanderung die Freude ihres Herzens widerspiegelte, schien ihnen jetzt zu groffen und ein böses Gesicht zu machen. Er war überzogen mit dunkeln Wolken, deren Saum die Sonne versilberte. Plötzlich waren sie aufgetaucht, ohne daß Einer von Beiden sie bemerkt hatte. Jetzt auch ein Rollen! War es eine Lawine, die über ihren Häuptern sich herabwälzte? — Nein, es war der Donner, der seine tiefen Töne über ihnen hinwälzte. Jetzt auch ein Blitzstrahl, der zuckend herniederfuhr und Kesli einen Angststruf auspreßte!

Kuoni aber war schnell gefaßt. „Ich muß hinauf,“ sagte er zu

seinem Begleiter, „gelt es, was es wolle. Komm, laß uns eilen, es donnert, die Gensfen fürchten sich und laufen davon!“

„Ich gehe nicht mit!“ erwiderte Resli, „geh’ Du allein, wenn Du willst, oder bleib’ lieber hier. Ich kann nicht mehr und möchte um Alles gern hinab!“

„Nun, wenn Du nicht mit willst,“ sagte Kuoni, „so bleib da und warte drunten, bis ich wieder komme. Ich will die Gensfen holen, es muß gewagt sein. Hilf mir hinauf, hinab will ich schon allein kommen!“

Mit diesen Worten ergreift er die Axt und haut einen Fußtritt in die schräge Felswand, so daß die harten Splitter herumsfliegen. Gleich darauf einen zweiten, noch höher. Da faßt er schon mit der Hand hinein, Resli stützt ihn von unten, während er die Axt rüstig schwingt und höher klimmt. „War das nicht eben wie ein Pfeifen?“ ruft er Resli zu. „Ja,“ sagt dieser, „ich hörte es auch.“ Plötzlich wendet er seinen Blick hinauf. Dreben am Abhange der tiefen Felskluft steht eine Gens, schaut klug hinab und verschwindet. „Ha,“ schreit Kuoni, schreien Beide, „eine Gensfe!“ Mit neuer Kraft steigt Kuoni empor und sagt: „Du sollst mir nicht entinnen, wart’ nur, ich hab dich schon mit deinen Kindern am Stricke!“ Ein furchtbarer Donnerschlag macht Resli in diesem Augenblick erbeben. Auch Kuoni hält einen Augenblick inne, seine Hand fängt an ein wenig zu zittern, darum schnell, noch eine Stiege, dann mit dem Arm hinauf auf die scharfe Felskante, und Kuoni hat gewonnen. Er hebt den Arm, sucht ihn aufzustützen, jetzt ruht er darauf. Doch er glaubt sich noch nicht sicher, er versucht mit der andern Hand zu fassen. Doch der Arm rutscht, nur mit den Händen hält er sich fest und sucht mit den Füßen in die gehauenen Fußstapfen zu treten. Resli sieht’s und zittert. Allmächtiger Gott, denkt er, er wird doch nicht loslassen, wird doch nicht fallen und uns Beide in’s Unglück bringen! Jetzt ruft er, aber es ist kein Freudenschrei, es ist ein Angstschrei, den seine Kehle hervorpreßt: „Resli, ich kann nicht mehr — —“ Resli hört’s, steht starr und sieht hinauf, als könnte er ihn mit den Augen an die Eiswand anheften. Noch einmal „Resli“ tönt’s mütter, da lassen die Arme nach, ein Angstruf, der unten verhallt, ein Keuchen wie von einem gefallenem Körper in grauser Tiefe — Kuoni liegt unten. Wer kann ihn retten?

(Schluß folgt.)

Nesli und Kuoni.

Erzählung von Julius Werner.

(Schluß.)

Drittes Kapitel.

In sonntäglicher Ruhe saß Hans Uli daheim im großen Zimmer mit seiner Frau beim Kaffee. Ein großer eichener Tisch stand in der Mitte desselben, an welchem eben noch die Knechte und Mägde gefessen und der alten guten Sitte nach den Nachmittagstrank mit ihrem Brodherrn getrunken hatten. Nachdem sie Alle die Schalen verkehrt auf die Untertasse gestülpt, waren sie grüßend aufgestanden und Jeder war seinem Vergnügen nachgegangen. Die rührige Hausfrau hatte darauf selbst den Tisch abgeräumt, und nachdem sie die bunt bemalten Geschirre sämmtlich gereinigt, hatte sie dieselben wieder an ihre gewöhnlichen Plätze in Glasschrank gestellt, wo sie nun schimmernd in neuem Glanze herabschauten, ein Ruhm der reinlichen Hausfrau und ein Zeichen behaglichen Wohlstandes des Hauses. Ihr Alter — ihr Mann — hatte sich indes längst nach alter Gewohnheit den Sorgenstuhl an das Fenster gerückt und schweigend dem Abräumen des Tisches zugeesehen.

„Bist Du nun endlich fertig, Marelli,“ redete er seine Frau an, indem er den hinausgewandten Blick seiner ihm gegenüber sitzenden Frau zulehrte, die an einem grobwoollenen Strumpfe zu stricken anfing. „Machst Dir doch dein Lebtage Müß’ und Noth und hättest es gar so nöthig nicht, wenn Du nur wolltest. So sind aber die Weiber als, vom Morgen bis Abend müssen sie sorgen und glauben sich nie einen frohen Augenblick gönnen zu dürfen, aus Furcht, der nächste möchte sie dafür bestrafen. Im Frühling sorgen sie schon wieder für den Winter, und ist dieser herangekommen, so thun sie es wieder für den Sommer. Hast denn nicht gehört und verstanden, was der Pfarrer Nachmittag von der Kanzel geredet hat, wenn er sagte: Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in ihre Scheunen und Euer himmlischer Vater ernähret sie doch? Und: Wer ist unter Euch, der seiner Länge eine Elle zusehen könne, ob er gleich

darum Sorge? — Ja, ja, schau mich nur verwundert an, ich hab' auf Alles wohl Acht gehabt und mir's gemerkt; das sind goldne Sprüche, die Einem wohl thun, wie die Ruhe am Feiertag nach den schweren Werkeltagen. Mächtest auch net lieber das Schaffen am Sonntage sein lassen und denken, es sei genug für den Kuoni, was wir ihm einst hinterlassen!

„Du hast Recht,“ entgegnete die Frau, welche bisher mit gesenktem Blicke der Rede ihres Mannes zugehört hatte, den sie bei der Erwähnung ihres Sohnes hob; „hab auch schon oftmals so gedacht und gemeint, was müßt du dich, da du doch zum Gelingen weder etwas dazu noch davon thun kannst. Aber s'läzt mich eben nicht unbeschäftigt an einem Orte, und ich denke immer, man muß nie die Hände in den Schooß legen, bevor es der Herr Einem selbst thut. Dazu jammert's mich immer, wenn ich den Nackten und Zerlumpten, den faulen Müßiggänger sich auf der Straße herumtreiben sehe, und ich meine dann immer so bei mir im Stillen: „Der Herr hat gewollt, daß du für den und den mitarbeiten mußt; er hat dich mit größerem Reichthum bedacht als ihn, drum mußt du auch mehr leisten und thätiger sein, denn er wird einst Rechenschaft von dir fordern für die Pfunde, die er dir anvertraut hat.“ Die Leute sind auch jetzt gar zu schlecht, und wenn man nicht selbst Hand an's Werk legt und s'ihnen vorthut, glauben sie's auch nicht nachthun zu müssen. Doch sag mir, wo nur der Kuoni bleibt. In der Kirche war er nicht und drüben auf der Wiese sehe ich ihn auch nicht mit den Buben spielen. Ich weiß nicht, 's läßt mich heute Nachmittag um ihn gar keine Ruh und 's ist mir immer, als wäre ihm was Schlimmes passirt. In vergangener Nacht sah ich die seltsame Urgroßmutter wieder im Traume, und das hat noch nie geseht: immer hat's Unglück oder Schaden gebracht!

„Ei, wer wird denn auch gleich so Schlimmes denken,“ sagte der Uli mit beruhigendem Tone, während er jedoch innerlich selbst nur allzu geneigt war, den Besorgnissen seiner Frau Raum zu geben. „'S wird dem Buben ja nicht gleich Etwas passiren, wenn er 'mal den Hof verlassen hat. Er ist, glaub ich, mit dem Kesli des Märten spazieren gegangen, und das ist 'n ordentlicher Bube, der überall gelobt wird. Die Buben sind heuer eben anders als in meiner Jugend. Wie oft bin ich da mit meinen Kameraden fort gewesen und hab' Streiche ausgeführt, wie's jetzt nimmer g'schieht unter den Buben. Wer sich am meisten hütet, den trifft's auch am Ersten, so wie die Kuh, die man

am sorgsamsten pflegt, am ehesten fällt. Wenn ich da den Kuoni anschau, beim Himmel, der ist ein ganz anderer Bursche als ich war, folgsam, artig und bescheiden, nur freilich zuweilen ein wenig zu leß, doch das wird sich mit der Zeit schon legen, 's wird ja kein Meister im Leben geboren!"

„So denk ich auch,“ entgegnete das Marelli, „aber ich weiß nicht, 's ist mir heute absonderlich bange um den Buben, und ich möchte gern wissen, wo er wäre. Ueberhaupt hab ich's gern, wenn er wie die Andern am Sonntag hübsch daheim bleibt und nicht aus dem Dorfe läuft. 'S ist nur der Nachrede wegen, sonst wollt' ich ihm seinen Spaß von Herzen gern gönnen. Die Leute meinen aber gleich, so Einer sei ein Vagabund und wolle was sein vor den Andern, während es doch nur die jugendliche Lust ist, welche die Buben hinaus treibt, und ich deshalb meine, daß man nicht so gar streng mit ihnen thun muß. Der Märten drüben ist darin anders und glaubt Alles mit Strenge zwingen zu müssen. 'S Annelist hat's mir oft schon unter Thränen geklagt, wenn's ihr nah ging um den Knaben und 's Anneli, aber 's hilft nichts, er meint 's einmal so recht zu machen und hat gewiß auch seine Gründe dafür!"

Zu diesem Augenblicke kamen die Knaben von ihrem Spielplatze gerannt, wahrscheinlich des Bespers wegen. Das Marelli machte das Fenster auf und fragte sie, ob sie nicht wüßten, wo der Kuoni wäre, allein sie verneinten es und behaupteten, ihn seit Mittag nicht gesehen zu haben. Während sie hinaus blickte, fiel ihr Auge auf die schwere Gewitterwolke, die plötzlich entstanden war und drohend von Westen herüberzog. Dieß erhöhte ihre Besorgniß um den Knaben noch, und sie forderte ihren Mann auf, doch schnell einmal das Fenster aufzumachen und nach dem Wetter zu sehen.

„Dacht ich's doch,“ sagte dieser, „daß es heute nicht mehr so bleiben würde und die Alp drüben uns noch etwas zusammen brauen könnte. Hab's doch den ganzen Tag schon verspürt in den Gliedern und 's hat mir auf dem Herzen gelegen und mir fast den Odem auf der Brust benommen. Nun, 's mag nur kommen, jetzt thut's der Saat noch nichts. Aber um den Buben wird's mir doch wahrlich auch nachgerade bange; drum gib mir schnell den Rock her, Marelli, ich will gehen und ihn holen, eh's hereinbricht!"

Schneller als man es von dem anscheinend an Bequemlichkeit gewöhnten Manne erwartet hätte, hatte dieser den mit großen blanken

Knöpfen besetzten Rock, angezogen, Stod und Hut genommen und war hinausgeeilt in den Hof. Auch schien die eben noch herrschende Sonntagsruhe verscheucht. Mengstlich flatternd bewegten sich die Tauben und das übrige Geflügel unter dem großen Pfeiler, die Kühe brüllten laut und rasselten an den Ketten, und die Pferde schnoben, als wär's ihnen zu warm in den Ställen. Einige Knechte standen in den Stallthüren und rauchten mit sichtbarem Unwillen die Pfeife, da das heranziehende Wetter sie an ihrem Vergnügen gestört hatte. Ihnen rief Hans Uli im Vorübergehen zu, die Luken zu schließen, damit der Blitz nicht, vom Zuge geleitet, hinein fahren und dort zünden könne. Er selbst schritt über den Hof der Thüre zu, als die ersten Tropfen dicht neben ihm niederfielen und ihn zur größeren Eile mahnten. „Nimm den Regenschirm mit!“ rief ihm die Frau zum Fenster heraus zu, „wart', ich will ihn dir holen!“ Allein Uli schien diese Worte kaum zu hören oder achtete wenigstens nicht darauf. Er trachtete nur darnach, den Kuoni aufzufinden, und des Knaben Weggang vom Haus beschäftigte ihn jezt so, daß er alles Andere darüber vergaß. „Du sollst zum Märten hinüber gehen,“ dachte er bei sich, während er eilig das Gäßchen entlang schritt, so daß die an den Fenstern Stehenden sich über seine ungewohnte Hast verwunderten, „da wird er wohl am ersten zu finden sein, und am Ende mit dem Resli spielen, oder beim Ruodi, wenn er da nicht ist. Wenn nur die verd — — Buben nicht auf die Alp gegangen sind, dachte er weiter, ich wollt's ihm immer noch sagen, daß es jezt g'fährlich droben ist, aber ich hab's vergessen. Nu, ich kann mir's nicht denken, der Bube ist allzu vernünftig dazu. Wenigstens wird's der Resli nicht gethan haben!“

In diesem Augenblick fuhr ein gewaltiger Blitzstrahl im Zickzack aus der dunkeln Gewitterwolke nieder, und gleich darauf folgte der knatternde Donner, wie eine pläzende Rakete, welche zuletzt in einem starken Schlag endigt. „'S hat eingeschlagen,“ dachte der Uli bei sich und stand unwillkürlich einen Augenblick stille, indem er umherspähte, ob er nirgends aufgehenden Rauch erblickte und dann den Blick seinem Gehöft zuwandte. „Bewahr uns Gott,“ murmelte er vor sich hin, „dieß scheint ja ein so böses Wetter werden zu wollen, wie wir's lange nicht gehabt haben. Hab's doch immer gesagt: die Frühlingswetter sind am schlimmsten, weil sie die seltensten sind. Wenn nur die Leute die Luken geschlossen haben!“

Es folgte jezt Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag. Der

ganze Thalkessel schien gänzlich vom zukenden Strahl erleuchtet und dann wieder in dunkles Grauen versenkt. In grellem Lichte schimmerten die Spizen der Alpen einen Augenblick, und waren gleich darauf dem Blicke wieder entzogen. Verschwunden war die Sonne, deren wärmender Strahl eben noch Freude in tausend Herzen entsendet hatte, Schrecken und Bangigkeit erfüllte jetzt die Gemüther. Tausendfach brach sich der Donner an den zackigen Spizen und schroffen Vergabfällen, es schien, als ob er nirgends ende, denn kaum verhallte er in dumpfem Rollen in der Ferne, so war er wiedergekehrt und ließ seine Stimme um so gewaltiger ertönen. Dazwischen hörte man das Krachen der fallenden Lawinen und den Sturz der entfesselten Wasser, die sich Bahn brachen über Felsen und durch Wälder, und den Bewohnern des Thales bald gefährlicher zu werden schienen als der sengende Blitzstrahl. Mehr als ein Gemüth, welches bei der Predigt am Nachmittag kalt und theilnahmlos geblieben war, dachte jetzt an Den, welcher die Winde und Feuerflammen zu seinen Boten macht und im Donner und Blitz zu seinem Volke redet, also, daß seine Stimme einem Jeden vernehmlich wird und er sich nicht entschuldigen kann, er habe sie nicht gehört. Das Marelli zumal hatte das Strickzeug bei Seite gelegt, war in das Kämmerlein getreten und hatte die Kniee vor dem Kreuzstiz gebeugt. Ein Thränenstrom entfluthete ihrer beengten Brust, den sie nicht mit dem Tuche zu hemmen strebte. Im heißen Gebet lag ihre Seele vor Gott, dem Allmächtigen und Alles Sehenden, und bat ihn um Schutz für ihr einziges Kind, dessen Abwesenheit ihr große Sorge machte. Sie ahnte es, daß es in Gefahr schwebte, denn so Angst war ihr noch nie darum gewesen, und ihr mütterliches Herz hatte sich nicht getäuscht. Darum betete sie lang und inbrünstig und hätte nicht heißer flehen können, selbst wenn sie die Noth gekannt, in welcher der Knabe sich in diesem Augenblick befand. „Vater,“ so betete sie, „da Du den Vogel auf dem Dache behütst, daß er nicht herabfalle, und jedes Haar auf unserem Haupte gezählet hast, behüte Du mit deiner starken Hand mein einziges Kind. Sieh Du meine Noth und erbarme Dich meiner. Höre Du das Gebet der Mutter, welche für ihr Kind fleht. Reichlich hast Du uns gesegnet mit irdischen Gaben, ja deine gütige Hand hat uns mehr gegeben, als wir bedürfen, doch Alles, was wir haben, nimm es hin, so es dir gefällt, und laß mir mein Kind, meine einzige Freude. Andere Eltern hast Du mit mehr Kindern gesegnet als uns, und gehet Eines von ihnen dahin, wenn du es ruffst, so mag ihr Auge sich trö-

sten an denen, die ihnen geblieben sind. Uns aber hast Du nur dieß Eine gegeben und grausam wäre es von Dir, wenn Du es uns nähmest. Sieh' ich bin bereit, Deinem Ruf zu folgen, wenn Du willst, nimm mich auf, aber laß ihn, um dessentwillen ich Deiner gedenke, damit er sich seines Lebens freue und ich Dich liebe wegen deiner Güte. Rede ich, o Herr, nicht vor Dir, wie es Menschen geziemt, so vergib mir, vergib der Mutter, sieh nicht auf das Wort, das meine Zunge geredet, sondern sieh in mein Herz hinein, damit Du erkennest, wie ich es meine. Ja Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn! Amen!"

So etwa dachte das Mareili und wer sie in diesem Augenblicke gesehen, wer ihr frommes Flehen gehört, der hätte wohl auch mit darin eingestimmt und den himmlischen Vater um Rettung für den Armen gebeten, der ihres Gebetes bedurfte. Er hätte aber auch nicht gezweifelt, daß ihr Gebet erhört würde, so wie auch sie dieß nicht that.

Der Uli war indeß in die Stube Märtens eingetreten, wo eine ähnliche Scene stattfand wie in seinem Hause. Auch hier wandte sich einer Mutter Flehen zu Gott und der Tochter Schluchzen begleitete es. Selbst der Vater, welcher anfangs zur Strenge geneigt schien und das Stöckchen zum Empfang des Ungehorsamen in's Zimmer gestellt hatte, wurde unruhig, schaute besorgt zum Fenster hinaus, ging hastig im Zimmer auf und ab und war besorgter um Resli, als er's sich selbst gestehen wollte. In diesem Augenblick trat Hans Uli mit einem „Gott zum Gruß, Nachbar,“ in's Zimmer und beide Väter schüttelten sich einander die Hände. In solchen Augenblicken ist nicht Zeit, lange Reden zu machen, darum fuhr der Uli sogleich mit der Frage heraus: ob sein Kuoni nicht hieben wäre? Der Märten verneinte es und erwiderte: er habe geglaubt, daß der Resli drüben wäre im Nachbarhaus. Verwundert sahen sich Beide eine Weile lang an, als scheuten sie sich, ihre Gedanken gegen einander laut werden zu lassen, dann aber bot der Märten dem Nachbar einen Stuhl an, indem er sich entschuldigte, daß er dieß nicht schon früher gethan habe.

„Danke, Märten,“ entgegnete der Uli, „weiß schon, wie's gemeint ist, und braucht drum keine Entschuldigung zu machen. Habe mich nie auf dergleichen verstanden und ein ehrlich Wort von jeher mehr leiden mögen als viele Redensarten. 'S läßt mich auch so jezt nicht sitzen, seit ich weiß, daß der Bube nicht hier ist. Weiß nicht, 's ist mir ganz unheimlich dabei, so wie mir's noch niemals gewesen. Daß

Einem so ein Bube einen solchen Schrecken einjagen kann! Hätt's nimmer geglaubt und doch ist's wahr. Die Frau ist auch daheim und lamentirt, so daß mir ganz bange geworden ist. Wißt Ihr denn nicht, wo die Buben hingegangen sind?"

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Mårten, „kummere mich sonst wohl darum, aber ich hatt's dem Kesli neulich erst eingeschärft, daß er daheim bleiben sollte, und glaubte nicht, daß er es so bald vergessen würde. 'S ist heut auch ein ganz absonderlich grausam Wetter, wie ich's lange nicht erlebt habe. Wenn die Buben nur nicht auf die Alp gegangen sind! Ich fürcht' fast, daß sie so etwas gethan haben. Doch ist bei diesem Wetter nichts anzufangen. Verweist Euch nur einen Augenblick, Uli, bis es vorüber ist, dann wollen wir hinaus und nachsehen, wo sie stecken! Aber Mann, was ist Euch denn, Ihr seht ja ganz bleich aus! Ihr fürchtet Euch doch nicht vor dem Donner!“

„Nicht doch,“ erwiderte Uli abwehrend, „'s ist nicht das, sondern der verd — — Bube. Ihr wißt nicht, wie's Einem ist, wenn man so nur einen Einzigen hat und sich für ihn den ganzen Tag lang plagt. Da ist's Einem, als müßte man umkommen, wenn man an so Etwas denkt. Ich weiß nicht, wir sind doch auch Buben gewesen, aber in eine so grausame Angst haben wir doch die Väter nie gebracht.“

„Nu, nu,“ sagte Mårten, „das wissen wir eben nicht mehr. Werden wohl auch manchmal bange um uns gewesen sein, wenn wir ausgingen und nicht mehr heimkamen. Doch ich denke, 's Wetter ist vorüber, 's wird mir auch ganz fatal bei Euren Reden, drum schlage ich vor, wir gehen 'mal hinaus und sehen uns nach ihnen um. Hatte zwar anfangs dem Buben eine tüchtige Tracht zugemessen, aber jetzt, glaub' ich, ich könnt's nimmer ausführen!“

Mit diesen Worten schritten die beiden Männer hinaus in's Dorf, achteten kaum des Wassers, welches in den Gäßchen strömte, sondern schienen ganz mit andern Gedanken beschäftigt, die immer peinlicher und finsterner wurden, je dunkler der Abend herein brach. Sie fragten an verschiedenen Stellen, ob Niemand die Buben gesehen, erhielten jedoch nirgends befriedigende Auskunft. Der Eine meinte, er habe sie ja noch in der Kirche gesehen und erinnerte sich verwundert, daß es ja am Morgen gewesen wäre; der Andere wollte sie auf der Wiese spielen gesehen haben; ein Dritter meinte, sie wären wohl auf die Alp gegangen — kurz Niemand wußte den Vätern etwas Gewisses zu sagen und Alle stimmten darin überein, man müsse warten, bis sie wieder kämen,

so etwas geschähe ja oft und Niemand bekümmere sich eben darum. Zuletzt gingen sie zum Ruodi, der eben mit Schnitzeln beschäftigt war, und fragten ihn, aber er wußte eben nicht mehr als die Andern und rieth dasselbe. Damit jedoch waren Beide nicht zufrieden und baten ihn, sie zu begleiten, um die Buben aufzufinden. Gern fügte sich Ruodi, meinte aber, daß man in der Dunkelheit auch nicht viel sehen würde und besser thäte, den Mondschein zu erwarten. Dieß schien denn auch Beiden einleuchtend und sie verabredeten sich, wenn die Buben bis dahin nicht zurück gekommen wären, sich an einem gemeinschaftlichen Orte zu treffen. Bis dahin kehrte Jeder wieder in sein Haus zurück und suchte sich durch allerhand hervorgefuchte Trostgründe so viel als möglich zu beruhigen.

Viertes Kapitel.

Als Resli den dumpfen Fall in der Tiefe hörte und die nackte Eisspitze erglänzen sah, an welcher sich Ruodi krampfhaft geklammert hatte, schwanden ihm die Sinne. Es stümmerte ihm vor den Augen und war ihm nicht anders, als müßte er auf immer sterben. Er hörte nicht mehr das Donnern, sah die leuchtenden Blitze nicht mehr über sein Haupt zucken — der Schreck hatte ihn übermannt und ihm alle Besinnung geraubt. Er hob sich mehrmals und streckte die Arme aus, als wolle er nach etwas fassen, aber es war umsonst: er sank wieder zurück und seine Augen schlossen sich aufs Neue. Endlich richtete er sich langsam empor, ein Schmerzensschrei entfuhr seiner Brust, hin trat er an den Rand der jähen Kluft, welche den Freund verschlungen, sah hinab, horchte, rief, aber er erblickte nichts als die glatten Felswände, die sich unten neigten, er hörte nichts als das Geplätscher eines rauschenden Baches, sein Ruf verhallte in der Tiefe, welche keine Antwort herauf sandte. Welche Gedanken ihn in diesem Augenblick bestürmten, wer möchte sie schildern? Er war nahe daran, sich hinabzustürzen in die endlose Tiefe, welche unter ihm gähnte; sie schreckte ihn nicht mehr, war ihm ja doch der Freund vorausgegangen. Er klagte sich an, nannte sich den Mörder seines Freundes, raufte sich das Haar und Thränen entquollen dann wieder seinem Auge. Dann wieder dachte er, Rettung sei vielleicht noch möglich — was zauderst du, raunte ihm eine Stimme zu, längst schon solltest du drunten sein und um Hilfe gerufen haben. Dieser letzte Gedanke schien ihn auf einmal zu beherrschen.

Noch einen Blick warf er hinab, tief noch einmal, und da Niemand ihm antwortete, stieg er hinab, so schnell als ging es zum lustigen Tanze. Sein Geist war eher unten als sein Körper, immer dachte er darüber nach, was er sagen sollte, achtete nicht auf die große Gefahr, welche das Herabsteigen machte, und that, fast bewußtlos, Sprünge, die ihn mehr als einmal an den Rand des Verderbens brachten. Dann wieder war er bei dem Freunde, welcher in der Tiefe lag; er sah ihn hilflos da liegen, seine Glieder zerschmettert, sein Leben entflohen. Ein banges Ach! machte sich Luft aus seiner Brust und um so schneller kletterte er hinab, lief auf den scharfen Ranten der Risse entlang, sprang und kletterte wie ein Verzweifelter, dem sein Leben keinen Pfennig mehr gilt. In weniger als einer halben Stunde war er unten am Fuße des Gletschers. Doch was sollte er nun thun? Sollte er heimkehren in das Haus seiner Eltern und die Schuld gestehen? Was würden die Eltern, was die Geschwister dazu sagen? Nein, er konnte es nicht. In Todesangst lief er umher, erstieg wie außer sich den nächsten Berg, und als er droben war und ihm der Schweiß von der Stirne floss, gewahrte er erst, wozu ihn die Angst getrieben. „Es muß sein,“ sagte er endlich, „kostet es, was es wolle.“ Damit stieg er wieder hinab und befand sich wieder auf derselben Stelle, die er eben erst verlassen hatte. Hier aber brach seine Kraft zusammen, er stürzte hin und vermochte sich lange nicht wieder zu erheben. Es war ihm, als befände er sich noch oben auf der schwindelnden Höhe, höre immer wieder den Angstruf Ruoni's, der nun tief aus dem Berge heraufscholl, der bittend wieder an sein Ohr drang und ihn aufforderte, hinzugehen zu seinen Eltern und sie um Hilfe zu bitten. „Das will ich auch,“ sagte er auf einmal, raffte sich auf und ging dem Dorfe zu, aus welchem schon der helle Schein der angezündeten Lichter fiel. Er erreichte den Hof seines Vaters, zaudernd stieg er hinauf, öffnete die Thüre und trat in das Zimmer. Es war noch unerleuchtet, denn der Gram bedarf keines Lichtes und sitzt gern dunkel und allein. „Wer ist da?“ fragte die Stimme seines Vaters, welcher im Lehnstuhl saß. — „Ich bin es,“ antwortete Resli beend. — „Ha Resli,“ kamen Rutter und Schwester fragend, „bist Du es? Ach, wenn Du wüßtest, was Du uns für Sorge gemacht hast?“ — „Ja, warte nur, Du Taugenichts,“ sagte der Vater, „ich will Dir's schon lehren, ein andermal weglaufen.“

In diesem Augenblick brachte die Magd ein Licht und aller Augen richteten sich auf den Knaben, welcher bleich und zitternd da stand.

Seine Kleider waren zerrissen, sein Haar hing regellos nieder, seine Füße waren beschmutzt. „Ha, was hast Du denn?“ rief die erschrockene Mutter, „wo bist Du denn gewesen?“ Ein Thränenstrom entquoll den Augen des Knaben, er konnte nichts sagen und fiel auf den Stuhl nieder. „Lauf nur gleich zum Doktor hin, Kanneli,“ rief der Vater dem Mädchen zu, „mit dem ist's nicht recht, Gott gebe, daß er uns nicht krank wird.“ Eilig entfernte sich das Kanneli aus dem Zimmer, die Mutter nahm Kesli, und trug ihn in die Kammer, wo sie ihn auf dem Bett niederlegte. Als er wieder zu sich kam, fragte die Mutter besorgt, was ihm fehle. Er sagte aber, er wisse es nicht. „Wo bist Du denn gewesen?“ fragte der herzutretende Wärten. — „Auf dem Gletscher,“ war des Buben Antwort. — „Auf dem Gletscher?“ wiederholten die Eltern erschrocken. — „Großer Gott, wie bist Du denn dahin gekommen? Bist Du denn allein dort gewesen?“ fragte der Vater weiter. — „Nein,“ entgegnete Kesli matt, „der Kuoni war mitgegangen.“ „Wo ist er denn?“ fragte die Mutter ängstlich weiter. — „Er ist hinabgestürzt in die Klust, helfst ihm, ich kann nicht mehr! — —“ Damit schien seine ganze Kraft erschöpft, er konnte nicht mehr reden, bebend bewegten sich seine Lippen. „Hinabgestürzt!“ riefen die Eltern erschrocken, „ha, das ist nicht möglich! Du irrst Kesli, Du irrst Dich Kind,“ sagte die bange Mutter, „gewiß, Du bist krank.“ — „Wenn das ist,“ sagte der Vater, „so möge Gott ihm helfen und den strafen, der ihn dazu verleitet hat. Wollst ich doch lieber, der Blitz hätte bei mir eingeschlagen, als daß ich so etwas dem Uli melden muß. Aber 's hilft nichts, ich muß hin und darf's ihm nicht verschweigen. Ist es wahr, was der Bube sagt, so müssen wir hinauf und sehen, ob wir ihn retten können.“

Damit ging er hinaus und überließ es der Kanneli, sich mit Kesli zu beschäftigen. Der Doktor kam, meinte, daß Ruhe dem Kranken am meisten Noth thäte, und beruhigte die weinende Mutter, daß er sich am andern Morgen schon wieder besser befinden würde. Er forderte sie auf, ihm Kräuterthee zu bereiten, was auch sogleich geschah, aber wenig zu helfen schien.

Indeß war Wärten zum Hause Uli's gelangt. Eine Weile stand er hier, als befänne er sich, was er sagen wolle, dann trat er hinein, bat den Uli, mit ihm einen Augenblick in's Nebenzimmer zu kommen, da er ihm etwas zu sagen habe, und bald darauf hörte man drinn ein leises Schluchzen. Die Männer kamen heraus. Hans Uli, bleich wie

der Tod, suchte seine harrende Frau zu beruhigen und wies sie ab, nicht weiter in ihn zu dringen. Dann schritten sie hinaus, riefen die erschrockenen Knechte zusammen, nahmen Leitern, Laternen, Netze und Seile zu sich, und machten sich schnell auf den Weg zum Gletscher.

Die Frau des Uli aber vermochten sie nicht zu täuschen. Sie sah die flackernden Lichter, ahnete, was geschehen sei, und brach in Schmerz und Kummer zusammen. Dann betete sie leise wieder, ging unbemerkt hinaus nach Märtens Haus, wo ihr die Frauen nicht mehr verbergen konnten, was geschehen war, und ihr mit allen Trostgründen aufzuhelfen suchten. Allein es war vergebens; sie war außer sich, in starrem Schmerz versunken starrte sie vor sich hin und Thränen fehlten ihr, ihn auszuweinen. Nur wer die Größe der Mutterliebe kennt, der weiß auch, wie groß ihr Schmerz ist, wenn sie ihr Alles verloren glaubt.

Indeß fingen die Männer an den Gletscher hinaufzusteigen. Schon am Fuße fand Ruodi, welcher sich angeschlossen hatte und als kundiger Führer voranschritt, die Spuren der beiden Knaben, ein Beweis, daß Resli nur zu wahr geredet hatte. Hinter ihm folgte Hans Uli, bleich und stumm wie der Mond, der eben heraustrat und den unsichern Pfad der Männer erhellte, dann Märten und die Uebrigen in langer Reihe, Einer nach dem Andern. Es war eine zauberische Mainacht. Die Luft hatte sich abgekühlt nach dem starken Gewitter, die Sterne traten klar und rein heraus aus dem dunkeln Himmelblau, und die schneeigen Gipfel der Berge umwebte ein zarter Schleier. Doch achtete keiner der Männer auf das, was sie umgab. Nur auf die steile Bahn, die nach dem herabgeströmten Regen eine neue Eiskruste überzog, welche knisternd unter ihren Füßen zerbrach, waren Aller Blicke gerichtet. Nach ungefähr dreiviertelstündigem Steigen brach Uli das bange Schweigen und bat, einen Augenblick zu verziehen, um Kräfte zum Weitersteigen zu sammeln. Gern wurde dem armen Manne gewährt, dann aber ging es wieder weiter, bis dahin, wo die Eismassen immer gewaltiger, ihre Zerklüftung immer drohender wurde. „Halt,“ sagte endlich der Führer, als sie auf der Stelle angekommen waren, wo auch die Knaben gewinkt hatten, „höher können sie nicht gestiegen sein. Was sie nur dazu verleitet hat, hinaufzuklimmen, während es unser Einem so viel Mühe macht, trotzdem daß er mehr Kräfte aufzuwenden hat? Wödh's wohl wissen. Ein Wunder ist's aber, daß sie nicht alle Beide hinabgestürzt sind, wiewohl's schon an Einem, deucht mich, mehr denn genug ist. Hier müssen sie gestanden haben,“ sagte er zu den herangetretenen

Bätern, „schaut, hier sind die Spuren und dort läuft eine noch an den Rand hin, die wieder zurückläuft. Tretet nicht so nahe hinan, Herr Uli, wer da hinabrutscht, möchte schwer wieder heraufkommen. Doch seht, hier führt eine hinauf zur Wand. Soll mich der T — holen, wenn da nicht Einschnitte in das Eis gemacht sind. Nein, das ist doch über allen Spas. Wahrhaftig, schaut nur, ihr Herren, ob ich nicht Recht habe. Ich muß hinauf und sehen, wie's da aussieht. Bin mein Lebtag noch nicht dort gewesen, denn der Weg aufs Meer hinauf führt links.“

Mit diesen Worten schwang sich der behende Führer trotz der Warnungen der Uebrigen hinauf, wobei er die Füße in die gehauenen Spuren setzte. Doch ward's auch ihm schwer, sich droben zu halten und hinaufzuschwingen, denn sein Arm rutschte, wie der Kuoni's, an glatten Rande ab, und bald wäre er ihm nachgefolgt. Doch seine Gewandtheit siegte, er schwang sich hinauf und stand oben. „Wahrhaftig,“ rief er den drunten Stehenden zu, „hier hat sich einer angelammert. Noch sehe ich die Eindrücke seiner Hände, aber Spuren finde ich oben nirgends. Mir ahnt, daß der arme Bube hier hinabgeschnurt ist,“ setzte er leiser hinzu, als fürchtete er sich, seiner Vermuthung Worte zu geben. „Ja, ja, es kann nicht anders sein.“

Damit kletterte er hinab und forderte die Leute auf, die neben ihnen sich öffnende Kluft mit Balken zu überbrücken. Vorsichtig befestigte er dann ein starkes Seil, an dessen unteres Ende er einen dicken Stock band, und entledigte sich aller Sachen, die ihn beschweren konnten.

„Was wollt Ihr thun, Kuodi?“ fragte Hans Uli ängstlich, als er aus seiner starren Versunkenheit erwachte und die unterdeß getroffenen Anstalten bemerkte.

„Ich muß hinab,“ sagte dieser, „und sehen, wie es dort drunten steht. Man kann's von hier aus nicht sehen, drum ist's nöthig, daß Einer es wagt und der will ich sein. Wahrhaftig, der Bube war mir sehr lieb, und ich dachte, 's sollte mal ein tüchtiger Bursche werden, der seine Gerns mit dem Stutzen zu treffen weiß und sich nicht scheut, dem Tode in's Angesicht zu schauen! 's wäre mir doch leid um ihn, wenn er da drunten läge.“

„So, meint Ihr, er sei hier hinabgefallen!“ sagte Uli erschreckt. „Großer Gott, was lässest Du einen Vater erleiden!“

Mittlerweile war Alles in Bereitschaft gesetzt, wie Kuodi es wünschte. Er setzte sich auf den Stock, ließ sich langsam an der glatten Eiswand

hinab, gegen die er sich mit den Füßen stemmte, vorsichtig das Tau nachlassend. Bald sah er ungefähr 50 Fuß unter sich den brausenden Bach, allein er gewahrte Niemand drunten, selbst die Spuren eines Falls konnte er nirgends bemerken. Wahrscheinlich hatte sie das dahinrieselnde Wasser längst verwaschen. Länger reichte das Tau nicht. Er zog sich also langsam wieder hinauf, wobei ihm die Männer oben halfen und ihn dann über dem Rande emporhoben. Die Anstrengung mußte doch sehr groß für ihn gewesen sein, denn er mußte erst einige Minuten Athem schöpfen, ehe er den Hartenden sagen konnte, daß seine Mühe vergeblich gewesen sei.

„So glaubt Ihr nicht, daß er hier hinab gefallen ist?“ fragte Hans Uli, indem sich sein Auge Trost suchend gegen ihn wandte.

„Ich weiß es nicht,“ sagte dieser, „und es ist mir unbegreiflich. Habe noch nie so etwas erlebt, daß Einer ganz spurlos verschwunden ist, und glaube auch nicht daran, daß die Berggeister ihn fortragen können. Aber weiter sind sie nicht gekommen, das ist sicher, und dafür könnte ich meinen Kopf zum Pfande einsetzen. Doch s' hilft uns jetzt nichts mehr hier; wir müssen hinab und sehen, ob wir ihn nicht an einem andern Orte finden.“

Damit erhob er sich und schritt nun weiter voran. Doch war das Hinabsteigen weit beschwerlicher als der Hinaufgang, und nur dem Vater, dessen Hoffnung mit dem Bemühen Ruodi's wieder einen leisen Schimmer erhalten hatte, ward es leichter. Ueberall prüfte Ruodi, sah hinab in die Klüfte, über welche die Andern die Laternen hielten, allein man fand nirgends eine Spur, welche angedeutet hätte, daß der Knabe dort hinabgefallen sei. Schon graute der Morgen und der Mond war längst wieder erbleicht, als die Männer unten anlangten und sich festsetzen mußten, daß ihr Gang fruchtlos gewesen sei. Doch beschloßen sie, als sie sich trennten, so bald es Tag geworden die Nachsuchungen von Neuem zu beginnen und nicht eher zu ruhen, bis sie den armen Verlorenen wieder gefunden hätten.

Hans Uli ging zurück in sein Haus und fand seine Ehefrau noch wachend. Sie stand am Fenster, von wo aus sie den Zug der rückkehrenden Männer beobachtet hatte. Der stille Trauerzug derselben und das Schweigen ihres Mannes beim Eintreten sagte ihr, daß sie keiner Hoffnung Raum geben dürfe. Dennoch war sie gefaßter und ruhiger, als man von ihrem Schmerz hätte erwarten sollen. Ihre einzige Hoffnung stand bei Gott, dem sie sich im Gebet anvertraut

hatte. Wunderbar hatte sie dieses getröstet und erhoben, so daß sie fest glaubte, er würde sie erhören. Sie hörte ruhig ihren Mann an, als er ihr das Fruchtlöse ihres Versuchs schilderte und bestätigte seine Hoffnung, den Verlorenen am andern Morgen aufzufinden. Beide begaben sich darauf zur Ruh, doch wollte lange kein Schlummer sich auf das Mutterauge niederlassen und jetzt erst flossen ihre Thränen unaufhaltsam, als Uli schon längst eingeschlafen war.

Auch in dem Hause Wärten's sah es am andern Morgen traurig aus. Annelisi hatte die ganze Nacht am Bette Kesli's gewacht und seinen unruhigen Schlaf behorcht, in welchen die Ereignisse des vergangenen Tages sich verflochten und dem Knaben wenig Ruhe gönnten. Oft sprach er hastig und laut: „Kuoni!“ dann wieder sagte er: „Warte nur, ich komme ja,“ weinte dann und schluchzte heftig und bat seine Eltern, ihn nicht zu bestrafen. Am Morgen wachte er auf, gerieth jedoch bald in einen halb bewußtlosen Zustand, welchen der Arzt sehr bedenklich fand. Erst nachdem der Arzt am Mittag einen Aderlaß verordnet hatte, schien sein heißes Blut sich abzukühlen und sein aufgeregter Puls langsamer zu gehen. Doch verbot der Arzt streng, den Kranken über das Geschehene zu befragen und ihm keinesfalls das Aufstehen aus dem Bette, wozu er ein paar Mal Anstalt machte, zu gestatten.

Die Männer waren indeß am Morgen wieder ausgegangen, um ihre Nachforschungen weiter zu verfolgen. Das ganze Dorf war von der Kunde des Geschehenen erschreckt. In dem Hause Uli's, welcher am Morgen nicht mitzugehn vermochte, gingen Männer und Frauen aus und ein, um sich nach dem Geschehenen zu erkundigen, zu hören und zu trösten. Doch erfuhren sie eben auch weiter nichts, als was man wußte, und fanden die Sache so unerklärlich, daß sie kaum daran zu glauben wagten. Viele schrieben dem Kesli die Hauptschuld zu und meinten, man müsse den Buben züchtigen, bis er die Wahrheit gestehe, denn an solche Märchen könne man unmöglich glauben. Die leidigen Trösterinnen waren der Frau des Uli sehr zur Last, und es war ihr eine rechte Freude, als gegen Mittag der Pfarrer erschien und Eine nach der Andern sich entfernte. Sie klagte ihm ihre ganze Noth, schilderte ihm, wie lieb sie den Knaben gehabt, wie sie gleichsam nur um selbnetwillen gelebt habe und wie nun auf einmal ihr ganzes Lebensglück zerstört sei. Der Pfarrer aber wandte sie auf Gott hin und hieß sie getrost darauf warten, was er über sie beschlossen habe. „Wen er

lieb hat," sagte er, „den züchtiget er, aber er weiß auch zu trösten, denn wenn die Noth am größten, so ist er auch am nächsten. Darum mögen wir nicht weinen und klagen, sondern ihm vertrauen und zu ihm beten, sondern reden mit dem frommen Sänger: „Und ob ich auch wandre durch ein dunkles Thal, so fürchte ich mich doch nicht, denn Du bist bei mir!“ Er hat uns Allen Das bestimmt, was uns nütze ist und legt Niemandem mehr auf, als er zu tragen vermag. Alle Trübsal aber, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein. Darnach aber wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind!“ Solches und mehr noch redete der Pfarrer und wandte das Herz der Bäuerin dadurch zu Dem hin, auf welchen wir allein im Leben und im Tode hoffen mögen. Er verließ die Frau wunderbar gestärkt und versprach ihr bald wieder zu kommen, um sich nach Kuoni zu erkundigen.

Am Mittag kamen auch die, welche den Knaben gesucht hatten, zurück, doch still und traurig, denn nirgends hatte man weiter eine Spur von ihm entdeckt und es stellte sich immer klarer heraus, daß Resli nicht gelogen, sondern die Wahrheit gesagt hatte. Wie die Knaben freilich dorthin gekommen seien, wußte sich Niemand zu erklären. Niemand konnte darüber auch für den Augenblick nähern Aufschluß erhalten, da der Einzige, welcher ihn geben konnte, selbst dem Tode näher schien als dem Leben. Scheuen wir uns deshalb nicht, den Blick dahin zu wenden, wo wir den unglücklichen Knaben zuletzt verlassen haben.

Fünftes Kapitel.

Die schroffe Eiswand, welche Kuoni hinab fiel, mochte ungefähr eine Höhe von hundert Fuß haben. Mitten in den Bach, welcher von hier aus im Innern des Gletschers hinab fließt, stürzte er hinein und blieb anscheinend todt und ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, liegen. Das gehemmte Wasser stremte sich an dem Körper des mitten Hineingefallenen auf und floss dann ruhig über ihm weg, als wäre an dieser Stelle nichts weiter geschehen. Der Kopf Kuoni's lehnte sich sanft an die kalte Eiswand an, als wäre sie ein weiches Kissen. Niemand mochte je diese Stelle betreten haben, denn sie war von beiden Seiten von jähren Felswänden eingeschlossen, die kaum dem sie durchfließenden Bächlein so viel Raum gestatteten, frei durch sie hindurch zu schwimmen. Der blaue Himmel hatte nie mit seinem klaren

Huge hier hinab geblickt, die leuchtenden Sterne hatten sich nie in des Bächleins Wasser hinab getaucht, nur das starre Eis glitzerte und schimmerte von allen Seiten und war anzuschauen wie des Meergottes kristallener Palast in der Tiefe. Das Leben schien hier aufzuhören, der menschliche Ruf zu verhallen, denn nichts als Eis und Wasser sah man, dieses das einzige Lebendige in grauser Tiefe.

Stunden vergingen und Niemand maß sie, der Donner war verhallt, die Sterne zogen auf die Wacht und leuchteten hell, die Gemse wandelte im Mondschein und ging aus auf Aefung, da regte es sich auch drunten im Wasser. Kuoni erwachte, wie aus einem langen Schläfe, suchte sich empor zu richten, fiel aber wieder nieder. Er fühlte um sich und schaute verwundert in die Höh', als begreife er nicht, wie er an diesen Ort gekommen sei, rief dann laut „Resli, Resli!“ aber Niemand antwortete ihm. Lauter und lauter rief er, aber immer vergebens. „So hat er mich auch verlassen,“ dachte er, „und ich bin hier allein ohne alle menschliche Hilfe und Niemand wird mich aus dieser grausen Tiefe erretten! Sterben muß ich, fern von den Eltern und darf nie wieder hoffen, sie zu sehen, ihre Stimme zu hören!“ Ein Thränenstrom entquoll seinen Augen bei diesem Gedanken, er war auf einmal ermattet, trostlos, gebeugt. „Ach könnte ich doch noch einmal die goldene Sonne sehen,“ dachte er weiter, „noch einmal das Thal mit der Eltern Haus, doch nun ist Alles vorbei.“ Plötzlich kam ihm der Gedanke an Gott. „Ja, ja,“ dachte er, „die Mutter hat mir oft gesagt, man müsse beten, wenn man recht in Noth sei, das helfe.“ Sogleich bewegten sich seine Lippen, er betete sein Abendgebet, allein es schien ihm nicht kräftig genug, er betete weiter, wie es eben aus seiner Seele kam, und es ward ihm viel leichter darnach, er erschrak nicht mehr so vor der Einsamkeit und dachte es sich minder fürchtbar, hier zu sterben. Er erhob den Arm, um sich empor zu richten, aber er vermochte es nicht. Er faßte mit der andern Hand dahin und fühlte, daß er zerbrochen war. Der Bruch fing an ihn sehr zu schmerzen, doch klagte er nicht, sondern saß ruhig da und sah den Wellen des Baches nach. Mit einem Male fuhr es ihm wie ein Blitz durch den Sinn. Er lächelte, sah noch einmal um sich und begann nun im Bette des Baches hinab zu kriechen. „Es muß gehen,“ dachte er, „Gott hat es mir so gesagt, ich will's versuchen.“ Langsam kroch er dahin und war bald von den dichten Eiswänden bedeckt, welche einige Schritte weiter hinab den Bach von allen Seiten umschlossen.

Je tiefer er hinab kroch, um so dunkler ward es. Nacht umhüllte ihn auf einmal, allein ihm grausete nicht, nur ein Gedanke überwältigte ihn fast durch seinen Schrecken, nämlich daß das Beert des Baches zu eng werden und ihm den Durchgang verwehren könne. An manchen Stellen schien diese Furcht allerdings beschäftigt zu werden, denn kaum verstattete ihm hier der Raum den Durchgang. Er mußte herumtappen und fühlen, umbiegen konnte er auch nicht mehr, sehen gar nicht. Dann aber erweiterte sich der Raum wieder; heller schien es ihm zu werden: es ist Tag, dachte er, während er eben noch meinte, es sei Nacht draußen. Freilich bewegte er sich nur äußerst langsam, denn den zerbrochenen Arm konnte er fast gar nicht gebrauchen und jeder leise Anstoß daran schmerzte ihn heftig. Er mochte so wohl einige Stunden sich fortbewegt haben, da konnte er nicht mehr. Wieder neigte er seinen Kopf zur Felswand hin und schlief ein. Wie lange er aber hier geschlafen hat, weiß ich nicht zu sagen, wußte er selbst nicht, wohl aber mögen mehr als zwölf Stunden darüber hingegangen sein. Endlich erwachte er wieder, kroch weiter lange, lange, eine halbe Ewigkeit konnte ihm nicht länger dünken. Er fühlte jetzt einen heftigen Hunger, der ihn so lähmte, daß er beinahe gar nicht weiter zu kriechen vermochte. Er durchwühlte seine Taschen und siehe da, er fand ein Stück Brod, welches er Nachmittags in die Taschen gesteckt hatte, als er sich auf machte von Hause. Zwar war es kalt und feucht, allein er achtete es nicht. Ein König konnte sich kaum jemals am Mahle so ergötzt haben, als er es an dem Stück Brod that. Er fühlte sich wohler und kräftiger, trank auch aus dem Bache einen Schluck frischen Wassers dazu und arbeitete sich dann wieder weiter. Selbst sein Arm schien ihm weniger Schmerzen zu machen als früher, wiewohl er dick und geschwollen war. Je weiter er kam, um so leichter ward es ihm um's Herz, um so mehr gewann seine Hoffnung Raum, daß er wieder zu seinen Eltern gelangen könne, daß er vielleicht ihnen schon nahe sei, da ja der Bach nothwendig unten heraus führen müsse. Zwar wagte er sich dies selbst nicht zu gestehen, wenn er so in dunkler Nacht dahin kroch und nichts als Eis um sich her fühlte, zwar fürchtete er noch immer, daß eine Stelle kommen könnte, an welcher sein ganzes Bemühen fruchtlos sein würde, sich hindurch zu zwingen, allein wieder betete er recht inbrünstig zu Gott und arbeitete sich mit neuem Eifer weiter. Unmöglich würde es sein, die Furcht und Freude zu schildern, welche Kuoni empfand, wenn plötzlich der Raum sich so verengte, daß

er nur mit aller Mühe hindurch kriechen konnte und alsdann auf einmal sich wieder so erweiterte, daß er bequemer hinab gleiten konnte. Genug, daß endlich der hellere Lichtstrahl, welcher die Bläue des Eises durchschimmerte, ihm die feste Ueberzeugung aufdrang: bald wirst du das Ende deines mühseligen Weges erreicht haben! Er wandte deshalb den letzten Rest seiner Kräfte auf und wer schildert sein Entzücken: auf einmal wurde es heller und heller, die Wölbung über ihm erweiterte sich, noch ein paar Schritte weit — er befand sich auf dem Trocknen, er sah an der Seite die Moosbank, welche er mit dem Freunde gemacht hatte, er war im Kirchlein! Wie einem Blindgewordenen ist, wenn er nach langer Nacht wieder das Auge öffnet und rings herum die bekannten Gegenstände wieder steht, die längst seinem Auge verborgen waren, so war es Ruoni zu Ruthe, als er den bekannten Raum betrat. Er vermochte seine Freude nicht durch Worte zu erkennen zu geben, ein einziges, freudiges Ah! entfuhr seinen bleichen Lippen, nieder sank er auf die Moosbank, eine Ohnmacht, welche bald in Schlaf überging, raubte ihm das freudige Bewußtsein seiner Rettung.

Draußen war es indeß noch früh. Der zweite Morgen nach dem unglücklichen Ereigniß war angebrochen, die Landleute zogen wieder hinaus aufs Feld, um die Felder zu bestellen, über denen sich die Lerche in jubelndem Gesang erhob. Keiner schien mehr des verunglückten Knaben zu gedenken, wenigstens hütete sich ein Jeder, von ihm zu sprechen, als wolle er die frohe Laune des Andern nicht stören. Noch immer hatten die Nachforschungen nichts geholfen. Resli, welcher sich am Abend etwas besser befand und am andern Morgen durchaus nicht mehr im Bett bleiben wollte, blieb bei seiner Bethuerung und erzählte unter Thränen dem anwesenden Uli und seiner Frau, wie sie dazu gekommen wären, hinaus auf den Gletscher zu klimmen und wie es ihnen daseibst gegangen sei. Wie er selbst wieder herunter gekommen sei und was nachher geschehen, wußte er fast gar nicht zu sagen. Er sagte, ein Mann in weißer Gestalt und mit Flügeln habe ihm den Weg gezeigt, bis er herabgekommen. Damit schien nun freilich den armen Eltern der letzte Trost genommen zu sein, worauf ihr Herz sich gestügt hatte. Sie weinten bitterlich, hielten aber den Resli, ihnen am Mittag das Kirchlein zu zeigen, in welchem sie den kühnen Plan gefaßt und so oft bei einander gegessen hatten. Es schien, als ob ihnen dieß einen Trost gewähre, so wie es ja überhaupt tröstlich für Leidende ist, sich an die Stätten zu begeben, wo die Dahingeshiedenen zuletzt gewohnt haben.

Am Mittag also begab sich Kessi, auf den Arm seiner Mutter gestützt, hin nach Uli's Hause. Er war noch recht bleich, seine blauen Augen, die früher so freundlich leuchteten, waren matt, seine rothen Wangen eingefallen. Nur mit Mühe vermochte er zu gehen und den Weg hinab zu führen, auf welchem die Eltern Kuoni's still nachfolgten. Er zeigte das Eisstück, welches den kleinen Raum verbarg, und so gleich hinweggewälzt wurde. Langsam kroch er durch die Oeffnung hindurch und trat in das Kirchlein ein. Plötzlich schrie er auf, fuhr zurück und warf sich über den Körper des Schlafenden, als wolle er ihn nie mehr lassen. Die draußen Stehenden, welche fürchteten, es sei dem Knaben ein Unglück geschehen, drängten nach.

Ein Augenblick und der Schmerz der Eltern war in jubelndes Entzücken verwandelt. Ihr Sohn, ihr einziges Kind lag in ihren Armen. Der todt Geglaubte war wieder lebendig geworden: der gütige Vater des Himmels hatte sie ihn wieder finden lassen und sich an ihm verherrlicht durch eine der wunderbaren Thaten, welche unbegreiflich und wunderbar klingen, aber wahr sind, welche die Thränen der Begeisterung in Thränen der Freude verwandeln und das Menschenherz auffordern zu ewigem Preise und Lobe.

Lange hielten sich Eltern und Kind umschlungen, und wer ihr wonniges Entzücken mit angesehen hätte, wie sie so dastanden in dem schimmernden Raume, der hätte gemeint, es habe sich das kalte Eis plötzlich erwärmt und die Tropfen, welche von oben hernieder fielen, seien Thränen der Freude gewesen, die es bei diesem Anblick geweint.

Als nun aber der Verlorene herausgeschafft wurde und das Tageslicht wieder in sein Auge fiel, als die Landleute den Zug sahen und aus allen Häusern herbeiströmten und Jeder sich herandrängte, um den Geretteten zu sehen, Jeder hilffreich die Hand bot, ihn mit nach Hause zu tragen, da erst war die Freude der Eltern vollkommen. Ihr Dankgebet konnte am Abend kein Ende finden, und Amen! tönte es noch lange nach in ihrer Seele!

Zwei Briefe aus Nord und Süd.

Von Aurelie.

(Schluß.)

Marie an ihre Freundin Clara.

Helgoland, den 5. August.

Mein Brief ist einige Tage liegen geblieben; wir haben unterdessen das Fest erlebt, eine Erleuchtung der Insel zu sehen. Das war wunderschön! Ueber hundert Boote fuhren zur selben Stunde bei hübscher Mufik Nachts um halb Zehn in weiten Bogen um die Insel, deren Höhlen und wunderbare Zacken mit großen flammenden Scheiterhaufen, und an einzelnen Stellen mit bengalischem Feuer erleuchtet waren. Die Gestalten der Feuerwerker und Arbeiter sahen in dieser Umgebung und in dem rothen Schein aus wie geschäftige Zauberer oder wie häßliche Geister, und die Wirkungen des Lichtes auf die zerissenen Felswände waren von größter Pracht. Aber herrlicher als das Alles dünkte mich die Stille auf dem Wasser, die Lichtsäule des Mondes und das Leuchten des Meers. Bei jedem Ruderschlage sprangen tausend silberne Funken auf, und so oft ich die Hand in's Meer tauchte, hatte ich blizende Ringe um jeden Finger. Daß alle diese glänzenden Lichtpunkte lebende Thierchen sind, wirst Du schon wissen.

Vorgestern morgen erlebten wir etwas recht Trauriges. Wir waren bei der Rückfahrt von der Düne ganz in den Genuß des Himmels und der Luft versunken, erzählten uns von den Wellen, die wir im Bade empfingen (mir waren, ohne mich zu rühmen, zehn über den Kopf gegangen, und so gut wird's Einem nicht alle Tage) und gedachten beim Anblick der im hellen Sonnenschein glänzenden Insel des Schiffers Reimes: „Grün is dat Land, Roth is de Kant, Witt is de Strand, Dat sünd de Farren von Helgoland“ — da, auf einmal, hörten die Schiffer auf zu rudern und sahen starr auf Einen Punkt in's Meer hinaus. „Nun, was jiebt's?“ fragte ein Berliner Offizier. — „Sehen Sie dort den englischen Zweimaster?“ — Ja, er steht

prächtigt aus, sagten Einige, wie er so langsam gegen den Wind herangesegelt. — „Ach, hat sich was! wenn er noch zwei Minuten in dem Cours fortsteuert, so ist er ohne Rettung verloren,“ sprach der Schiffer. — „Dah!“ rief verdußt und ungläubig der Berlimer; aber wie erschrocken wir Alle, als nach etwa einer Minute das Schiff stillstand, wie festgebannt: es hatte sich auf eine Klippe gespießt. „Mit dem ist's vorbei,“ sagten die Schiffer, und ruderten ruhig weiter. Die Mannschaft wurde in Booten an's Land gebracht, die Ladung aber war verloren, und das Schiff ward noch am selben Nachmittag durch die Fluth auf die Düne getrieben. Es war ein trauriger Anblick.

Heute ist die Insel besät mit kleinen grau und weißen Zugvögeln, die auf der Wanderung hier andruehen; man sah sie schon von weitem heranziehen, wie eine schwarze Wolke am Horizont. Die armen Dingerchen sind matt und ausgehungert: in ganzen Schaaeren sitzen sie in der Kartoffel-Allee auf dem Oberland, wo die vielen angepföckten blöckenden Schafe, deren Milch hier die der Kühe ersetzen muß, ihnen Gesellschaft leisten. Die Schafmilch schmeckt, im Vorbeigehen gesagt, herzlich schlecht, eben so wie das Eisternenwasser. Es gibt auf Helgoland nur zwei Kühe, die dem englischen Gouverneur gehören, und auf dem freien Felde des Oberlands keinen einzigen Baum. Als wir heute unsern gewöhnlichen Spaziergang nach der Spitze der Insel machten (man braucht für ihre ganze Länge eine Viertelstunde, ihre Breite beträgt 3 Minuten), kauften wir den übermüthigen Helgolander Jungen viele von den eingefangenen kleinen Vögeln ab, um sie wieder in Freiheit zu setzen. Aber kaum hatten wir sie fliegen lassen, so waren die abscheulichen Jungen schon wieder hinter ihnen her: Gott weiß, wie oft sie so die Freiheit der Thierchen von den Fremden ertauschen ließen. Es gibt andere Zugvögel, die für die Helgoländer von wirklichem Nutzen sind, zumal die Schnepfen. Ihre Ankunft im Herbst ist ein solches Ereigniß für die Inselaner, daß selbst der Gottesdienst dadurch unterbrochen wird: wer sie zuerst erspäht, tritt in die Kirche und ruft: „Herr Pastor, die Schnepfe kommt!“ —

Während ich Dir hier wieder vor unserer Hausthüre sitzend schreibe, gibst's von der Pension her neben an viel Lärm und Geschrei. Es ist das gewöhnliche Vergnügen der hiesigen Badegäste, das ich recht roh und grausam finde. Man wirft nämlich unter einen Haufen Waffengungen einige Schillinge, um welche sich diese raufen: dieser schlechte Spaß ist schon ganz herkömmlich und heißt Schillinge in die Grabbel

werfen. Die Kinder selbst fordern die Fremden dazu auf. „Mein Herr! ein Stilling in die Grabbel! oder ein Stück Zucker, eine Cigarre!“ —

Die Helgolander Kinder machen indeß keineswegs einen Eindruck von Mangel und Dürftigkeit; fast alle sind blühend, reinlich gekleidet, haben etwas Stolz und Freies, und sind zuweilen sehr übermüthig. Eben geht einer vorüber, der mir zuruft: „Was? Du thust schon als ob Du schreiben könntest? Na, Du magst schöne Strakelfüße machen.“ Vielleicht hat er Recht, Clärchen; ich will Dich nicht länger damit heimsuchen.

Eine ganze Sammlung getrockneter Seeplanzen bringe ich Dir mit. Du wirst Dich erfreuen an ihren feinen rosenfarbenen kleinen Nesten und Fäden, die sich auf dem Papier ausnehmen, als wären sie mit Carmin gemahlt. Muscheln findet man selten unbeschädigt, die Brandung spielt ihnen zu schlecht mit; desto mehr schöne westindische habe ich in den Muschelläden für mein Taschengeld angekauft. Wie freue ich mich jetzt auf Dich und die Heimath, beinah' eben so sehr als vor wenig Monaten auf die Reise.

Alexandrine bringt mir so eben ein paar Muscheln, in welchen sich der sogenannte Einsiedler, ein wunderliches krebsartiges Thierchen, ansetzt, nachdem er die eigentlichen Bewohner daraus vertrieben hat. Ich will suchen, ihn Dir lebendig mitzubringen, und habe deßhalb schon eine Flasche mit Seewasser gefüllt, die außerdem noch alle Abend im Dunkeln ein wenig leuchtet. Uebermorgen bringt mich der Patriot nach Hamburg. Leb' wohl, liebste Clärchen! ich hoffe einen Brief von Dir vorzufinden.

Hamburg. den 8. Augst.

Wir sind glücklich hier angelangt und hatten eine stille Fahrt. Aber welsch' ein Unterschied in der Luft, die uns hier ganz dünn und schaal vorkommt. Ich möchte selbst im Freien immer ein Fenster öffnen, so beengt ist die Atmosphäre im Vergleich mit der Seeluft. Leb' wohl, Du böses Kind: es war kein Brief von Dir auf der Post.

Deine

Marie.

Clara an Marie.

Mailand, den 20. August 184—.

Gestern halb 5 Uhr Morgens fuhren wir in die Thore dieser Stadt ein; der Hitze wegen mußten wir in der Nacht reisen. Wir hatten eben unsere Zimmer in Reichmanns deutschem Hotel erhalten — mit Thee, wir wußten nicht recht, ob gefrühstückt oder zu Abend gegessen, und schickten uns an, die müden Glieder auszuruhen, da klopfte der Kellner noch einmal an unser Zimmer: „Es ist auch ein Brief für Euer Gnaden da.“ Schon streckte die Tante die Hand begierig darnach aus. — „Nein,“ ruft sie, „er ist für Dich, Elärchen, von Marie.“ Ich war schon mit einem Fuß im Bett, sprang aber wieder heraus, rieb mir den Schlaf aus den Augen, und las Deinen lieben Brief aus Helgoland. Erwarte nur nicht, daß ich Dir eben so vernünftig schreibe. Ich kann nicht unsere ganze Reise in Einen Brief einrahmen, wie Du Deinen Aufenthalt in Helgoland. Ach, liebste Marie, wärst Du doch mit uns gewesen! Ich bin noch wie eine trunksene Biene ganz vollgeseugen von der Schönheit dieser Reise. Am selben Tage, an welchem Du mir auf dem Oberlande in Helgoland schreibst, stand ich auf dem Gipfel des Stilsfer Jochs 8850 Fuß über der Meeresfläche. Und höre nur, wie wir dahin gekommen sind; ich will Dir diesen Theil unserer Reise beschreiben. Schon von Innsbruck aus bis Landeck war der Weg außerordentlich schön; von dort an fuhren wir längs des Inn bald auf diesem, bald auf jenem seiner Ufer. Der Fluß hat hier einen übermüthigen Lauf, nur selten ruht er in geseßtem Schritt aus, und schäumt fast immer brausend das Thal hinab. Je näher man dem Finstermünz-Paß kommt, je prächtiger wird das Thal. Eine Zeitlang ist der Weg zur rechten Seite vom Schweizergebiet begrenzt: es sind riesenhafte Rarmorwände; mitunter schaut auch schon ein würdiges Schneehaupt von dem Graubündner Gebirge herüber in das grüne Innthal. Der Weg steigt gewaltig: schon kann man nicht mehr ohne Grauen hinab sehen auf den tief unten brausenden Inn. Gerade vor uns schien das Thal plötzlich durch eine ganze Mauer von Schweizer Schneegebirgen geschlossen, es öffnete sich aber eine schmale Schlucht links; nun verließen wir den Inn, um einem kleinen wilden Bach entgegen zu fahren, der sich hier mit ihm vereinigt. Allmählig stiegen wir so dreitausend Fuß. Die

Spitze des Tags war drückend, der Postillon schöpfte uns einen Trunk aus dem Bach, während seine Pferde ruhten. Er vertröstete uns auf die Kühlung der Höhen, die wir erreichen sollten, und auf ein gutes Mittagsbrod in Nauders bei den sieben alten Jungfrauen, deren Lebensgeschichte er uns erzählte. „Als ich noch ein kleiner Bub war,“ sagte er, „galten drei von ihnen für die schönsten Madeln im Lande, die vier andern waren wüßt. Aber ihr Vater hat die furiose Idee gehabt: er wollt' die Wüsten zuerst verheirathen, damit sie ihm nicht über dem Hals bleiben sollten, unterdeß sind die Schönen aber auch alt geworden, und so sind's holt alle Sieben noch zu haben.“

Je höher wir stiegen, je leichter wurde die Luft, das Thal weit und voll saftiger Wiesen, die zum Theil duftende Heuhaufen bedeckten. In Nauders empfingen uns die sieben Schwestern, von denen die jüngste mindestens fünfzig Jahre zählte. Die ehemals schönen unterschieden sich nur durch den anspruchsvolleren Anzug. Unsere Klage über die Hitze, meinten sie, werden wir bald einstellen, und fragten uns, ob wir auch mit Pelzen für das Stülfer Joch versehen seien? Wir hielten indessen ihre Beschreibung von der winterlichen Kälte dort oben für übertrieben. Nachmittags fuhrn wir weiter in dem hohen Thal bis Mals, machten Bekanntschaft mit der kleinen Etsch, die, weil hier die Wasserscheide der beiden Flußgebiete des Po und der Donau ist, mit uns strömte, und unter dem Zudrang einer Menge kleiner Bäche zu einem so ausgelassen tobenden und schäumenden Wasser anschwillt, daß selbst der Inn dagegen zahm erscheint. Während wir fuhrn, erweiterte sich nach und nach das Thal, und plötzlich sah die weiße Ortelspizze hervor: bald erschien sie wie ein großes Zelt mit vielen kleineren neben sich am blauen Himmel; sie ist der Rangordnung nach der dritte Berg in Europa. Die Abendbeleuchtung färbte den ewigen Schnee mit einem rosenrothen Schein, der sich anfangs immer dunkler steigerte, bis er allmählig abnahm und der Mond zuletzt herrlich über den Gipfeln aufging. Wir kamen noch bei guter Zeit nach Mals, und die Erwartung, morgen das Stülfer Joch zu sehen, hielt uns lange wach.

Früh am Morgen brachen wir auf und fuhrn bis zu dem reizenden Dorf Stils, am Fuß des berühmten Berges, bis Trafoi. Während uns hier ein spärliches Mittagessen bereitet ward, unternahmen wir einen Spaziergang zu dem ungeheuern Ortelsgletscher; ein allerliebster Knabe begleitete uns und berichtete, daß erst im August, wo

der Schnee zu schmelzen anfängt, die sogenannte Eiskapelle zugänglich wird und eine tiefe Höhle im Gletscher bildet. Wir konnten sie heute nicht erreichen, da uns ein strömender Regen zwang, umzukehren. Der kleine Johann erzählte uns, wie oben auf dem Berge rechts, da wo der Schnee viele hundert Klafter tief liegt, ehemals eine blühende Alm gewesen, auf der eine Sennerhütte gestanden. „Da haben's so viel Milch und Käse gehabt, daß's nit haben aufheben können: aber denen armen Leut haben's nit geben, mit der Butter haben's die Glas verschmiert und mit der Milch haben's aufgewaschen. Da ist der Kühebub auf der Alm gewesen und ist ein lichter Engel zu ihm kommen, und hat ihm befohlen, er soll die Glockenkuh vorausgehn lassen und soll nachgehn, aber umschauen darf er sich nit. Und alle Kühe sind der Glockenkuh nachgegangen, wie's aber weit weg waren, hat's angefangen zu schneien, und so viel zu schneien und immerfort zu schneien, bis von der Sennerhütte nur noch die Spitze hervorgeschaut hat, und die sieht man auch noch zuweilen, wenn's da klares Wetter ist.“ — Nachmittags kam die Sonne wieder hervor; wir fuhren nun im Zickzack in 54 Wendungen am Berge hinauf. Die Chaussee sieht aus wie der Thurm von Babel auf alten Bildern; der Bau dieser Straße ist ein Riesenwerk und es kostet den Staat Unsummen, sie zu unterhalten. An ein paar Stellen war sie verschüttet, und der Postillon erzählte, wie viele Menschen hier schon verunglückt seien. Die Aussicht auf die gegenüber thronende Ortelspitze, die man scheinbar mit einem Steinwurf erreichen konnte, das tiefe Thal, die grünlichen, weiß bereisten Gletscher, die wir bald unter uns hatten, die unabsehbaren Schneefelder über uns, dazu die frische bunte Alpenflora am Wege — Alles lag wie ein Märchen vor uns. Bis zur Franzenshöhe, der fünften Cantoniera, die zugleich Station ist (die übrigen sind unbewohnt und nur Zufluchtsstätten für die Arbeiter an der Chaussee), hatten wir noch immer nicht an die prophezeite Kälte geglaubt. Hier aber trat sie mit Sturm und Regen so plötzlich ein, daß wir den Wagen bedecken mußten. Leider verbarg uns der immer dichter werdende Nebel die Aussicht gänzlich. Bald hatten wir die bedeckten Gallerien erreicht, welche die Chaussee vor den Lawinen zu schützen bestimmt sind. Eine zu Fuß wandernde Tyrolerfamilie schritt neben unserem Wagen her; wie beklagten wir sie! Die Kälte war schon recht empfindlich; endlich kündigte uns der Postillon den Gipfel des Berges an, und in raschem Trab fuhren wir nun unter Schneegeföber

hinab bis Santa Maria, der ersten italienischen Cantoniera. Wir langten mit Bliß und Donner und starkem Schneefall, vor Kälte erstarrt, dort an, und das Obdach, trotz des rauchenden Kamins und der schmutzigen Dielen, war uns sehr willkommen. Der italienische alte Wirth, der zugleich Koch und Kellner ist, versorgte uns mit Reis und Kartoffeln. Eine Stunde nach uns kamen die armen Tyroler an, die in einem Zimmer ohne Betten auf der nackten Diele und ohne Feuer und Abendbrod zu übernachten sich anschickten. Der Onkel ließ ihnen ein Feuer machen und wir theilten ihnen von unserem Ueberfluß Thee, Kartoffeln und Butter mit. Der Wirth wollte nun auch seine Großmuth zeigen, ließ ihnen ihre durchnässten Kleider trocknen und eine Streu bereiten — die Armen nahmen Alles mit herzlicher Dankbarkeit an; sie kamen weit her aus dem Zillertal, um jenseit Santa Maria bei den Chauffeebauten Beschäftigung zu finden. Santa Maria ist das höchste Haus in Europa: es ist der einzige Hochmuth, den ich je empfunden habe, daß mir's angenehm war, die Bewohner eines ganzen Welttheils unter meinen Füßen zu wissen. Wir schliefen vortrefflich. Beim Erwachen waren unsere Fensterscheiben gefroren, die Chauffee mit frischem Schnee bedeckt, die Leute kamen zähklappernd herein, das Kaminfeuer anzumachen, und wir suchten unsere wärmsten wollenen Kleider hervor. Nach eingenommenem vortrefflichem Kaffee, statt der deutschen Eichorie, schlug mir der Onkel einen Spaziergang vor, um dem rauchenden Kamin zu entfliehen: es war ein wunderbarer Anblick, der uns erwartete. So mag Sibirien aussehen: so weit das Auge reicht, Schnee, nichts als Schnee, unzählige Bergesgipfel, deren Zacken gleich versteinerten Tannen daraus hervortragten. Die Sonne trat bald aus dem Nebel heraus, wir gingen einen guten Schritt, um uns zu erwärmen, und fanden den Januar bald sehr erfrischend. Unter der neuen Schneedecke guckten allerhand Alpenblumen hervor, die ich hier zum erstenmal sah und pflückte; jedes Gebirg hat seine besondere Flora; ich sammle und trockne schon seit Innsbruck sehr eifrig. Unvermerkt gelangten wir nach zwei Stunden auf den gestern passirten Gipfel, und hatten dort nach der deutschen Seite hin einen unvergeßlichen Anblick. Dicht vor uns die blendend weiße Mattasch- und Retelspizze, beide fast frei von Wolken, am dunkelblauen Himmel; zur Rechten das Schneefeld, die bläulichen Gletscher in der Tiefe, und links von der Sonne beleuchtet ein Meer von Bergesgipfeln, das tief unter uns von zwei grünen Bergprofilen begrenzt war.

Auf der Cantoniera harrte unser schon der angespannte Wagen und die Tante; letztere war unserthalben in großer Angst gewesen und hatte uns den Bedienten entgegen geschickt. Wir fuhren in vollem Trabe den Berg hinunter, so daß wir bald wieder aus der Schneeregion heraus waren und eine bunte Vegetation zu beiden Seiten des Weges hatten. Erst waren es Enziane, dann Alpenrosen, die mich entzückten. Unser Postillon verfehlte nicht, so oft er bei den Wendungen neben dem Wagen herging, alle Blumen zu pflücken, die wir ihm bezeichneten. Welche wunderbare Station hat dieser erste oder letzte italienische Postillon zu fahren! Täglich mehrmals aus dem starren Winter in die Gluthen des Sommers zu kommen! Denn wirklich singen wir schon an unsere warmen Kleider zu verwünschen, und erwarteten sehnüchlich Vormis, um uns umzukleiden. Mit Stolz zeigte uns der Postillon die Quelle der Abda, die aus der nackten Felswand entspringt, und mit der wir von nun an gemeinschaftlich reisten. Nach zwei Stunden schon waren wir am Fuße des Stelvio (wir hatten sieben hinauf gebraucht). Bei fabelhafter Hitze fuhren wir nun im Thale fort, das anfangs noch der Tyroler Gegend gleicht, nur daß die Kirchen und zerfallenen Häuser schon einen ganz andern Charakter haben. In den Dörfern spielten die Bauern Bocca und Morra, ihre beiden Nationalspiele, bei welchen ihre schönen südlichen Gesichter in größte Aufregung geriethen. Die Vegetation ward nun bald überraschend schön: ächte Kastanien, Maulbeerbäume, zuletzt Feigen. Am nächsten Tage folgten Delbäume und Cypressen und die Schönheit des Thales nahm immer zu, bis wir uns plötzlich am Comer See befanden. Wie soll ich Dir ein Bild von dieser Lieblichkeit und Leppigkeit der Natur geben! Es ist als würde man davon berauscht, und das deutsche Tyrol erschien mir dagegen wie ein strenges schönes Lied im Vergleich zu einem vollen Chorgefang. Wir kamen bei Sonnenuntergang, durch viele Tunnel und neben steilen Felswänden immer dicht am Ufer hinfahrend, nach Varenna. Wie wir acht Tage dort verlebte, kann ich Dir nicht schildern; wer nicht auf dem Comer See schiffte, versteht nicht das weiche Behagen italienischer Gondellieder. Wir besuchten all die herrlichen Villen, ihre blühenden Gärten, mit Magnolien und Oleanderbäumen, großen Aloes, Cedern, Granaten und Cactus überfüllt, und sahen die schönen kühlen Sommerpaläste und Grotten; die Gärten folgen sich in ununterbrochener Reihe an beiden Ufern des Sees. Viele Villen stehen leer, weil ihre Besitzer nur zur Weinlese hinkommen. Die schönsten sind die Villa Serbelloni, Janzi

und Pliniana; in letzterer befindet sich eine merkwürdige Quelle, die täglich dreimal Ebbe und Flut hat und von der schon Plinius spricht. — Du kannst Dir denken, wie schwer mir der Abschied von diesem himmlischen See ward. Die Fahrt von Como nach Mailand legten wir in der Nacht bei starkem Gewitter zurück (das uns vielleicht vor einem Ueberfall schützte, denn die Gegend ist verrufen). Von hier habe ich noch nichts gesehen als den Dom, und möchte auch nichts Anderes sehen. In dieser Kirche könnte man wohnen und die ganze Welt vergessen über ihrer Schönheit; wie in einem Walde geht man unter diesen Marmorsäulen umher, und die Seele wächst, wenn man das Auge zu den herrlichen Bölbungen erhebt. Dazu das wunderbare, geheimnißvolle Licht, das durch die hohen gemalten Fenster fällt. Wir waren heute ganz früh aufgestanden, das Dach und den Thurm zu besteigen; auf schönen schneeweißen Marmorplatten ruht man aus, nachdem man die erste Treppe bis zur Plattform erstiegen, und befindet sich schon hier höher als alle andern Kirchtürme der Stadt, die man herrlich übersteht. Nach dem gestrigen Regen lag die ganze Kette der Alpen und ein Theil der Apenninen, die fruchtbare Ebene der Lombardei einschließend, klar vor uns. Dazu die nächste Umgebung der reichen Galerien und Thürmchen, deren Zahl unübersehbar erscheint, und die sich spizenartig gearbeitet an dem blauen Himmel merkwürdig schön absetzen. Das Wiedereintreten in das Schiff des Domes war überraschend. Außerlich stolz und gebietend, von innen friedlich und gedankenvoll, nimmt er dort das Auge, hier die Seele gefangen.

Abends.

Nach einer glänzenden Table d'hôte, wo wir alle deutschen Dialecte sprechen hörten, fuhrn wir zu dem Triumphbogen, den Napoleon zur Erinnerung an die Vollendung der Simplonstrasse bauen ließ und den Kaiser Franz beendigt hat, dann nach der Porta Orientale, um das Corsofahren mit anzusehen. Mir schien es ein fadcs Vergnügen; man folgt sich Schritt vor Schritt in einer der drei langen Reihen von Wagen, deren eine still hält, um die beiden andern bequemer zu betrachten. Gensd'armen halten die Ordnung aufrecht; junge Herren zu Pferd sprengen hin und her, die Damen sind in schöner Toilette, keine einzige ohne Fächer (heut bat uns sogar eine Bettlerin mit dem Fächer in der Hand um eine Gabe, und die Betenden in der Kirche versäumen nicht, die ihrigen fortwährend zu bewegen). Wir hielten uns nicht

sehr lange bei den eleganten Equipagen und Pferden auf, sondern fuhren noch ein Stück in's Freie, um Luft zu schöpfen, aber überall war die Schwüle gleich. Nach Sonnenuntergang beleben sich in Mailand alle Balkons, jedes Haus hat deren viele aufzuweisen, manche haben einen Austritt an jedem Fenster. Es ist ein sonderbarer Contrast: hier auf dem einen Balkon eine stattliche Dame hinter Blumen und Vögeln sitzen zu sehen, während in dem daran stoßenden ein hemdärmeliger Schuster mit seinen Gefellen ihr Wesen treiben; jeder genießt die Kühle, rechts und links werden Früchte verzehrt: hier Orangen und Feigen, dort Wassermelonen, die an allen Ecken verkauft werden. Hernach gab's noch eine Illumination zu Ehren irgend eines Heiligen, und das Jauchzen, Singen und Toben dauerte bis spät in die Nacht.

Run, liebstes Clärchen, nimm mit diesem Bruchstück vorlieb. Morgen denken wir die Gemäldegallerie zu sehen; davon und von den vielen und reichen Kirchen, so wie von der weiteren Reise, erzähle ich Dir mündlich. Was werden wir uns Alles zu sagen haben! Ich bringe Dir eine Sammlung getrockneter Alpenblumen mit und eine kleine Schildkröte (so groß wie Deines Vaters Tabaksdose), die alle vierzehn Tage ein Salatblatt verzehrt; ich hoffe sie Dir lebendig abzuliefern. Leb wohl, die Tante grüßt Dich und Deine Eltern.

Deine

Clara.

Die Gefangene.

Erzählung von Gustav Merik.

Die Geschichte erzählt uns von so manchem Gefangenen, welcher, schuldig oder nicht schuldig, im unterirdischen Burgverließ und Kerker, hinter den Mauern bekannter Festungen, im Zuchthause und in der berüchtigten Bastille geschmachet haben. Sie berichtet uns von dem Manne mit der eisernen Maske, von dem in einem Käfig eingesperrt gewesenen Johann von Leyden, von dem Grafen René, den der französische König Ludwig XI. in jene fischreusenähnliche Käfige stecken ließ, wo der Gefangene weder stehen, noch sitzen, noch liegen konnte. Jene grauenvollen Zeiten liegen, Gott Lob, hinter uns und dürften schwerlich wiederkehren. Aber nirgends noch habe ich einer Gefangenen erwähnen hören, welche, schuldlos wie ein neugeborenes Kindlein, in unsern christlichen Zeiten und vor der Menschen sichtlichen Augen den fürchterlichsten Leiden preisgegeben war. Es ist nun vier Jahre her, daß ich jene unglückliche Gefangene in ihrem schrecklichen, von dem menschlichen Erfindungsgeiste ausgedachten Gefängnisse sah und zwar in dem Städtchen Eckartsberge, an der von Tausenden befahrenen Straße nach Weimar. Es war kein Fürst oder sonstiger Gewaltiger, welcher die Gefangene ihrer Freiheit beraubt hatte, sondern ein Schuhmacher! die Gefangene aber ein — Eichhörchen, dessen Gefängniß über dem Fenster seines Kerkermeisters zur geistlichen Schau angebracht war. Das leichtfüßigste, an die ungebundenste Freiheit gewöhnte und nur im grünen Walde sich glücklich führende Geschöpf sah sich in den engen Kreis einer kleinen vergitterten Trommel, Trebmühle oder Garnwinde gebannt, die von einem hölzernen, buntgemalten Männchen unablässig und unter stetem Schellengeltingel umgedreht wurde. Das arme, eingekerkerte Thierchen war gezwungen, von einer Speiche seines Rades auf die andere zu springen, die einzig ihm vergönnnte Bewegung von kaum vier Zoll Breite! Auf der dem Drehmanne entgegengesetzten Seite war ein kleines Häuschen angebracht, in welches das bis zur völligen Erschöpfung gequälte Thier zuletzt seinen Rückzug nehmen durfte.

Bernehmet jetzt, meine jungen Freunde, die Geschichte dieser schuldlosen aller Gefangenen.

Der Raimonat mit seiner Bonne war wieder gekommen. Die düstern Nadelbäume besäumten sich mit frischen, leichten Spizen, welche neugierig aus den dunkelgrünen Zweigen hervor in die neu erwachte Welt schauten. Die Buchen, Eichen und andere Laubbölzer zogen ihre schönsten Frühlingskleid an, und das Haidekraut, die Preisel- und Heidelbeersträuchlein trachteten darnach, es den hohen Herren über sich hierin nachzutun. Dazu stöteten die Baldfänger so lieblich und fleißig, riefen Pirole und Guckuck so melodisch, hüpfen die großen und kleinen Vierfüßler im Forste so fröhlich, daß jeglichem fühlenden Geschöpfe das Herz vor Lust aufging.

Zwei Schnelläufer, Seiltänzer und Luftprieger der deutschen Thierwelt — ein Eichhörchenpaar — Männlein und Weiblein — jagten sich schäkernd von Baum zu Baum, von Ast zu Ast. Jedes von ihnen suchte das Andere an weiten Sprüngen und Behendigkeit zu überbieten. Von ihnen konnte die liebe Jugend erlernen, wie man Haschekater spielen müsse. Da machte plötzlich ein Schuß dem frohen Spiele ein schnelles gewaltfames Ende. Während der Anall, vielfach wiederhallend, durch den Hain dahinzog, verstummten die Sänger des Waldes, ergriff die Nacht, was da laufen konnte. Frau Eichhorn, welche eben die äußerste Spitze eines Kiefernastes erklettert hatte, fiel vor Schreck auf den Erdboden herunter, der bestürzte Gatte, die Gattin todtgeschossen meinend, ihr nach. Doch schon in der nächsten Sekunde sprang das Paar unverfehrt den nächsten Stamm hinauf und dann von Baum zu Baum, bis es in die Nähe seines Nestes gekommen war.

Hier machte Frau Eichhorn Halt und spähte mit den scharfen Neuglein furchtsam durch die Büsche umher. „Dünkt Dir nicht, lieber Hans,“ hob sie zu ihrem Manne leise an, „als ob der böse Jägermann dort sein Augenmerk auf unser Nest mit seinen Zungen gerichtet hätte? Sollte sein Schuß vielleicht ihnen gegolten und das mörderische Blei ihre zarte Brust zerschmettert haben? Halte mich nicht zurück; ich muß hin und Gewißheit haben.“

„Bleib!“ warnte Hans, „oder Du machst unsere Kinder erst verloren, wenn sie dieß noch nicht sind.“

Sobald der Jäger weiter gegangen war, sah man das Eichhornpaar seine unverletzten Zungen nach einem andern Neste tragen, um sie vor den möglichen Nachstellungen des Rimrods zu sichern.

Aber schon nach wenig Tagen drohte eine andere, weit größere Gefahr der jungen Eichhornbrut. Die in des Nestes Nähe Wache hal-

tende Frau Eichhorn gewahrte mit Todeschrecken, wie ein Knabe zu jenem empor kletterte, welches seine Augen trotz dem gut angelegten Verstecke entdeckt haben mochten. Ein durchdringender Pfiff von Seiten der geängsteten Mutter rief den entfernten Vater herbei und Beide begaben sich, jede Gefahr ihrer selbst verachtend, in die Nähe des Nestes. Aber ihr schnelles Hin- und Herspringen, das Feuer ihrer durchblitzenden Augen, selbst das Hletschen ihres scharfen Gebisses vermochten nicht den lecken Feind zurückzuschrecken. Unaufhaltsam drang er bis zur Höhe des Nestes herauf. Wie zitterte das zärtliche Aelternpaar, als der kühne Dieb sein Antlitz zu den furchtsamen Jungen herniederbeugte — als seine räuberische Rechte nach ihnen sich ausstreckte!

Da aber entglitten seinem Munde die verdrießlich ausgesprochenen Worte: „O weh! sie sind noch ganz nackt und klein — sind noch nicht flügge!“ Und der Knabe rutschte schneller wieder hinab, als er herauf gekommen war.

Dieser Besuch war Grund genug für die Alten, um ihre lieben Jungen sofort in ein drittes Nest, deren jedes Eichhornpaar — wie die Sage berichtet — sieben besitzen soll, umzuquartieren.

Doch, was vermochte dem gefährlichsten aller Räuber — dem Menschen — zu entkommen, hat er einmal den Besitz einer Sache sich in den Kopf gesetzt?! Nicht lange und der Forst erschallte von dem Galloß einer zahlreichen Knabenrotte.

Sofort verließ das Eichhornpaar den Baum, auf welchem sein Nest sich befand, um jeden Späherblick davon ab und lieber auf sich selbst zu ziehen, was auch wirklich schnell geschah. Durch lautes Schreien und durch Steinwürfe ward das Paar von Baum zu Baum gejagt, bis zuletzt ein breiter Bach das Weiterfliehen verhinderte. Hierauf bestiegen zwei größere Knaben den Baum, auf dessen äußersten Zweigspitzen die Eichhörnchen sich hinausgeflüchtet hatten; die übrigen Verfolger dagegen umringten den Baum und setzten sich in Bereitschaft, die Eichhörnchen, sobald sie den Baum zu verlassen genöthigt werden würden, unten zu empfangen. Das Schütteln begann und war so gewaltig, daß die geängsteten Thierchen nicht länger sich fest zu halten vermochten. In dem Augenblicke, wo Hans herniederfiel und Frau Eichhorn einen verzweifelten Sprung über den Bach hinweg wagte, flogen die Hüte, Rüden, Jacken und Röcke der Knaben nach den Flüchtlingen, um solche an dem Entkommen zu hindern. Hans entwichte glücklich, seine Frau hingegen plätscherte voll Verzweiflung im Bache herum, aus welchem sie alsbald eine jugendliche Hand herauszog, die, obgleich mit einem wüthenden Bisse der spitzen Zähne dafür bestraft, dennoch ihre Beute nicht losließ.

(Echluß folgt.)

Die Gefangene.

Erzählung von Gustav Rerich.

(Schluß.)

Mit ungeheurem Schmerze mußte Hans mit ansehen, wie seine liebe Frau, die unentbehrliche Mutter seiner fünf kleinen Kinder, davongeschleppt wurde. Vernichtet kehrte er zum Neste zurück, wo gar bald die jungen Sischörnchen an der Mutter zu trinken begehrten. Ihre fruchtlosen, immer lauter werdenden Klagen brachten dem Hans das Herz. Es half nichts, daß er die schönsten aufgesparten Kuselne herbeiholte, sie klein zermalnte und den durstigen Mäulern einzuschießen sich bemühte. Durch nichts vermochte er den süßen, vollen Labequell der Mutterbrust zu ersetzen, hätte er auch selbst sein eigenes Blut den Aermsten zu trinken geben wollen. Hansens Neuglein schwammen in heißen Thränen, als er mit ansehen mußte, wie die begehrlichen Lippen seiner geliebten Kinder an die trockenen Reiser des Nestes sich legten und aus ihnen die mangelnde Muttermilch zu saugen trachteten. In die Weite flüchtete Hans, um diesen schmerzensvollen Anblick nicht länger zu haben, um das klägliche Wimmern der Verschmachtenden nicht zu hören. So wimmerten sie fort und fort — immer leiser und leiser — ungehört und unerhört, bis ein Mund nach dem andern verstummte, bis die ganze kleine Schaar, dicht an einander gedrückt und in sich geschniegt, still geworden war wie das Grab, in welches ihr heimliches Nest sich jetzt verwandelt hatte.

Während dem steckte Frau Hänslin — die hängste Sehnsucht nach ihrem Hans, nach ihren Kleinen, nach der Freiheit und dem grünen Walde ungefüllt im kleinen Herzen tragend — in jener Tretnühle zu Eckartsberge. Sie hüpfte und sprang, unermüdlich und eifrig, auf den Stäben ihres engen Gefängnisses vor und zurück und ach! nimmer kam sie weiter — nimmer den Ihren näher! Und je schneller sie sprang, desto eifriger drehte draußen der bunte Holzmann unter Schellengeläut die Kurbel herum, daß ihm schier der Athem verging.

Und wenn Frau Hänslin seufzte: „Hans! ach, mein Hans!“ so schnarrte draußen der Mann mit der langen Nase und dem spitzen Hute: „Hans heiße ich auch. Aber man hat meinem Namen noch eine Wurst beigelegt, weil ich solche gar zu gern aß. Aber ach! jetzt bekommt Hanswurst keine Wurst mehr zu schmausen, kann nicht einmal mehr eine Priese nehmen, wenn ihm die Nase auch noch so sehr juckt. Und daran bist Du Schuld, häßliches Weib, um deren willen meine Hände an diese Kurbel geleimt worden sind. O, ich wollte, daß ich Dich recht bald zu Tode drehen könnte!

Und Hanswurst mit dem spitzen Schellenhute drehte voll Wuth die Kurbel, daß ihm die hellen Schweißtropfen vom bemalten Antlitze und der langen Nase herabträufelten. Frau Hänslin schwieg jedoch und hüpfte fort, bis sie nicht mehr hüpfen konnte, bis das Rad langsamer ging und sie zuletzt dem Hüttchen zuschleichen mußte, wo sie das wirbelnde Haupt auf hartes Holz bettete und den Schlaf der Erschöpfung schlief. Bald aber weckte sie die wiederkehrende Erinnerung an ihr voriges Glück auf und jagte sie in das Rad zurück, um dort ihr Haupt wie ihren Gram aufs Neue zu betäuben.

So trieb es Frau Hänslin manch lieben Tag, ja Wochen viele sogar. Dann aber verspürte sie eine merkwürdige Abnahme ihrer Kräfte. Sie freute sich darüber und hüpfte um so angestrengter fort, um das durch ihr Lebensende schneller herbeizuführen. Vergebens klagte Hanswurst, daß er von dem unaufhörlichen Drehen die Schwindsucht bekäme und den Klamm in die Arme dazu. Er bat, klagte, weinte und drohte abwechselnd — es half ihm nichts; er mußte drehen, Bücklinge machen und klumpen.

Der Schuhmacher aber und seine Buben unten freuten sich des tollen Treibens und lachten weidlich, nicht ahnend und begreifend, daß bloß die Verzweiflung der Frau Hänslin die alleinige Triebfeder davon war.

Eines Tages endlich drehte sich das Rad immer langsamer und langsamer, stand einige Sekunden still und bewegte sich dann wieder etliche Mal, um desto länger wieder anzuhalten.

Hanswurst machte einen langen Hals und eine noch längere Nase. Forschend schaute er durch die Radspeichen nach der Frau Hänslin und nach der Ursache des befremdlichen Stillstandes. Da sah er Frau Hänslin im Ringe zusammengezogen und fast regungslos im Rade liegen. Nur ein paar Mal noch machte sie eine leise Bewegung, als habe sie noch nicht das rechte Fleckchen zum Einschlafen gefunden.

„Auf! auf! Frau Hänsin!“ rief der neidische Hanswurst. „Willst Du schon ruhen, da es noch hoch am Tage ist? Soll ich Deinetwegen faullenzen und mich darob von unserm Herrn ausschelten lassen?“

Doch Frau Hänsin antwortete nicht und regte sich nicht. Sie war wieder frei, war im grünen Walde, in ihrem Neste, bei ihren Jungen und hatte ihren Hans wieder. Da lag sie — mitten unter ihren Lieben — so müde und so schläfrig, aber auch so glücklich! Und die Nachtigall schlug und die Grasmücke flötete, die Pirole lockte und der Guckuck rief, und die Wipfel der Bäume rauschten leise über der armen Gefangenen, die keine solche mehr zu sein wähnte. Was aber so rauschte, das waren die Fittige des nahenden Todes, welcher kam, die Aermste ihrer Noth zu entledigen. Und was vor deren Ohren klang, es waren die Todtenglocken der scheidenden Sinne.

Hanswurst indeß schüttelte zornig das Haupt und rüttelte mit den angeleimten Händen, jedoch vergeblich. Die Schellen ertönten nicht, die Kurbel drehte, Frau Hänsin regte sich nimmer wieder. Hanswurst ward immer ernsthafter, bis zuletzt seine gemalten Augen gar von Thränen überflossen.

„Frau Hänsin ist todt!“ schluchzte er, „und auch ich mag nicht mehr leben. Herbei, du böser Stiefelmacher, und befreie meine Hände von der Kurbel, damit ich die Augen mir abtrocknen kann. Hörst Du nicht, Kleiner, kalblederner Nero?“

Die gestorbene Frau Hänsin wurde eine halbe Elle tief in die Erde und Hanswurst in einen Kumpelkasten gebettet, bis auf die Zeit, da ein anderes Cichhörnchen von der Trebmühle Besitz nehmen wird.

Stern und Rakete.

In drei Bildern von Ottilie Wildermuth.

I.

Zwei Kinder.

Es war der 10. Oktober des Jahrs 17.. ein gar schöner sonniger Herbsttag, so ein Tag an dem alte Herzen wieder jung werden, und junge überfließen möchten von Lebenslust. Die Sonne schien so voll und warm als wollte sie noch einen recht herzlichen Abschied nehmen von der Erde, ehe sie sich in ihre Winterschleier hülle.

In dem anmuthig gelegenen Dorfe Rebenbach war gerade die Weinlese in vollem Gang, ein fröhliches Leben und Treiben auf all den Höhen rings umher. Am lustigsten gings aber zu in dem Weinberge des Pfarrers, da wurde nicht gespart an Lohn und Kost der „Leser“ (wie man in Schwaben die traubenschneidenden Binger nennt), darum waren sie auch so guter Dinge bei ihrer Arbeit, und ließen noch vor dem Feierabend aus der alten Pistole des Husarenmartins, eines Veteranen, hie und da einen tüchtigen Schuß los, der knallend von all den Bergen und Hügeln umher wiederhallte und von da und dorthier erwidert wurde.

Die Mägde des Hauses sammt einigen Weibern und Mädchen des Dorfs, die sich's zur Ehre rechneten heute zu helfen, schnitten flink die Trauben in die Kübel, wobei der Martin die Aufsicht führte, ob auch die Stöcke pünktlich abgelesen und die abgefallenen Beeren gesammelt wurden. Die vollen Kübel wurden in einen hohen Butten geleert, den ein junger Bursche den Berg hinabtrug; da stand eine „Gelte“ in der der Jakoble, ein rothbackiger Bauernbube lustig auf den Trauben herumtanzte, die durch den durchlöchernten Boden in die untenstehende Ase laufen, als eine trübe Brühe, der man's nicht ansieht, daß sie nachher den köstlichen süßen Rost, den edlen klaren Wein giebt.

Ganz oben in dem Weinberg, wo man das ganze weite Thal übersieht, stand eine große Laube mit langem Tisch, dort war Dörtchen, des Pfarrers Töchterlein, eifrig beschäftigt den Tisch zur Bewirthung der Herbstgäste zu rüsten, die heute aus der Stadt erwartet wurden. Die schönsten Trauben hatte sie zierlich zwischen Nebenlaub in die Körbe geordnet, den weißen Herbstkäse mit Rümmelein bestreut in Porzellangeschirr aufgestellt, den rothen Wein in helle Flaschen gefüllt, ja die Mutter hatte ihr sogar anvertraut den Schinken aufzuschneiden und auf den Teller zu legen.

Das Dörtchen war erst dreizehn Jahre alt, und kleiner als die meisten Mädchen ihres Alters, aber sie drehte sich dreimal um bis andere nur einmal und sah aus ihren hellen blauen Augen so freundlich in die Welt hinaus, daß Jedermann eine Freude an ihr hatte. Sie war überall am rechten Fleck und that alles zur rechten Zeit. Heut wußte sie selbst nicht, warum ihr's doch so gar wohl auf der Welt war, wo sie jetzt eben so viel fröhliche Leute sah. Obgleich sie just keine sonderliche Singstimme hatte, sang sie doch aus lauterer Herzensfreude mit hellem Ton: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!“ was damals ein nagelneues Lied war. Da erblickte sie ein junges Mädchen ihres Alters, die höchst mühsam die schmalen Weinbergstüffelein herauf stieg, und mit dem Jubelruf: „Liesle, Liesle!“ hätte sie fast das Glas fallen lassen, das sie eben hellreiben wollte; aber sie besann sich schnell, stellte es rasch auf den Tisch und sprang dann mit fröhlichen Sägen leicht wie ein junges Reh der Ankommennden entgegen. Das Liesle, (die sich aber nicht gern so nennen ließ, wie wir bald hören werden) vermochte mit ihrem langen himmelblauen Kleid kaum durch die enge Furche zu kommen, und Dörtchen, der ihr etwas verwachsenenes kurzes Barchentkleidchen nicht hinderlich am Steigen war, konnte fast nicht erwarten, bis sie sie endlich mit heiler Haut heraufgebracht hatte.

„Nun aber sag' mir, Liesle,“ fieng sie an, „was fällt dir ein, in deinem hellblauen Levantinkleid hieher in den Herbst zu kommen? unsern Bauern hättest du in einem Merinokleid eben so wohl gefallen. Aber gelt, da kommst du dir wie so ein Fräulein vor in den Romanen, die du so gern liest?“ Elischen, die gerade so alt wie Dörtchen, aber viel größer, und ein hübsches schlankes Mädchen war, nahm den Empfang etwas übel, denn sie kam sich besonders schön vor in dem himmelblauen Kleid und hatte nur schwer von der Mutter

Erlaubniß erhalten, es anzuziehen. Da aber Dörtchen doch recht hatte, so fieng sie von was andern an: „Aber liebes Dörtchen, könntest du mich denn nicht Elise nennen, da du weißt, daß ich's viel lieber habe? Rieschen klingt doch so gar gewöhnlich; ich werde dich ja gern Dorette oder Doris heißen, wenn du willst.“

„Bedanke mich dafür,“ meinte Dörtchen, „wenn's der Mutter nicht zu lang wäre, ließ ich mich am liebsten Dorothea heißen, wie ich getauft bin, seit ich vom Vater weiß, was für eine schöne Bedeutung der Name hat. Dir thue ich aber gern den Gefallen, dich Elise zu heißen, wenn ich's nicht hundertmal wieder vergesse. Nun aber komm und isß Trauben, die andern Sachen wollen wir stehen lassen, bis die Eltern mit den Gästen kommen.“

Elise (wir wollen ihr auch den Gefallen thun), war den andern Gästen vorangegangen, die der Pfarrer auf einem weitem Wege herführte, um ihr liebes Dörtchen früher zu sehen, denn die zwei Mädchen hatten sich, trotz ihrer großen Verschiedenheit, herzlich lieb. Elise war die Tochter der wohlhabenden Wittwe eines niedern Hofbeamten, die in der nahen Hauptstadt wohnte; einer Jugendfreundin der Pfarrerin; daher kannten sich die Mädchen von frühester Kindheit her. Elise war ein lebhaftes, reichbegabtes Mädchen, aber launig und flüchtig in allem was sie that, und von der zu nachsichtigen Mutter verwöhnt. Ihr Hauptfehler war der, immer etwas Besonderes seyn zu wollen, daher trieb sie meist was sie nicht sollte, las Romane statt der Schulbücher, wollte Rosen und Vergißmeinnicht sticken, ehe sie recht Strümpfe stricken konnte, wünschte sich, jung zu sterben, statt daß sie mit Gottes Hülfe gesucht hätte, recht leben zu lernen, und machte der Mutter und dem Lehrer mehr Verdruß als Freude, obgleich sie immer und überall für äußerst geschickt und talentvoll galt. Da war das Dörtchen ganz anders, was sie gerade thun sollte, das that sie recht und ganz, sey es nun Hühnerfüttern oder lesen, arbeiten oder spielen; sie war mit ganzer Seele dabei, darum geschah auch alles recht, was sie ergriff und sie war stets fröhlich und wohlgemuth.

Da die Bewirthung für die Gäste bereit war, und Elise noch müd von ihrer außerordentlichen Anstrengung, setzten sich die Mädchen einstweilen mit einem Traubenkörbchen auf die Schwelle der Laube und schauten vergnüglich hinunter in das reiche gesegnete Thal, an die Höhen, die ringsum belebt waren von frohgeschäftigen Leuten,

dahinter der buntgefärbte Wald und darüber der schöne blaue Himmel. Es war so schön hier, daß ihnen recht das Herz aufgieng.

„Hör Dörtchen,“ begann Elise, „möchtest du nicht, daß es noch Feen gäbe? daß dort hinter dem vorstehenden Fels jetzt plötzlich so eine Frau in glänzenden Gewändern hervorträte und uns drei Wünsche erfüllen wollte?“

„Ja,“ sagte Dörtchen, „als ich die Geschichten zuerst las, ist mir's auch immer durch den Kopf gegangen, und ich dachte, das wäre prächtig, aber nachher ist mir eingefallen, daß der liebe Gott doch mehr kann als alle Feen, und daß er uns noch viel lieber hat, darum wird der uns schon geben, was wir brauchen.“

„Wüßtest du denn jetzt gar keine Wünsche, Dörtchen?“

„Ich? Wart' einmal, ich will mich besinnen; ja, auf den Winter möcht ich ein Spinnrädchen, ich spinne gar nicht gern an der Spinndel, aber halt! das gilt nicht, das krieg' ich vielleicht zum Christtag; aber ich möchte, daß der Vater auch recht gesund wäre, und daß der Nachbarin ihr Fritz nicht unter die Soldaten müßt, sie weint so um ihn; und schön singen können möcht' ich auch, daß der Schulmeister nimmer sagte, seine Hühner gehen d'rauf von meinem Gesang, und so einen Beutel, der nie leer wird, ließ ich mir gern auch gefallen, aber ich weiß dann doch nicht, ob ich's auch recht austheilen könnte. — Aber was weißt denn du alles, Elise?“

„Ach,“ sagte Elise mit glänzenden Augen, „ich möchte schön seyn, ach so wunderschön! und möchte den Teppich, auf dem man durch alle Länder fliegen kann, wohin man nur will, und möchte ein Zauberstäbchen, mit dem man auf Einen Schlag fertig machen kann, daß ich mich nicht mit so langweiliger Arbeit plagen dürste, und möchte prächtig singen und malen können, und auch ein Füllhorn, aus dem ich schütteln könnte, was ich nur wollte, die schönsten Kleider,“

„Gi und was noch mehr!“ rief das muntere Dörtchen, „du hast's ja wie am Schnürchen! Aber hör,“ fuhr sie nachdenklich fort, „ich meine, darum habe uns Gott doch nicht in die Welt geschickt, daß wir alles mit einem Zauberstäbchen fertig machen sollen, und wenn man recht gethan hat, was man soll, so ist man am Ende doch noch vergnügter, als wenn man nur hat, was man will.“

„Ach geh, ich würde ja auch aus meinem Füllhorn den armen Leuten Geld und Kleider herunterschütteln.“

„Und ich würde die faulen Mädchen heimjagen, die im Herbst

dasitzen und schwagen, statt zu „lesen“ (Trauben zu schneiden.) „Schnell hinunter in den Weinberg, wenigstens du, Dörtle!“ so rief Dörtchens Mutter, die Frau Pfarrerin, die inzwischen unbemerkt hinter die Mädchen getreten war. Dörtchen sprang rasch auf, grüßte die eben nachkommenden Gäste freundlich, wenn auch roth vor Beschämung, nahm einen Traubentübel und ihr Häpchen, eilte sink damit in den Weinberg, und fing an zu schneiden, als ob sie heut noch allein fertig machen wolle. Elise war empfindlich, daß man sie so als Kind an die Arbeit schicke, während sie schon in Gedanken als Feenkönigin mit dem Züllhorn herumgeschwebt war; sie wollte Dörtchen helfen, aber das Levantinkleid zerriß an den Traubenstöcken, mit dem Häpchen schnitt sie sich in die Finger, weil sie die Trauben verkehrt hielt, und stieß mit dem Fuß den Traubentübel um, so daß die Winger ein lautes Gelächter erhoben über das „Stadthettele,“ wie sie sie nannten, worüber sie tief gekränkt sich in die Laube zu den Erwachsenen setzte. Dort aber gab man zum Verwundern wenig Acht auf sie, niemand sagte davon, wie gut sie singen und wie hübsch sie deklamiren könne, und niemand bewunderte ihr Levantinkleid. „Ach,“ dachte sie im Stillen, „wenn doch die Fee käme, und mich plötzlich in ein großes, wunderschönes Fräulein verwandelte.“

Es war Abend geworden und die Lese beendet, da geht aber erst noch die rechte Herbstluft an. D'runten, auf einer Alee wiese hatten sich die „Leser“ gelagert, und ließen sich's herrlich schmecken bei Käse, Wurst und Wein. Oben hatte man zur Würze des Festmahls auch im Freien Kartoffeln gesotten, die reißend Abgang fanden. Nun gieng das Schießen rasch und unaufhörlich fort. Die jungen Herren erschreckten die Damen mit angezündeten Fröschen und ließen Schwärmer und prächtige Raketen steigen, denen die Leute unten stets ein jubelndes „Ah!“ nachriefen.

Die Mädchen saßen wieder beisammen, seitwärts auf einem Rain, wo sie dem Feuerwerk sicher zuschauen konnten. Dörtchen hatte sich müde geschafft, und sah jetzt still zu, wie die aufzischenden, rothglühenden Feuerstrahlen einen Augenblick die kleinen blassen Sterne all zu verdunkeln schienen, die nachher doch wieder so still und klar d'reinschaute wie immer. Das Gespräch von dem Nachmittag fiel ihr wieder ein, und Elisens Wünsche. Da bat sie Gott im Stillen, er möge ihr helfen, daß sie den Menschen lieb werden könne, auch ohne große Schönheit, daß sie ihr Tagwerk recht vollbringe, auch ohne Zaubersab,

daß sie Armen Gutes thun dürfe, auch ohne ein wunderbares Füllhorn, und es wurde ihr so still und wohl um's Herz, als ob alles recht und gut werden müsse.

„Siehst du,“ rief Elise, als eben eine prächtige Rakete zischend aufzufuhr, und in funkelnden Sternlein niederfiel, „siehst du, so möcht' ich ein Leben, glänzend, wunderbar und herrlich, und wenn's auch kurz dauerte!“

„Die Rakete ist aus,“ sagte Dörtchen, „jetzt fällt noch ein verbranntes Holz zur Erde; da möcht' ich lieber so ein stilles Sternlein seyn, das seine Bahn zieht, wie sie Gott verordnet hat, auch wenn Niemand darauf achtet, als so ein Ding, das brausend hinauffährt und dann auslöscht, ohne daß man mehr daran denkt.“

„Dörtchen,“ fieng nach einer Weile die aufgeregte Elise wieder an, „hast du auch schon gehört, daß ein Wunsch erfüllt wird, den man, denkt im Augenblick wo ein Stern fällt?“

„Ach, kommst du schon wieder an's Wünschen?“

„Hör' Dörtchen, wenn ich doch in die Zukunft sehen könnte! ich möchte nur wissen, wo wir Beide in zehn Jahren seyn werden.“

„Wo der liebe Gott will,“ sagte Dörtchen ruhig.

„Dörtchen,“ fuhr Elise fort, „heute ist der 10. Oktober, wir wollen einander versprechen, nach zehn Jahren wieder hier zusammenzukommen, wenn wir noch leben, mögen wir auch seyn, wo wir wollen.“

„O, von Herzen gern! das ist wohl leicht zu halten, in zehn Jahren werden wir noch nicht weit von hier seyn.“

„Sei das wie es will, versprich mir's,“ rief Elise, und Dörtchen schlug lächelnd ein.

Inzwischen hatte man Fackeln angezündet und schickte sich zum Gehen an. Dörtchen half die Reste der Mahlzeit und das Geräth zusammenpacken, und nahm einen vollen Korb an den Arm. Nun brannten die Fackeln, und Winzer und Gäste schritten bei ihrem Glanze singend dem Dorfe zu, während dazwischen die letzten Schüsse fielen. Leise singend schlossen sich die Mädchen dem Zuge an, während sie ausschauten zum stillen Nachthimmel. Elise dachte an die schimmernde Rakete, Dörtchen an den lieblichen Stern, — da fuhr eine helle Sternschnuppe über den Himmel und erlosch.

II.

Zwei Bräute.

Zehn Jahre waren vergangen, der 10. Oktober kam auch heute wieder, aber nicht so sonnig, wie damals. Es war ein nebliger Herbsttag, die Weinlese hatte noch nicht begonnen, aber Pfarrers Dörtchen war doch, ihrem Versprechen treu, in den Weinberg gegangen, um Elise dort zu erwarten. Es war noch einsam auf den Hügeln, d'runten im Thal waren die Leute mit der Kartoffelernte eifrig beschäftigt, in den Weinbergen schritt aber nur allein der Weinberghüter, (Wingertschütz genannt) mit seiner Kassel umher, und ließ sie hie und da warnend ertönen, obgleich in diesem Jahr Menschen und Vögel nicht besonders lüstern nach den sauren Trauben waren. Dörtchen hatte keine große Lust gehabt, an dem kühlen Tag in der Laube zu warten, aber Elise hatte sie gestern in einem Briefchen so feierlich an das alte Versprechen gemahnt, daß sie doch Wort halten wollte. Um sich das Frieren und die lange Zeit des Wartens zu vertreiben, hatte sie die Schürze voll Bohnen gepfüßt, und saß nun in der Laube um jene auszuhülsen, während sie hinuntersah nach der Freundin.

Das Dörtchen war immer noch ein wenig klein, und keine Schönheit geworden. Aber ihre blauen Augen glänzten noch so hell und freundlich wie damals vor zehn Jahren, nur daß noch eine tiefere Seele darin aufgegangen. Sie war allenthalben rüstig und rührig, der Mutter geheime Räthin und ihre kräftige Stütze in Haus und Hof, in Garten und Feld, des Vaters Freude und sein Herzblatt. Dabei war ihr Herz offen für alles Schöne in der Welt, und sie konnte sich die ganze Woche durch heimlich freuen auf den Sonntag, wo sie Nachmittags nach dem Gottesdienst mit einem guten Buch in die Laube sitzen durfte. Denn obwohl eine längst erwachsene Jungfrau war sie doch in demüthigem Gehorsam der Mutter untergeben, und die konnte das Lesen an Werktagen nicht gut leiden. Fröhlichen Herzens war sie geblieben, und das Dörtchen von Nebenbach war überall willkommen, wo es hinkam.

Dörtchen hatte damals Recht gehabt, die Mädchen waren auch heute nicht weit von einander; Elise wohnte noch mit ihrer Mutter in der Residenz, und so war es leicht, die heutige Zusammenkunft auszuführen. Doch freute sich Dörtchen heute besonders auf sie, denn sie

hatte sie seit einigen Wochen nicht gesehen, und ihr diesmal so besonders viel zu sagen. Die alte Kinderfreundschaft bestand noch, obwohl sich die große Verschiedenheit der Mädchen im Lauf der Jahre noch deutlicher herausstellte.

Elise war wirklich schön geworden, und manche ihrer Gaben hatten sich glücklich entwickelt. Sie war die beste Tänzerin, sie zeichnete, malte und schnitt aus, sie machte Gedichte, spielte Klavier, sang und deklamirte. Kurz sie war ein höchst talentvolles Mädchen, der ihre gute Mutter die Strümpfe stückte und die Kleider aufräumte; sie that eine Menge Sachen, nur ja nicht was nöthig war, vor Allem bemüht immer ganz anders zu seyn und zu scheinen als alle andern Leute.

Endlich sah Dörtchen sie mühsam und langsam wie damals und eben so auffallend gekleidet den Weinberg heraufsteigen. Das himmelblaue Levantinkleid war zwar längst dahin, dafür aber trug sie an dem kühlen Herbsttag ein weißes Kleid mit blauer Schürze, und statt des Gutes einen Schleier auf dem Kopf. Dörtchen gab diesmal nicht darauf acht und eilte so leichtfüßig wie vor zehn Jahren auf sie zu. Elise aber trat ihr besonders feierlich entgegen und rief aus: „Dörtchen, umarme mich, ich bin Braut!“ Das Dörtchen stellte sich gutwillig auf die Zehen, um die hochgewachsene Elise zu umarmen; als dieß geschehen war, streckte sie ihr treuherzig die Hand hin: „Kischn, gib mir einen Patsch, ich bin auch Braut.“ —

„Du Dörtchen, ist's möglich,“ rief Elise sehr verwundert, so sag doch, mit wem?“

„Ei, mit dem Verwalter Schmied, den du den Sommer so oft bei uns getroffen,“ sagte Dörtchen erröthend und vergnügt.

„Wie Dörtchen, ach nein, doch nicht der, der mit deinem Vater Brett spielte und deiner Mutter Saatkartoffel besorgte, geh, geh, das wäre ja entsetzlich langweilig für mein munteres, nettes Dörtchen, und vollends Schmied heißen, wie das halbe Vaterland, und er ist, glaub' ich, gar ein gelehrter Schreiber!“

„Hör' Elise,“ sagte Dörtchen, ernstlich böse, „das ist dumm gesprochen, so geschreibst du sonst bist. Der Schmied ist ein braver und recht geschickter Mann, der noch mehr versteht als Brett spielen und Kartoffel stecken. Er hat mich vom Herzen lieb und ich ihn, die Eltern haben ihre Freude daran, so denk' ich, wir können mit Gottes Hilfe glücklich zusammen werden, und wenn er zehnmal Schmied hieße. Nun

aber sag' mir, was du dir für einen Vogel Phönix ausgelesen hast, und wie der heißt?"

Würdevoll begann Elise: „In drei Tagen kommt der berühmte B., einer unserer ersten Dichter, um mich als Gattin heimzuführen.“

„Dich! der B., ach geh, das ist unmöglich! wo hättest du ihn denn kennen lernen?"

„Ja sieh, das gieng recht wunderbar. Natürlich bin ich schon seit lange entzückt von seinen Gedichten, wie ja sogar du, mein nüchternes Dörtchen, von einigen. Da ich nun mußte, daß er seine geliebte Frau verloren, sprach ich meine Gefühle für ihn in einem Gedichte aus. Das fand seinen Weg in öffentliche Blätter, B. erwiderte es, — schrieb mir, — und nun bin ich seine Braut! — Aber, — du siehst ja so bedenklich aus?"

„Ja, siehst du, Elise, ich meinte indeß, ein Mann möge nun ein Dichter seyn oder ein anderer Mensch, so haben wir Mädchen in aller Stille zu warten bis er kommt und nach uns fragt. Da scheint mir's nun eine verkehrte Welt . . .“

„Wir verstehen uns nicht mehr," sagte Elise beleidigt, „laß uns in's Pfarrhaus zurückgehen, ich möchte von deinen Eltern noch Abschied nehmen.“

„Nein, sey nicht böse," bat Dörtchen, gutmüthig ihr die Hand bietend, „Gott weiß, wie von Herzen mich's freut, wenn du glücklich wirst! es war mir nur so ungewöhnt, ich dachte bis jetzt gar nicht, daß ein Dichter auch zum Heirathen in der Welt sey. Aber sag', weißt du denn gar nichts von ihm, als seine Gedichte? ist er ein frommer, ein guter Mann? taugt er für dein lebhaftes Wesen? er muß so viel älter sein.“

„Ein Dichter bleibt ewig jung!" rief die begeisterte Elise. „Sieh, Dörtchen, ich habe dir immer gesagt, ich bin kein gewöhnliches Mädchen, auch mein Schicksal muß ein ungewöhnliches seyn.“

„Gott gebe, daß es ein glückliches werde!" sagte Dörtchen leise und innig bewegt.

„Die Mädchen schickten sich zum Gehen an. Noch einmal sahen sie beide recht tief und wehmüthig auf die schöne Herbstlandschaft, die noch ein spät gekommener Sonnenstrahl vergoldete, zum letztenmale beide zusammen, ehe ihre Lebensbahnen weit, weit auseinander liefen.

„Wann werden wir uns wiedersehen?" fragte Elise im Hinabsteigen.

„Das weiß Gott,“ erwiderte Dörtchen, „wohl schwerlich in zehn Jahren, wenn ihr nicht reiseflustiger seyd, als mein Schmied.“

„Und ob es noch so lang anstehe,“ rief Elise, „einmal im Leben wollen wir uns doch wieder zusammenfinden am 10. Oktober!“

„Ja, ja,“ sagte Dörtchen, „und kommt ihr zu lange nicht, so muß Schmied mich noch zu euch nach G. führen, wenn anders so alltägliche Menschekinder, die Schmied heißen und zum Schreiberstande gehören, in ein so geistreiches Haus kommen dürfen.“

Bald war die Heimath erreicht, und mit dem feierlichen Versprechen, sich einmal am 10. Oktober wieder zu sehen, ob früh oder spät, trennten sich die Freundinnen.

III.

Zwei Frauen.

Der 10. Oktober war gar oft schon in's Land gekommen seit jenem Abschied der zwei Bräute. In dem gesegneten Herbst des Jahres 18... traf er Dörtchen in dem Städtchen R..., das so freundlich am Neckar liegt; ihr Mann bekleidete dort eine angesehene Beamtenstelle.

Das Dörtchen war nun eine ehrbare Matrone, und doch noch das alte lebendige Dörtchen von Nebenbach mit den hellen blauen Augen, und die blühenden Töchter und der hochaufgeschossene Sohn, deren glückliche Mutter sie war, hätten leicht für ihre jüngern Geschwister gelten können.

Dörtchen saß eben mit ihrer ganzen Familie in der behaglichen großen Wohnstube des alten Schlosses, das ihnen als Amtswohnung eingeräumt war. Die Weinlese war diesmal ungewöhnlich früh gewesen und vom großen Vorplatz des Hauses schallte ein verworrenes, doch fröhliches Getümmel herauf. Dort waren die großen Weinbütten aufgestellt, in die der süße Most vor dem Einkeltern geschüttet wird. Dieser Platz war immer, besonders aber zur Herbstzeit, der liebste Tummelplatz der Kinder; „die Bütten kommen 'raus!“ ist ein Lösungswort zu unendlichem Jubel, da wird Verstecken, Wisiten, Gassen gespielt, alles in und um die Bütten. Nun, wo sie mit Most gefüllt waren, gieng das nicht mehr an, dafür schlichen aber genug schelmische Bursche herum,

mit ausgehöhlten Holverstäben bewaffnet, mittelst deren sie das süße Getränk aus den Bütteln schlürften. Dazwischen tönte das Geläut der Schellenmänner, (Tagelöhner, die den Wein, der im Ort eingekellert wird, in die Keller tragen, und die bunte Bänder auf der Lederkappe und Schellenriemen an der Seite haben) um von weitem bemerkt zu werden, und nicht ausweichen zu dürfen. Es war eben das Plauderstündchen nach Tisch, das auch in Dörtchens geschäftiger Familie für ein trauliches Beisammensitzen nach dem Essen freigegeben war, denn der Verwalter liebte das „Tischeln“ ungemein. Der Papa las noch die Zeitung, Luise, die älteste Tochter, studirte die Verkaufsanzeigen in den Beilagen; die rothwangige Sophie, die zweite Tochter, hielt Anna, das Nesthäkchen, auf dem Schooß, um sie besser in den Hof sehen zu lassen; Gustav, der einzige Sohn des Hauses, der als Student in den Ferien daheim war, hatte soeben der Mutter mit einiger Verschämtheit eines seiner Erstlingsgedichte hingeschoben, und beobachtete nun über ein Zeitungsblatt weg die Miene, mit der sie es lesen würde, denn der Mutter klares Urtheil, aus dem doch so ein warmes Verständniß ihres jungen Dichters sprach, galt ihm über alles.

„Ei, Papa,“ rief Luise, „da ist ein neues Buch angezeigt, das muß schön seyn, das könnten Sie uns wohl kaufen: „Elisa, oder das Weib wie es seyn soll.“

„O, nicht wahr Papa!“ rief Sophie dazwischen, „denken Sie nur, wie wir dann so erstaunlich vorzüglich werden!“

„Will euch was sagen, Mädchen,“ sprach der Vater gutgelaunt, „wenn ihr drei miteinander nur halb so brav und so geschickt werdet wie eure Mutter, so will ich zufrieden seyn, und euer Mann kann’s auch, ohne die Elisa.“

Dörtchen, der ein Lob aus ihres Mannes Munde ungewöhnt klang, da er sonst kein Freund von vielen Worten war, sah mit hellen Augen zu ihm herüber und gab ihm freundlich die Hand. Indem fiel ihr Blick auf die Zeitung, „so, heut ist der zehnte,“ sagte sie langsam, und Elisa, und die Herbsttage von Nebenbach standen mit Einemmale lebendig vor ihrer Seele.

Sie hatte Elisen nicht vergessen, aber seit lange nichts mehr von ihr gehört, auch mochte sie niemand nach ihr fragen, weil ihr’s weh that, nur harte Urtheile über sie zu vernehmen. Das hatte sie wohl erfahren, daß Elisens Ehe kurz, und höchst unglücklich gewesen, daß ihr Leichtsinns, ihre Vergnügungssucht, ihr schlechtes Haushalten,

ihren Mann nach drei Jahren schon zur Scheidung genöthigt hatte. Indessen aber, da auch Elisens Mutter todt war, wußte sie gar nichts mehr über ihr Leben und Treiben; heute nun mußte sie ihrer so lebhaft denken, als ob sie erst gestern Abschied von ihr genommen hätte.

Da kam die Magd eiligst hereingesprungen: „Ach, Frau Verwalterin, eine ganz vornehme Frau ist in einem Einspänner angefahren, gewiß eine Gräfin, sie kommt schon die Stiege herauf!“ „Wird nicht so arg seyn mit der Vornehmheit,“ meinte Dörtchen, „Sophie, räume schnell vollends den Tisch ab, und du, Luise, bleib da, bis man steht, ob sie gegessen hat; wenn ich mit den Augen winke, so koche gleich eine Griesuppe und Pfannkuchen.“

Noch ehe diese Anweisungen ganz zu Ende waren, schritt eine große abgemagerte Gestalt, in rothem Sammtkleid und einem vergilbten, ehemals weißen Seidenhut mit ausgebreiteten Armen auf Dörtchen zu, mit dem Ausrufe: „Dörtchen! so sehen wir uns wieder!“ —

An diesem Empfang hätte Dörtchen nun freilich Elise erkannt, auch wenn das verfallene, welke Gesicht keine Spur der Jugendzüge mehr gezeigt hätte. Sie stellte nun Frau Elise B., ihre Jugendfreundin, ihrer höchst neugierigen Familie vor, und bat sie mit der alten Herzlichkeit, sich's bequem zu machen. Während Luise auf den besprochenen Wink eilte, für die Bewirthung zu sorgen, und Gustav, der noch im Schlafrock war, sich durch eine Hintertür entfernt hatte, hörte sie an, was die arme Freundin für gut fand, ihr selbst von ihrer Geschichte zu erzählen.

Mit Schreck und tiefem Mitleid erfuhr sie am Ende ihrer traurigen Erlebnisse, daß Elise nun heimatlos als Schauspielerin und Deklamatorin im Land herumziehe, und daß sie beabsichtige, auch hier im Orte ein Deklamatorium zu geben.

Nun hatte zwar das Dörtchen neben ihrem gesehten Hausfrauensinn noch ein warmes und offenes Herz für alles wirklich Schöne, was Kunst oder Natur bot; aber — ein Deklamatorium in einer Wirthsstube zu geben, das kam ihr doch eine tiefe Herabwürdigung vor für eine Frau ihres Alters, für ihre ehemalige Herzensfreundin. Nur ihre Gutmüthigkeit hielt sie ab ihr den Plan auszureden, und es kostete sie große Ueberwindung zu versprechen, daß sie mit ihrer Familie Theil nehmen wolle, was doch Elise natürlich erwartete.

Während Elise lang und breit ihren traurigen Lebenslauf entwickelte, an dem natürlich — laut ihrer Darstellung — nur ihr

ungewöhnlich schweres Schicksal die Schuld trug, sah sie mit heimlicher Wehmuth sich um in der traulichen freundlichen Heimath, die ihr Dörtchen sich gegründet hatte, deren ganzer Reichthum sich freilich erst allmählicher Beobachtung enthüllte. Dieser solide bürgerliche Wohlstand, der sich auch in den kleinsten Dingen kund gab, diese anspruchslose genügsame Einfachheit und vernünftige Sparsamkeit im Innern und diese herzliche zwanglose Freigebigkeit nach außen; die Liebe und Achtung des Vaters, die sich ohne Worte doch so deutlich aussprach, der frischblühende Kreis der Kinder, die, alle glücklich begabt an Geist und Körper, mit der ehrfurchtsvollsten Liebe auf die Mutter sahen — hier war alles an seiner rechten Stelle, nichts Gezwungenes noch Geziertes, keine starre ängstliche Ordnung, sondern eine fröhlich belebte. Wie mochte es Elisen seyn, wenn sie in ihr veredetes Herz, auf ihr zweckloses Daseyn blickte?

Die deklamatorische Abendunterhaltung fand statt. Elise trat im rothen Sammtkleid und silbergestickten Federbarett auf. Bei all den feierlichen, wie bei den scherzhaften Gedichten, die sie vortrug, hätte Dörtchen nur bitterlich um sie weinen mögen. Die arme Elise dauerte sie viel zu sehr, als daß sie sich noch an ihr geschämt hätte, doch war sie froh, als sie wieder daheim mit ihr war. Sie leuchtete Elisen in ihr Zimmer und blieb dort noch eine Weile bei ihr, da das arme Geschöpf lange nicht zur Ruhe kommen konnte. Sie standen beisammen am Fenster und sahen schweigend in die sternhelle Nacht; d'rüben auf der Höhe ließen Knaben noch vom Herbst übriggebliebenes Feuerwerk los; man sah eine Rakete aufsteigen und erlöschen. Mit schmerzlichem Zucken wandte Elise sich ab und sprach leise: „du hast das beste Theil erwählt!“

Dörtchen bat Elisen am andern Tag recht herzlich, auf längere Zeit bei ihr zu verweilen, sie hätte ihr so gern etwas Gutes gethan, wenn sie gleich heimlich fürchtete, ihr Mann werde wenig Freude haben an dem poetischen Gaste, dessen gekünsteltes gesteigertes Wesen ihm so gar zuwider war. Aber Elisen selbst schien es fortzutreiben von diesem gastlichen Dach, aus dieser Heimath der Liebe und des Friedens, voll kräftigem gefunden Lebens. Sie reiste ab nach einigen Tagen, nach dem Dörtchen in aller Stille den Komödienstaat in ihrem leichten Koffer mit einem Vorrath guten Weißzeugs vermehrt hatte. Und so schieden die Freundinnen auf Nimmerwiederschen.

Auf dem Kirchhof des Landstädtchens R. ist Dörtchens Grab. Auf ihrem Leichenstein, und diesmal spricht ein Grabstein Wahrheit, steht, daß sie starb als das Kleinod ihres Gatten, als der Schutzengel ihrer Kinder, als der Trost der Armen, als das rechte Bild eines guten Weibes mit frommem demüthigen Herzen und rastlos thätiger Hand. Sie lebt noch im Andenken der Ihrigen, ein theures Vorbild für die nachwachsenden Geschlechter.

Wo Elisens unbeweinetes Grab ist, weiß ich nicht. Aber wo man noch ihrer gedenkt, nennt man sie den bösen Engel ihres Gatten, dessen letzte Lebenstage sie vergiftet habe. Und doch war ihr Herz nicht schlimm, war ihr Wille einst gut gewesen. Aber die fromme Demuth hatte ihr gefehlt, die Treue im Kleinen, der ergebene Sinn, der nichts will als recht und mit Freudigkeit die Bahn gehen, die der Herr ihm vorgezeichnet hat.

S p r ü c h e.

Die Sonne bricht durch's dunkelste Gewölk,
Die Tugend strahlt auch durch das schlechteste Kleid.
Shakespeare.

Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz.
Schiller.

Aus den Nächten keimen Tage,
Goldne Ernten aus dem Staub,
Und aus stillen Thränen fließt
Freude, die unsterblich ist.

Kavater.

Der Ring der Sonnenblumenkönigin Elena Magdalena.

(Erzählt von dem Jamer Bauern Irimia Rusovan.)

Ein walachisches Märchen *).

Mitgetheilt von Arthur Schott.

Ein altes Weiblein lebte einst in bitterster Armuth mit ihrem einzigen Sohne. Obwohl sie sich hin und wieder etwas mit Spinnen verdiente, so reichte es doch kaum hin, sie und ihren Sohn zu ernähren, so daß sie oft genug hungrig vom Tische aufstanden; denn hatten sie auch Mehl, so fehlte entweder das Salz oder das Schmalz, oder war nichts zum Brennen.

*) [Für die Alten.] Dieses Märchen gehört einer noch im Manuscripte befindlichen Sammlung walachischer Volkserzählungen an, welche der Wiederverzähler während eines abermaligen vieljährigen Aufenthalts in den südöstlich gelegenen ungarischen und walachischen Donauländern sammelte. Der erste Band solcher Märchen erschien im Jahr 1845 in Stuttgart bei J. G. Cotta.

Was den Titel dieses Märchens anbelangt, so enthält er allein schon tiefe Poesie, lautet aber auch in der Originalsprache wohl in Reimen und Assonanzen.

	(Nielu de la	Der Ring der
	Elena Magdalena	Helene Magdalena
Er heißt da:	Doamna flori sorilor	Gtwa: Der Sonnenblumenkönigin
	La ostrow marilor.	Und Meereseinselherrscherin.

Solche Assonanzen und Reime in Namen, Titeln und kurzen Denkprüchen finden sich häufig mitten in der Erzählung und zeugen dann gewöhnlich von deren hohem Alter. Eben so oft beweisen sie aber auch den Uebergang uralter epischer Gesänge in erzählende Prosa, und es werden dann solche Stellen von den Erzählern gesungen.

Ueber die Bezeichnung rother Kaiser bin ich selbst nie King geworden und weiß nur, daß sowohl diese als andere Farben, wie blau, grün, gelb, weiß, eben so angewendet vorkommen. Fragte ich einmal diesen oder jenen Erzähler darüber, so war dessen lakonische Antwort: „cum am auzit, ascha in spun iera.“ („Wie ich's gehört, so sag ich's wieder.“)

Eines Tages nun sandte die Alte ihren Sohn mit einem Kreuzer, den sie sich verdient hatte, in die Stadt auf den Markt, daß er dort etwas zu leben kaufe, was etwa am wohlfeilsten sey. Der Knabe gieng und wie er zum Stadthor hinein wollte, begegneten ihm andere Kinder, die zerrten an einem Strick einen jungen Hund nach sich, um ihn zu tödten, zu ersäufen oder zu erschlagen. Der Knabe hatte mit dem armen Thiere Mitleid und bat die Kinder, ihm den Hund zu lassen, er wolle dafür bezahlen. Deß waren die Kinder froh und verlangten zwei Kreuzer, wurden aber doch zuletzt mit dem Knaben um seine Baarschaft einig. Dieser nahm den Hund und gab seinen einen Kreuzer hin.

Als er mit seinem Einkauf daheim ankam, fragte seine Mutter, was er denn gebracht habe, worauf er ihr den jungen Hund zeigte. Hierüber war die Alte böß und schalt den Knaben wegen seiner Dummheit, ließ aber am Ende den Hund doch im Hause, obwohl sie kaum wußte, woher Lebensmittel nehmen. Ein andermal sandte sie den Knaben wieder mit einem Kreuzer nach der Stadt, damit er dort das Wohlfeilste kaufe.

Der Knabe gieng und als er unter das Stadthor kam, begegneten ihm wieder einige Kinder, die zerrten an einer Schnur eine Kage herum, sie umzubringen. Das klägliche Miauen derselben er-

Noch kommt in der Erzählung ein Fischlein mit Namen Mriana vor, über dessen Identität ich viel umzufragen hatte, bis ich endlich erfuhr, daß es das kleine Riehfischlein *Cobitis fossilis* Lin. sei, welches verschiedene deutsche Namen führt. Theilweise bezeichnen schon diese seine Art und Lebensweise. Es wird Schlammbeißer genannt, weil es schlammigen Grund liebt und sich daran festfaßt, und wenn das Wasser austrocknet, sich in den Schlamm wühlt, wo es mehrere Monate ohne Wasser seyn kann, wenn nur der Schlamm etwas feucht bleibt. Es führt auch den Namen Schlammpefser, weil es gefangen auf die trockene Erde gelegt, pfeifende Töne von sich gibt. Weiterfisch heißt es, weil es vor eintretendem stürmischem Wetter unruhig hin und her und auf und ab fährt, den Schlamm in Wolken aufwühlend, weshalb es früher viel in Gläsern als Wetterprophet gehalten wurde. Die Namen Riesgurn, Biesgurn, Muraal, Morraal sind bayrisch, österreichisch und böhmisch und bezeichnen ebenfalls seine Lebensweise. Im Meere kommt dieser kleine Fisch freilich nicht vor, der Verstoß gegen die Naturgeschichte gehört aber auf Rechnung der Einfalt eines Volkes, dessen Märchenphantasie sich von keinerlei Wissenschaft Schranken setzen läßt. Der fischlebende Walache steht das Fleisch desselben als einen der größten Lckerbissen an, weshalb ihm, wo es vorkommt, stets eine ehrenvolle Rolle zugetheilt ist.

barmte den guten Knaben und er erbot sich, sie ihnen abzukaufen. Die Kinder verlangten ebenfalls zwei Kreuzer dafür, er erhandelte sie aber doch auch um einen Kreuzer, den er sogleich hingab und das arme Thier dafür in Empfang nahm. Voll Freude gieng er damit heim, wo ihn aber seine Mutter wieder derb ausschalt, weil sie immer weniger hinaus sah, sich und ihren Sohn zu ernähren. Der Knabe ließ es indessen über sich ergehen, theilte mit Hund und Kaze, was er hatte und so lebten alle in bester Eintracht mit einander.

Jetzt schickte die Alte den Knaben zum drittenmal auf den Markt. Sie gab ihm wie sonst einen Kreuzer, um dort das Wohlfeilste zu kaufen, ihn aber ja nicht wieder für eine solche Dummheit hinzugeben, wie er schon zweimal gethan.

Der Knabe tummelte sich, denn er war ein gutes Kind, als er aber zum Thore kam, fand er wieder einen Haufen Kinder, die trieben grausames Spiel mit einer Maus. Sie hielten dieselbe an einem Fuß gebunden, und ließen sie laufen, so oft sie aber in ein Erdloch schlüpfen wollte, zogen sie dieselbe gewaltsam zurück. Der Knabe bemitleidete das arme kleine Thier und verlangte es von den Kindern. Diese forderten aber auch wieder Geld dafür und da gab er ihnen trotz der Mahnung der Mutter, seinen Kreuzer wieder hin und nahm die Maus. Eilig kehrte er damit heim, ward aber natürlich dafür wieder von seiner Mutter mit Schelten und Schimpfen empfangen. „Mit Hund und Kaze,“ sagte sie, ist es noch, wie es ist, die schaffen noch einigen Nutzen im Hause, aber eine Maus, die doch überall nur Schaden macht, was ist denn mit der anzufangen?“ Der Knabe konnte natürlich nichts Vernünftiges einwenden, sondern bat nur um Gnade für das arme verfolgte kleine Thier und versprach wohl Acht zu geben, daß sie keinerlei Schaden anstelle. So geschah es auch. Er fütterte sie pünktlich und so blieb die Maus in der Stube frei neben Hund und Kaze, welche ebenfalls unzertrennlich waren, liegen.

Einige Zeit war so verstrichen, da rief einmal der Knabe seine Thiere und forderte sie auf, ihm zu folgen. Dann beurlaubte er sich von seiner Mutter, um in der Welt draußen sich selbst zu ernähren. Die Alte vergoß wohl Thränen vor Leid, sah aber wohl ein, daß es dem Jungen hier zu eng werden müsse, weshalb sie ihn mit ihrem Segen ziehen ließ.

Nach langem Umherstreifen kam der Knabe endlich zum rothen Kaiser, welcher seiner Zeit ein sehr mächtiger Herr war. Als dieser

fragte, wer er sey, was er wolle, woher er komme und dergl. mehr, so sagte er: „Ich bin deinesgleichen, ein Kaiser, von welchem noch Niemand etwas sah noch hörte, beherrsche aber ein großes Reich und es steht mir ein mächtiges Heer zu Gebot. Da freute sich der rothe Kaiser, ehrte und lud ihn ein, bei ihm zu bleiben, was er denn auch, wie sich leicht denken läßt, gern annahm. Seine Klugheit und Herzengüte gewannen ihm bald das Herz des Kaisers, der ihn gar nicht mehr fortlaffen wollte und alle Tage bat, ihn nicht mehr zu verlassen. Als er ihn eines Tages wieder mit solchen Bitten anlag, sprach der Gast: „Es wäre mir wohl recht bei dir, mein Herr, zu bleiben, aber wie sollen wir zwei Männer ohne Frau haushalten?“ „Dieß ist freilich ein schlimmer Umstand,“ entgegnete wieder der rothe Kaiser, „und ich wäre sehr wohl geneigt, mir eine Frau zu nehmen, wenn ich diejenige bekommen könnte, die ich schon lange im Stillen liebe, aber nicht zu bekommen weiß, da sie mich nicht will. Es ist die schönste der Schönen, Elena Magdalena, Königin der Sonnenblumen und Beherrscherin der Inseln der Meere.“

„Ei!“ fiel hierauf jener wieder in die Rede, „wenn es weiter nichts ist, diese werd' ich dir wohl verschaffen können.“

„Wenn du dieß vermöchtest,“ brach darüber der rothe Kaiser aus, „so würdest du mich wohl zum Glücklichsten aller Sterblichen machen, ich würde dich nie mehr von meiner Seite lassen, und du solltest dann mit mir wie ein Bruder Herrscher über mein Reich seyn.“

Da nahm der Gast, was er zu einer so weiten Reise brauchte, denn die Sonnenblumenkönigin bewohnte eine Insel mitten im Meere. Alsdann verabschiedete er sich vom rothen Kaiser, rief seine drei Gefährten, Maus, Rabe und Hund, die ihm auch sogleich auf die Reise folgten.

Am andern Tage kamen sie durch eine große Einöde, wo sie einem Wolf begegneten, der hinkte. Auf die Fragen: Wohin? Woher? u. s. w. antwortete dieser: „Ach! Ich war mit meinem Kameraden auf Raub aus und that mir an meinem Beine wehe, so daß ich ihnen nicht mehr nachkommen konnte.“ „So komm mit uns!“ sprach darauf der Thierfreund, und der Wolf gehorchte, indem er wie gezähmt dem Hund, der Rabe und der Maus folgte. Bald darauf kamen sie in einen großen und finstern Wald. Hier begegnete ihnen ein Bär, welcher verwirrt hin und hergieng. Der Herr der Thiere befragte ihn darüber und warum er nicht geradezu seines Weges gehe, und jener

antwortete, daß er eben süß geschlafen habe und da seien einige winzig kleine Thiere gekommen, dabei zeigte er auf die Maus, etwa so wie diese, neckten mich und ließen mich nicht schlafen, da sprang ich auf, sie aber liefen davon und ich suche sie jetzt. „Nun so komm mit uns, wenn du nichts Besseres zu thun hast,“ sprach hierauf der Jüngling, worauf sich auch der Bär dem Zuge anschloß und lustig hinten drein zottelte.

Als sie von hier auf eine schöne grüne Baldwiese kamen, sahen sie bei einer Quelle ein Reh in den tollsten Sprüngen hin und her sehen. Dieses gab, als der Thierführer darum fragte, zur Antwort, daß es sich aus Versehen in einen Ameisenhaufen gelegt habe und nun von diesen kleinen Thieren unaussteßlich geplagt werde. Da empfahl auch ihm der junge Reisende, sich seinem Gefolge anzuschließen und das Reh folgte.

Von da geriethen sie in eine nackte Felsgegend voll scharfen Klippen und Steinen, und fanden eine Gule ängstlich von einer Kluft zur andern wischen, als ob sie etwas suche. Dem war auch so, denn als die Reisegesellschaft darum anhielt, gestand sie, daß sie ihre Genossen verloren habe und nun in Sorge sey, wie sie allein leben solle. Der Jüngling wußte hierauf keinen bessern Rath als den, wenn sie nicht allein leben wolle oder könne, ihnen zu folgen. Dieß leuchtete der Gule ein und schloß sie sich deßhalb der bunten Wandertruppe an. Da sie aber mit den übrigen nicht Schritt halten konnte, so setzte sie sich bald auf den Bären, bald auf das Reh oder auf den Wolf, ja sie scheute sich auch nicht dem Herrn der Thiere selbst auf die Schulter zu fliegen.

Die Gegend wurde jetzt immer finsterner und endlich fanden sie darin einen wilden Mann, der wurde auch angehalten und gefragt, wer er sey, woher er komme und wohin er wolle? Aus ihm war aber kein Wörtlein herauszubringen. Der Aufforderung, mitzukommen, leistete er aber Folge und gieng mit dem Zuge. Zuletzt hörten sie noch bei einem einzelnen halbbürren Gesträuche etwas rascheln und da alle hinschauten, war es ein Igel, welcher hier umhersprang, seine Wohnung zu suchen. Auch er besann sich nicht lange, der Einladung des Jünglings zu folgen und trippelte muthig hintendrein.

Mit allen Thieren seiner Reisegesellschaft war der junge Bursche zufrieden, nur mit dem wilden Mann ärgerte er sich, daß er kein Wort aus ihm hatte herausbringen können. Deßhalb stellte er seine ganze

Reisegesellschaft in eine Reihe und fragte alle durch, ob sie denn mit dem wilden Mann nichts zu reden wüßten. Da gestand der Hund, daß er ein einziges Wort wüßte mit demselben zu reden; die Kaze gab vor, zwei zu wissen; die Maus drei; der Wolf vier; der Bär fünf; das Reh sechs; die Gule sieben und nun kam die Reihe an den Igel, der während dieser Nachforschung seines Herrn ärgerlich gegrunt und die Nase gerümpft hatte, weil er gehört, wie die Thiere alle ihren Herrn belogen hatten. Wie er nun zu reden anklang, stellte sich die Maus auf die Hinterbeine und drohte dem Igel mit dem Finger, ja nicht den Verräther an ihnen zu machen. Dieß irzte aber den Igel nicht, und er verrieth seinem Herrn, daß der wilde Mann, wie seine Genossen alle wohl wüßten, Niemand anderer sei, als der Schäfer der Sonnenblumenkönigin Elena Magdalena, von deren Insel sie nicht mehr weit entfernt seien. Da schalt der Herr die Thiere wegen ihrer Falschheit und stellte mit Hülfe der Wörter, welche diese alle recht gut wußten, den wilden Mann zur Rede. Da sich dieser verrathen sah, erzählte er von der Schönheit seiner Herrin, wo sie wohne, wie sie lebe, besonders aber rühmte er ihren Ring, den sie jeden Tag trage und dadurch jünger werde. Nachts hänge sie denselben aber an einen Nagel in der Wand zu Häupten, wo sie ruhe. Da gedachte der Herr der Thiere sogleich den Ring zu bekommen, denn er meinte, wenn er nur diesen einmal habe, so sei es ein Leichtes, die Sonnenblumenkönigin selbst zu kriegen. Er fragte deßhalb alle seine Gefährten wieder, welche Kunst sie verstünden, und es fand sich, daß die Thiere des Waldes ganz unwissend waren. Der Hund aber sprach: „Mein Herr, ich kann alles was in's Wasser fällt, wieder herausholen, und wenn es auch auf dem tiefsten Grund des Meeres läge;“ alsdann meinte die Kaze, sie könne in jedes Zimmer schleichen und die schärfste Wachsamkeit hintergehen. Die Maus aber sagte: „und ich kann vom Boden durch die Wand bis zur höchsten Höhe kommen, ohne daß mich Jemand zu fangen vermöchte.“ Hierüber freute sich der junge Mann sehr und hieß diese drei gehen um den Ring der Sonnenblumenkönigin zu holen. Als bald nahm der Hund die Kaze und die Maus auf den Rücken, sprang bis zum Meer und schwamm nach der Insel hinüber, wo die Sonnenblumenkönigin herrschte. Jetzt warteten sie, bis sich dieselbe zur Ruhe begeben hatte, und nahten sich alle dem Gemache, wo sie schlief. Der Hund öffnete die Thüre, dann schlichen sich die Maus und die Kaze hinein. Wie sie

nun sahen, daß Alles ruhig und still blieb, grub sich die Maus durch die Wand hinauf Bahn, wo der Ring hing. Oben angekommen, warf sie denselben herunter und die Kage steng ihn auf. Hierauf entfernten sich alle drei eben so still wieder, wie sie gekommen waren und eilten dann freudig bis zum Strande. Da nahm der Hund die beiden andern wieder auf den Rücken und schwamm, Fährte und Fährmann machend, wieder durch's Meer hin. Wie sie aber so durch die Wellen hinfuhren, steng jedes an zu prahlen, daß es das Meiste beigetragen habe, den Ring in Besitz zu kriegen. Keines wollte dabei weniger gethan haben, und so entstand ein förmlicher Streit unter ihnen. Sie wurden unruhig und mit einem Male lag der Ring im Meer auf dem tiefsten Grunde. Jetzt erschraßen sie freilich alle drei, aber zu spät. Mergstlich und niedergeschlagen traten sie vor ihren Herrn und erzählten ihm, wie sie zwar den Ring glücklich bekommen, aber auch im Meer wieder verloren hätten. Da ward ihr Herr sehr verdrießlich, schalt sie wegen ihrer Ungeschicklichkeit und sprach dann zum Hund besonders: „Nun ist die Reihe an dir, deine Kunst zu zeigen, mit welcher du Alles selbst aus der Tiefe des Meeres zu holen im Stande seyn willst.“ Da gieng der Hund schnell, aber in seinem Innern etwas verlegen an's Meer und steng an zu saufen, noch unschlüssig, wie er es anstellen sollte, um den Ring aus der ungeheuren Tiefe wieder herauszuholen. Wie er denn so niedergebückt dastand, und mit der Zunge schlappte, erschraßen die Fische im Meer gar sehr, denn ein solcher Lärmen war ihnen sehr ungewöhnlich, trinkt ja doch kein anderes Thier der Welt so, wie der Hund. Einige der Fische schwammen herzu an die Oberfläche und fragten ihn ängstlich, was er mit dem Lärmen hier beabsichtige. Der Hund merkte ihre Angst und sagte: „Ich will das Meer aussaufen, damit ich mir den Ring holen kann, der mir darin verloren ging und auf dem Grunde liegen muß.“ Hierüber geriethen die Fische in große Noth, theilten es den andern mit, die nicht minder bestürzt darüber waren, und deßhalb alle zu einer allgemeinen Berathung zusammenschwammen. Nach langem Hin- und Herreden kommen sie endlich darüber überein, wie immer dem Hund den Ring zu verschaffen, damit er ja das Meer nicht austrinke, da sie sonst alle zu Grunde gehen müßten. Darum schwammen sie wieder auseinander, und suchten wie sie es nur vermochten, bis endlich einem Fischlein, welches wir Ariana nennen, gelang, den Ring zu finden, worüber in der ganzen Fischwelt große Freude herrschte. Das Kleinod

wurde dem Hunde, welcher unterdessen am Strande sitzen geblieben war und gewartet hatte, übergeben. Beide Theile waren über diesen Handel sehr vergnügt, besonders aber der Hund, welcher den Ring sogleich an seinen Schwanz steckte, denselben hoch in die Höhe streckte und triumphirend seinem Herrn zurannte. Dieser konnte über die Kunst dieses Thieres nicht genug staunen, bis er erfuhr, wie es eigentlich damit ergangen war. Jetzt machte sich der Herr mit seinem Gefolge auf, um wieder an den Hof des rothen Kaisers zurückzukehren.

Unterwegs kamen sie durch schöne Felder und Obstgärten, wo es dem Igel ungemein gut gefiel, weshalb er seinen Herrn bat, ihm die Freiheit zu schenken, weil er sich hier vortrefflich befinden möchte. Der Herr ließ ihn also frei und der ehrliche Diener seines Gebieters blieb hier zurück. Bald darauf kamen sie zu einem verfallenen Gemäuer, da hörte die Gule ein lautes Hin- und Herzwitschern. Es rührte von Mäusen und Ratten her, weshalb auch sie ihren Gebieter bescheiden bat, sie hier zu lassen, was ihr ebenfalls gestattet wurde. Bald darauf trat der wilde Mann vor seinen Herrn, um sich die Freiheit zu erbitten, da er sich in dem Felsenthal, in welchem sie sich eben befanden, das beste Leben versprach, denn es war einsam hier und viele Höhlen da, um sich darin aufzuhalten. Der Herr, welcher ohnedem nicht gewußt hätte, was mit dem Unhold anfangen, entließ ihn und pfeilschnell war der wilde Mann von der übrigen Wandergesellschaft verschwunden. Auf einer schönen, mit üppigem Gras und Sträuchern bewachsenen Waldwiese entließ der Herr auch das Reh auf seine Bitte. Es gedachte hier manche leckere Kost für sein verwöhntes Maul zu finden. Auch der Bär und der Wolf erhielten hernach ihre Freiheit, ersterer in einem dunklen stillen Forste und letzterer in einem öden und wüsten Riech. Die drei übrigen Thiere blieben aber jezt noch eine Weile bei ihrem Herrn, bis sie an einem großmächtigen bis oben aus angefüllten Fruchtspeicher vorüberkamen. Da konnte die Maus nicht widerstehen, sondern bat ihren Herrn, auch ihr die Freiheit zu schenken, worauf dieser sie laufen ließ. Zuletzt baten Hund und Fage, und auch ihnen gab es der Herr nach ihrem Willen. Diese verlangte auf einem einsamen Bauernhose bleiben zu dürfen, um daselbst zu Ruß und Frommen von dessen Bewohner leben zu können; jener aber wollte seine getreuen Dienste auf einem nahegelegenen Schaafhose verwenden.

So blieb am Ende der Herr und Führer der ganzen großen Gesellschaft allein, worüber er sich leicht tröstete, weil er wohl wußte,

daß sich alle diese Genossen in ein Hofleben, wie es in der Residenz des rothen Kaisers geführt wurde, schlecht hätten schicken können.

So kam er allein nach einiger Zeit zum rothen Kaiser zurück, der ihn mit der außerordentlichsten Freude aufnahm, da er hörte, daß er ihm das Wunderkleinod der Sonnenblumenkönigin wirklich gebracht habe. Er ergriff den dargebotenen Ring sogleich, betrachtete ihn voll Wonne, und wie er so durchblickte, dachte er: „Wenn jetzt nur die schöne Sonnenblumenkönigin Elena Magdalena, Beherrscherin der Insel der Meere, auf goldener und silberner Straße hierher käme.“ Kaum gedacht so wurde sein Auge wie vom stärksten Sonnenlichte geblendet, und auf einer breiten Straße von Silber und Gold kam die gewünschte Schönheit daher und stand vor dem rothen Kaiser, welcher sich über ein solches Glück kaum zu fassen wußte. Als er aber den anschaute, welcher ihm den Ring und somit auch diese angebetete Schönheit verschafft hatte, erwachte Eifersucht in ihm, und er redete äußerlich zwar freundlich aber mit innerlichem Mißbehagen zu demselben: „Mein Bruder, laß uns jetzt die Herrschaft unseres Reiches theilen, damit ein Jeder wisse, wo er zu befehlen habe, und das Volk in seinen Gebieten nicht irre werde und wisse, wem es gehorchen soll. Nimm dir diejenige Hälfte meines Reiches, welche dir gefällt und ich mit meiner geliebten Elena Magdalena will behalten, was du mir lässest.“ Da erkannte jener des rothen Kaisers gemeine Gesinnung, die ihm nicht gefallen konnte, darum stellte er sich ganz uneigennützig und sprach: „Mein Herr und Kaiser, Gott möge mich behüten, daß ich dich eines Theils deines Reiches beraube! Willst du mich für die geleisteten Dienste belohnen, so gewähre mir die Gnade, mich einmal durch den Ring der schönen Sonnenblumenkönigin Elena Magdalena blicken zu lassen.“ Dieß dünkte dem rothen Kaiser zwar sonderbar, weil er aber nichts Arges dabei dachte, gab er ihm den Ring hin. Nun schaute jener durch und dachte bei sich: „Wenn doch jetzt der rothe Kaiser so von der Erde vertilgt würde, daß ich ihn nie mehr sehen müßte!“ Wie es gedacht war, so geschah es auch. Plötzlich war der rothe Kaiser nicht mehr da auch ershien er nie wieder. Jetzt nahm der glückliche Sohn der armen alten Mutter an dessen Statt Reich und Krone des rothen Kaisers und wurde der Mann der Sonnenblumenkönigin Elena Magdalena, der Beherrscherin der Insel des Meeres. Den wunderbaren Ring bewahrten sie aber beide als ihr köstlichstes Kleinod, denn wie eins oder das andere von ihnen dachte, sein Gemahl mit diesem oder

jenem zu erfreuen, so erblickten sie es immer sicher aus dem Ringe, der nie müde wurde, auch das Unglaublickste zu schaffen.

Wie lange sich die beiden ihres glücklichen Lebens freuten, ver-
schwieg die Geschichte, doch wünsche ich dir, du mögest so glücklich
seyn und dich gesund an Leib und Seele lange Jahre einer solchen
Herrlichkeit erfreuen.

Die Auswanderer-Lerche.

Von Emma Riendorf.

Manchem hat es wohl schon wie ein Messer durch das Herz ge-
schnitten, wenn er zum letztenmale am Ufer seiner Heimath stand, noch
einmal zurückschaute auf das Land seiner Kinderspiele, seines Jugend-
hoffens, wo eine ganze Welt hinter ihm versank. Wie der Tod, das
Verscheiden, nichts anderes als eine weite Reise, ist ein solches Schei-
den auch eine Art von Sterben. Das mochten Patterson und sein
Weib jetzt fühlen, als sie an Bord des nach Quebec segelnden Han-
delschiffes traten. Es war ein armer Schuhflicker im reichen London.
Nichts wollte ihm glücken. Kunden mangelten, die Kosten in der
großen Stadt für den kleinen Haushalt ließen sich nicht erschwingen,
er ging immer mehr zurück. Man schrieb damals 1834. „Elisabeth,“
sagte der Mann, „willst du mir folgen, auch über das Meer, auch
wenn wir bis in Canada das Glück suchen müßten?“ — Sie nickte
mit dem Kopfe und sah ihn lang und fest an aus ihrem klaren blauen
Auge. Darin stand zu lesen: „Henry, da wo du bist, bin ich überall
daheim.“ — Die schmale Baarschaft, die gerade ausreichte, um die
Ueberfahrt zu zahlen, war schnell zusammengerafft. Leicht geht der
Arme auf die Wanderschaft im Leben und aus dem Leben. Er hat
nicht Viele, die ihm den Scheidegruß nachrufen. Aber wer es thut,
der thut es aus voller, warmer Seele.

Der Schuhflicker ließ Einen Freund zurück unter so viel hundert-
tausend Menschen, einen trauten Freund, etwas minder arm als der
ehrliebe Meister selbst, einen Vogelfänger, Charles Nash geheißen, allen
Liebhabern von Vögeln in der Hauptstadt an der Themse wohlbekannt.

„Wenn der Henry durchaus fort muß,“ meinte Freund Nash, „wenn ich nicht mit ihm kann, so soll er doch nicht allein seyn in dem fremden Welttheile, soll etwas von mir mitnehmen, mein Liebstes, das ich weiß.“ — Die beste Lerche Altenglands muß es seyn. Er mußert sein Vogelhaus. Keine ist ihm gut genug. Da macht er sich auf, um draußen auf dem Lande sein Wundervöglein aufzufpüren. Glückselig kommt er mit der Beute zurück. Er eilt an das Pfortchen des Schuhflückers. Aber da hilft kein Aloysen. Es bleibt verschlossen und stumm. Eben ging das Schiff unter Segel. Nash läßt sich nicht irre machen, steigt in ein Dampfboot, folgt dem Schiffe und trifft es bei Gravesend.

Patterson und seine Elisabeth standen auf dem Verdecke unter vielen vielen Familien von Auswanderern; unter Männern, Frauen, Greisen, Kindern: Kinder, die noch kaum Zeit gehabt hatten, auf dieser Halbkugel die Sonne zu sehen, die Lust zu trinken; Greise, die kaum noch Zeit haben konnten, auf der andern Halbkugel die Sonne zu sehen, die Lust zu trinken. Ringsum lauter hoffende oder verzweifelte Gesichter. Henry und sein Weib schauten zum leztenmale hinüber nach der für immer verlassenen Küste, dem grünen Eilande, nach ihrer Biege, welche die Meerwellen zu schaukeln schienen. „Fahrwohl! du heißt doch Vaterland, und hast nicht Ein Fleckchen für uns, nicht Eine Stelle, wo wir rasten können, von der man uns nicht vertreibt. Du heißt Vaterland, und wir müssen über die See, um die Scholle zu finden, wo wir im Leben und Sterben unser Haupt hinlegen dürfen! Aber die Erde ist ja überall Gottes, also überall Vaterland.“ —

In diesem Augenblicke kam der kleine Nachen, den Nash gemiethet, an das Schiff heran. „Henry,“ schreit er hinauf und steigt zwei Stufen an der Strickleiter empor; „Henry! ich bringe dir einen Vogel, einen rechten Sänger, er wird hoffentlich die Stimme auf dem Meere nicht verlieren.“ — Patterson klettert die Leiter herab, streckt den Arm aus und nimmt die Lerche. Zwei große Thränen rollen ihm über das bleiche Gesicht hinunter. Elisabeth winkt mit ihrem weißen Tuche, bis das Rähnlein, das die einzige treue Seele für dieses Leben entführt, verschwunden ist, der letzte schwarze Punkt am Horizont. „Wir wollen sie Charlotte heißen,“ sagt Patterson, „zu Ehren meines treuen Charles.“ —

Wie ein Kleinod tragen sie das Vöglein über die Flut. Er ist ihnen Heimath auf der Wasserwüste; ist ihnen eine Hoffnung, der

Vogel des Morgens, der Zukunft, der mit seinen hellen Wirbeln hoch im Himmelblau die Tagwache schlägt. Sonst durchschneidet die Lerche mit glänzenden Schwingen den Aether; jetzt schiffte sie an einem Menschenherzen über das unbekannte, wallende Meer, das in seinem friedlichen Azurspiegel wie ein anderer Himmel sich hinbreitet.

Aber schon hat der Sturm sich aufgemacht. Mit seinen mächtigeren schwarzen Riesenflügeln jagt er das arme unermüdliche Schiff, das mit so viel Menschenfreude und Jammer beladen ist. Es strandet im Sanct Lorenzbusen. Die Schiffbrüchigen müssen sich durch Schwimmen retten. Auch Patterson kam so an das Land, mit allen seinen Lieben, mit seiner Elisabeth und mit der kleinen gefiederten Freundin. Sein Weib trug er im Arme; die Lerche hatte er dadurch am Leben erhalten, daß er sie in einem alten Strumpfe zu bergen gewußt. Nichts war ihm geblieben von seiner kleinen Habe.

Unser treues Kleeblatt erreichte das Städtlein Toronto. Bald brachte es der emsige Schuster so weit, daß er an der Ecke der Königsstraße eine Bude mietten konnte, welche zwar nicht groß, aber die erste und besuchteste ist. Sie liegt gegen Mittag. Patterson schlug einen Nagel in die Vorderseite, und alsmorgentlich, bevor er sich auf sein Bänkchen an das Tagwerk setzte, hing er ganz sorgsam an diesen Nagel einen demüthigen Käftig mit Eisendrahtgitter und Decke von Eichenholz. So oft der Meister es sich verschaffen konnte, legte er ein Schöllchen Erde mit etwas Graßhalmen hinein. Da hatte die Lerche freilich nur larmen Raum, konnte bloß von ihrem Stänglein auf den Boden und vom Boden wieder auf das Stänglein hüpfen. Sie that es auch stundenlang, tanzte gar fröhlich auf und ab, tauchte zuweilen den kleinen Schnabel in das Näpfchen voll frischem Wasser, sprang auf ihren Sitz zurück und streckte ihr Schnäblein zu Himmel und Sonne empor, welche durch das Gitter glänzten. Da kam wohl ein Sehnen über sie, ein Heimweh nach den reinen freien Lüften, in die sich sonst die kleine Sängerin jubelnd schwang, im Frühlichte sich badend, wenn es kaum noch die höchsten Berggipfel röthete. Sie streckt den kleinen Hals, neigt ihr Köpflein und läßt unter leisem Beben der Schwingen das Lied ertönen, das den jungen Tag grüßt. Wenn er auch auf einer andern Erdseite erwacht, sie kennt ihn doch, sie liebt ihn doch, die kleine Choristin des Lenzes, streut ihm ihre Melodien entgegen, von denen die Wälder Canada's nichts wissen, denn es fehlt ihnen an gesangreichen Aehlen; die dortigen Vögel, in Gefieder von bren-

nender Farbenpracht gekleidet, sind, wie alle sehr gepuhten Leute, stumm oder leer plaudernd. Die Natur in Amerika kennt jene Harmonien nicht. Man möchte sagen, es wird ihr nicht wohl oder weh genug, um singen zu müssen.

Unserer Lerche aber war es wohl und weh, und wohl und weh war auch bei ihrem Sange den Auswanderern. Nur wer fern vom Vaterlande, durch Meere von ihm getrennt, einsam in der Fremde geweint hat, kann fühlen wie das Lärchenlied in die Herzen drang, die bei seinem Schmettern wieder auf den heimischen Fluren zu seyn glaubten, bei dem väterlichen Kirchturme, den Gestalten verlassener Jugendgenossen, den trauten Bäumen, den selbstgepflegten Blumen. Wie oft haben Elisabeth und Henry den guten Nash gesegnet! Die Lärche war all ihr Trost. Sie war ihnen aber auch ein Schatz an zeitlichem Gute. Jung und Alt, Reich und Arm, strömte an die Buden, um dem Wunderdinge zu lauschen. Männer und Frauen, zu Pferde und zu Fuß, Geschäftsleute und Müßiggänger, sogar wer frühstücken oder Geld erheben wollte, — blieb, wie von einem geheimen Zauber gefesselt, vor dem unscheinbaren Käfige stehen. Das Vöglein versah dankbar seinen Meister überflüssig mit Kundschaft. Hat Pathe Nash nun das Rechte getroffen? Der Arme gibt immer hundertfach — weil er mit dem Herzen gibt. Das Liebesgeschenk der Demuth führt vom Himmel ganz besondern Segen mit, denn es ist ein sichtbar gewordenes Gebet.

Selbst der Gouverneur ließ seinen Wagen an der Straßenecke halten, weil Amt und Würde ihm doch nicht recht gestatten wollten, sich unter die bunten Haufen der Zuhörer zu mischen. Unter ihnen nahte auch der Versucher dem wackern Schuster. Dreimal bot man ihm glänzende Summen für den Verkauf seiner Kammerfängerin Charlott; und dreimal wies Patterson, während er den Klopfer auf das Oberleder fallen ließ, und mit beiden Armen seinen gewichsten Faden kräftig auszog, das lockende Geld zurück, das er gar wohl hätte brauchen können. Seine Elisabeth sah ihm dafür noch einmal so freundlich in das Gesicht. Sie wollte lieber ihr Vöglein, als volle Kisten und Schränke haben. Die Lärche gehört nun einmal zur Familie. „Sie ist unser Kind,“ sagte der Mann; „wir haben durch sie unsere Heimath wieder.“ — Und die Frau setzte hinzu: „Wer ein Geschenk von treuer Hand freiwillig hergibt, begibt sich eines Segens.“

Aber an einem trübten Oktobertage im Jahre 1837 sah man die Laden der Bude zu ungewohnter Stunde geschlossen, und die Leute

wunderten sich, daß der fleißige Schuster heute so früh Feierabend machte. Ja, der Meister ruhte von seinem Tagwerke. Da lag er, bleich und blutig hingestreckt, der sanfte, friedliebende Henry. Ein ungeschickter Jäger hatte ihn mit einem aus Versehen losgegangenen Flintenschusse getödtet. Der arme Auswanderer war nun in sein Vaterhaus heimgekehrt. Der Morgensang seiner Lerche im letzten Frühlinge war Pattersons Abendlied gewesen. Elisabeth faltete seine starren Hände und drückte einen letzten Kuß auf die kalte Stirne. Sie war nun nirgend mehr daheim auf dem ganzen großen Erdball, seit ihr Henry fort. Fort ohne sie, und sie ist ihm doch über das Weltmeer gefolgt! Ihr kam es oft vor, als sey er nur nach Europa gegangen, und sie müsse ihm nach und könne ihn in England wieder finden, in der elenden, schwarzgeräucherten Bude, wo sie doch so glückliche Tage gelebt; denn sie meinte jetzt, es hätte ihr nie etwas gefehlt, so lange Henry nur bei ihr gewesen, und es werde ihr nimmermehr wohl werden, seit er nicht mehr da. Sie wollte den lieben Schlafenden so gut als möglich in die Erde betten. Das verschlang den letzten Pfennig. So hülflos und schwach blieb die Wittwe zurück, daß sie, um nicht sammt ihrem Vöglein zu verhungern, sich von ihm trennen mußte. Elisabeth hatte jetzt nichts mehr zu verlieren. Sie war an einem ganz andern Heimweh krank als früher. Ihr Henry hat das treue Herz bald nachgeholt.

Der Gouverneur Sir Fr. Heade kaufte die Lerche. Drei Monate lang war sie bei ihm, ohne daß er auch nur einen Ton von ihr vernahm. Trauerte sie um ihren Herrn? „Charlotte ist wohl in Amerika Republikanerin geworden, weil sie bei mir nicht singen will,“ scherzte der Gouverneur. Als er Canada verließ, schenkte er sie einem alten Diener, der ihn begleitet hatte, und nicht reicher war, als Patterson. Die Lerche schien nun einmal ihre göttliche Mission, die Seelen der Armen zu erquickend und zu erheben, recht eigentlich bethätigen zu wollen. Kaum sah sich das Vöglein wieder in den gewohnten beschiedenen Räumen, in seinem am Nagel schwebenden Käfig, unter schlichtem Hausgeräthe, fleißigen frommen Menschen, so brach es sein Schweigen. Die silberhelle Stimme tönte von Neuem, ganz Toronto bewunderte seinen Liebling, dessen Lied noch während der Herrschaft von zwei Nachfolgern des Gouverneurs erklang. Zuletzt schlug aber auch der Lerche das Stündlein. Sie verstummte; ihr trost- und gesangsreiches Leben endete. Orris, der letzte Besitzer unserer Charlotte,

schickte ihr Schnäblein, dem einst so süße Melodien entströmten, ihr Gefieder und ihre kleinen Krallen nach England an Sir. Fr. Seade, der die Reste der Sängerin einem, mit dem Ausstopfen der Vögel für das brittische Museum beauftragten Künstler vertraute. Die kleine Feldlerche erstand noch einmal. Sie hat wiederholt den Ocean durchschiffet. Von dem Kleeblatte, das zusammen das Vaterland verließ, kehrt sie allein dahin zurück. Da habt Ihr sie wieder in ihrer frühesten Heimath, in ihrer gewohnten Stellung: den Hals gewendet, das Auge glänzend, die Schwingen gesenkt, wie das Volk zu Toronto sie einst bewunderte. Hinter ihren Glasläfig, ihr letztes Haus, schrieb der Gouverneur mit eigener Hand auf einen Papierstreif:

„Diese Lerche, die ein brittischer Auswanderer mit nach Canada nahm, litt Schiffbruch im Sankt Lorenzobusen und starb nachdem sie durch ihr Talent neun Jahre die Wonne von Toronto war, in dieser Stadt, den 14. März 1843, allgemein betrauert.“ —

Es ist kein Leben so klein, daß es nicht viele Freude und Segen zu streuen vermag.

Geschichtliche Charaden und Räthselfragen.

Welcher König hat den größten Värm in der Welt verursacht?

Verloren — 1234567890 — 1234567890

Zweifelbig. Mit **G** ein grausamer Kaiser aus dem ersten Jahrhundert, ohne **G** ein grausamer Feldherr im sechzehnten Jahrhundert.

12345 — 67890

Dreifsig. Mit **D** ein König der Perser, mit **M** ein Feldherr der Römer.

12345 — 67890

Der Markgrafenweiher.

Von Karl Stöber.

Nicht weit von dem Hesselberg, der von seinen vielen Haselbüschen den Namen hat, und in zwei der fruchtbarsten Gauen Bayerns hinein- schaut, in das obere Altmühlthal und in das Ries, zieht sich zwischen zwei wellenförmigen Anhöhen ein kleiner Grund mit einem breiten und flachen Boden hin. Die Anhöhen sind mit einem rechten Durcheinander von Salweiden, Espen, Föhren und Schälreihen bewachsen, und zwischen ihnen hin rinnt ein Brunnlein aus einer Ader des Hesselbergs, die ihm, wer weiß, wie vor lange schon, an seinem Fuß aufgegangen ist. Rechts und links von dem schmalen Rinnfal sind Wiesen und Aecker, je nachdem ein Fleck mehr oder weniger tief liegt. Da walten dann im Sommer bald die Sense und bald die Sichel, und was sie stehen lassen, weiden im Herbst die Kühe und Schaafe ab, die Schaafe zwischen den Haberkoppeln und die Kühe zwischen den Herbstzeitlosen.

So ist es aber in dem Grunde nicht immer gewesen und gegangen. Unten, wo er am breitesten ist, zieht sich von einer Anhöhe zur andern hinüber ein großer Damm, und außerhalb desselben sind noch die Trümmer von einer Hütte und von einer Kuchstube zu sehen.

Der Damm hielt, ehe er durchbrochen wurde, das Brunnlein auf, welches von dem Fuß des Hesselbergs herkommt, und sammelte sein Wasser und das Wasser von Regengüssen und Schneegängen in einem großen, großen Teiche, Markgrafen-Weiher genannt, weil er seine fetten Karpfen zu dem Hofhalt in Ansbach lieferte.

Auf dem Plage vor dem Damme, wo jezt noch die Grundmauern von einem Hause und etliche halbverfallne Pfähle zu sehen sind, stand eine kleine Wassermühle. Sie ließ sich von dem Wasser treiben, das in einer langen eichenen Rinne aus dem Teiche abfloß, und der Wasser war immer zugleich auch der Aufseher und Hüter des Markgrafen-Weihers, gemeinschaftlich mit dem Förster, in dessen Revier er lag.

Daß es den Fischen darin nicht schlecht gieng, das konnte man

an den Karpfen sehen, die aus dem Teiche immer um das dritte oder fünfte Jahr für die Hofsüche in Ansbach abgeliefert wurden. Denn der geringste unter ihnen war gleich dem Könige der Noabiter, von dem geschrieben steht: „Egion aber war ein sehr fetter Mann,“ und der Obermundloch des Markgrafen hielt sie für verkappte Spötter. Denn sie schnappten in des Fettes Last und Hitze nach Luft, wie er, und schauten mit ihren Augen in die Welt hinein, als wäre auch ihr Bislein Hirn zu eitel Fett geworden.

Für die wilden Enten, die darauf lebten, war der große Weiher vollends ein Paradies. An den meisten Stellen war er so seicht, daß sie mit dem Schnabel leicht den Grund erreichen und von den jungen und zarten Schaaenwürmern, Schnecken und Flußastern heraufholen konnten, so viel ihnen beliebte. Da aber, wo das Wasser für ihre kurzen Hälse zu tief war, ruderten sie den kleinen Tauchern nach und warteten auf das, was diesen in der Tiefe entwischte und nach oben entfloß. Die schönen grünen Wasserfrösche, deren es in dem Teiche besonders viele gab, legten ohnedieß ihre meisten Eier für sie. Und wenn sie zu diesem Fleisch- und Eierspeisen frischen Salat haben wollten, so durften sie nur in die Meer-Linsen gehen, welche da und dort in kleinen grünen Inseln auf dem Spiegel des Weihers lagen, der Heuschrecken gar nicht zu gedenken, die erhascht und als Confect zum Nachtißch verzehrt werden konnten, wenn sie in den Teich fielen und nicht zuvor von einem langsam auftauchenden Karpfen in Empfang genommen wurden. Bei Springinsfelden aber, wie die Heuschrecken sind, ist ein unvorsichtiger Sprung gar nichts Seltenes, sondern etwas Gewöhnliches.

Und dieß Alles konnten, was die Hauptsache war, unsere wilden Enten in voller Sicherheit genießen. Denn auf dem ganzen Markgrafenweiher war weder Rahn noch Floß. Auch war das Wasser auf etwa tausend Schritte von dem Ufer hinein zu seicht, als daß man hätte schwimmen können, und waten konnte man eben so wenig. Wer dieß versucht hätte, würde unausbleiblich in dem grundlosen Schlamm stecken geblieben und versunken seyn.

Der Walker probirte es einmal, als es ihn nach Enteneiern gelüstete. Er legte sich mit dem Bauch auf ein breites Brett und ruderte sich mit Händen und Füßen ein ziemliches Stück in den Weiher hinein. Indem er aber einen Büschel Schilf auseinander thun wollte, um zu sehen, ob darin kein Nest verborgen wäre, verlor er das Gleich-

gewicht und fiel in den Sumpf. Ein Glück für ihn, daß er noch im Fallen einen großen Schrei ausstieß, auf den ihm sein Weib sogleich zu Hilfe eilte. Sie warf ihm einen langen Strick zu und zog ihn damit an's Land, wie der Gerber einen Bündel Häute, die er in das fließende Wasser gelegt hat, herauszieht.

Als er aber wieder am Ufer stand, vom Scheitel bis zur Fußsohle mit schwarzem zähem Schlamm überzogen, erhuben die kleinen Taucher auf dem Weiher ein schadenfrohes Hohngelächter, wie es der freundliche Leser immer hören kann, wenn er, in der Meinung, diese kleinen Dinger wären leicht zu treffen, einen Stein aufhebt und nach ihnen wirft. Dem Baller aber ging es durch Mark und Bein.

Auch der Raubvogel konnte den Enten und ihren Jungen nichts anhaben. Denn so lange es Tag war, stand immer eine von ihnen auf dem Posten, auf einem nur zwei Quadratschuß großen Eilande, das sich mit der Zeit gegen das obere Ende des Weihers gebildet hatte. Und wenn nun die Tagwächterin den Kopf auf die Seite gelegt und das eine Auge immer nach oben gerichtet, den Milan oder den Habicht in einer Entfernung erblickte, wo ein Menschenauge noch nichts sieht, ließ sie sogleich einen warnenden Ruf hören, auf welchen sie selbst und Alles, was den Stohvogel zu fürchten hatte, in die wohl bekannten Schlupfwinkel unter dem Schilf eilte.

Im Winter überfroz zwar der Teich mit dickem Eis und war dann nicht nur für den Baller zugänglich, sondern auch für Füchse, Marder und Iltisse. Aber sobald der Winter aufing seine Eisbrücken zu schlagen und seine Eispflaster zu legen, siedelten die Enten immer auf die nahe Wörniz über und blieben allda, bis wieder der Vorfrühling zur Regierung kam.

Der Jäger hätte sie freilich mit seinen Schrotten und Posten erreichen können, wenn sie abzogen und wiederkamen; er hätte sie auch von seinem Wasserhund auffagen lassen und im Fluge schießen können; aber er durfte nicht.

Es lebte nämlich ganz in der Nähe des Teichs eine Marktgräfin, getrennt von ihrem Gemahl, und wandelte an schönen Morgen und Abenden nirgends lieber, als an dem Ufer des Weihers oder in dem Gebüsch, das ihn umgab und da und dort einen grünen Schein auf sein Wasser warf. Und dabei wußte sie sich nichts Besseres, als wenn die Rehgeld mit dem gefleckten Ritz, der sie begegnete, nicht gar zu eifertig vor ihr floh, oder wenn bei ihrem Erscheinen am Ufer die

Laucher über dem Wasser blieben, und die Enten, die aus ihrem Binsenwalle hervorkamen, nicht ohne Weiteres Kehrtruch machten, sondern erst einige Male mit dem Kopfe nickten, wie es die Bäuerinnen in Schwaningen vor ihrer Hausthüre thaten, nachdem sie zu ihrer guten Fürstin Zutrauen gewonnen hatten. Weßwegen sie auch dem Jäger verbot, auf eine halbe Stunde im Umkreis von dem Weiher eine Flinte loszubrennen oder gar etwas zu erlegen. Und die Walkmühle störte die besiedelten Bewohner des Teiches ohnedieß nicht. Denn der Walker hatte das nämliche Verbot, wie der Jäger, und das Strohdach seiner Hütte war niedriger, als der Damm des Weihers. Den dumpfen Ton der Stampfen aber waren die Enten so gewohnt, wie der Müller das Klappern seines Mahlgangs, und da sie vor dem Damm den Schlot der Walk nicht sehen konnten, so schien ihnen der Rauch, der daraus emporstieg, von einem Hirtenfeuer in der Nähe ihres Wasserreviers zu kommen, was um so eher der Fall seyn konnte, maßen der Walker ein geiziger Mann war, der sein Besoldungsholz, das er als Teich-Aufscher hatte, verkaufte, und nur feuchtes Sammelholz brannte, wie die Hirtenbuben, wenn sie im Herbst Kartoffeln braten.

Bei dieser vollkommenen Sicherheit kamen denn auch auf dem Markgrafenweiher manche Dinge vor, welche auf andern Teichen nicht vorzukommen pflegen, z. E. die großen Kinderstuben, die sich die Entenmütter für ihre Bruten bauten.

Wollte nämlich eine Entenmutter für ihre zu erwartende junge Nachkommenschaft sorgen, so machte sie da, wo das Geröhrig am dicksten war, einen ziemlich langen Gang hinein, indem sie das Schilf und die Binsen zwei Spannen in die Breite abschlug und auch unter dem Wasser, so weit sie mit dem Schnabel reichen konnte, abhieb. Die Schlotten und Binsen aber, die rechts und links stehen blieben, zog und bog sie herab, so daß der ganze Gang mit einem geflochtenen Gewölbe bedeckt wurde. Am hinteren Ende desselben baute sie ebenso eine große Kammer mit einem geräumigen Seitenkabinet. In der Kammer wurden alle Wassergewächse bis auf die Wurzeln abgebissen, so daß man darin ungehindert herumschwimmen konnte. In dem Cabinet aber blieb das Schilfrohr bis eine Spanne hoch über dem Wasser stehen, so daß man eine dichte Unterlage von feinem Binsengras und darauf ein weiches und warmes Bett von Flaumfedern anbringen konnte.

In dieses Nebengemach legte die Entin eif oder dreizehn oder fünfzehn Eier, und blieb zwanzig Tage ruhig darauf sitzen. Am ein

und zwanzigsten fing sie an zu hórchen, und wenn die Busefi, so darin waren, anfangen an die Wand ihres Gefängnisses zu klopfen, schlug sie die Eier vorsichtig auf und ließ die Eingesperrten heraus.

In der ersten Viertelstunde wissen diese nicht recht, wie ihnen geschieht. Sie gähnen ein Mal über das andere Mal von dem langen Schlaf in den Eiern, und recken und strecken die Füße und Flügel, wie Passagiere Arm und Bein, nachdem sie die ganze Nacht über in einem Postwagen gegessen sind. Aber so wie sie den ersten Blick in den klaren Wasserspiegel der Kammer werfen und darinnen ihre Abbilder gewahr werden, meinen sie, noch mehr ihres Gleichen zu sehen, und werfen sich zu den vermeintlichen Gespielinnen kopfüber in das nasse Element. Haben sie aber dieses einmal erschmeckt, so gehen sie den ganzen Tag nicht mehr heraus. Denn auf dem Wasser schwimmen, wie ein federleichter Kork, untertauchen und aus der Tiefe kleine Schnecken- und Austernhäuser heraufholen, sich im Schiß verstecken und suchen lassen, sich bis an's Ende des dämmerigen Ganges wagen und einen verstohlenen Blick auf den endlosen Weiher hinauswerfen, das thun sie tausendmal lieber, als bei der Mutter in dem engen Cabinet sitzen und Verweise empfangen, wenn sie eine von den so zierlich und sauber geordneten Flaumfedern darin verrücken, oder eine der andern einen schweßerlichen Puff versezt.

Aber ihre Freude dauert höchstens acht Tage. Dann wird der Schwimmmeister gerufen, der große Gaubentaucher, und beginnt seine Lektionen, welche darin bestehen, daß er die Natur corrigirt und an seinen Schülerinnen dem Schöpfer zeigt, wie er die Entlein hätte schaffen müssen, wenn er wollte, daß man sie ohne Weiteres in gute und feine Gesellschaft einführen könne.

Der Stunden, die er in einer Familie gibt, sind zwar des Tags nur zwei, und die ließe sich das junge Volk gerne gefallen, besonders da der Herr Schwimmmeister manchen Stoff zum Richern und Zuwinen gibt, indem er an sich selber zeigt, wie man die Natur corrigiren müsse und wie weit er es darin gebracht hätte. Aber wo er aufhört, da fängt die Mutter an, und dann heißt es den ganzen Tag fort, bis die leichten Fledermische den Schnabel unter den Flügel stecken und einschlafen: „Die Füße auswärts!“ „Die Schultern zurück!“ „Den Kopf in die Höhe!“ „Mit den Schwänzen ruhig!“ und dergleichen mehr.

Doch dieß Alles sey nur beiläufig gesagt, und wir fahren nun in unserer Erzählung fort.

In eins von den Seitengemächern, in welche wir den freundlichen Leser einen Blick thun ließen, hatte eben eine Ente, die erst im leztvergangenen Frühlinge aus Zütlund auf den Markgrafenweißer gekommen war, ihr erstes Ei gelegt, als sie nahe hinter sich — denn sie hatte das Haus ihrer verstorbenen Base hart am Ufer geerbt — die wohlbekannte Stimme der Walkerin hörte.

Diese begleitete ihre alte Mutter, von der sie besucht worden war, und sagte, indem sie bei ihr noch eine kleine Weile auf dem Damme des Teiches stehen blieb: „Ja, das Fieber hat mich recht mitgenommen, es hält mir kein Rost mehr am Leibe. Doch wollte ich mich wieder erholen, wenn ich nur manchmal einen andern Bissen hätte, als sauer Kraut und schwarzes Brod.“

Die Alte seufzte schwer und sagte: „Haben denn deine Hennen noch nicht angefangen zu legen? Ein weichgesottenes Ei ist für den schwachen Magen gut. Da hast du einen Bagen für ein paar Semeln dazu.“

Die Tochter antwortete: „Ach Mutter, behaltet euer Legtes. Die Hennen legen wohl alle drei; aber die Eier nimmt Er aus und kauft sich damit in der Stadt seinen Rauchtobak. Aber macht Euch nur keine Sorge. Will's Gott, so kann Er es auch ohne Ei thun. Ich wollt! ich hätt' Euch nichts davon gesagt.“

Da pfiß der Müller unten in der Wall, und die zwei Weiber giengen eilig auseinander, die Tochter zur Linken über den Damm hinunter und die Mutter zur Rechten das Thal hinauf.

Der Enten aus Zütlund aber gieng die Rede des kranken Weibes zu Herzen und sprach bei sich selber: „Der abscheuliche Walker! der garstige Selbereffenmachtsfett! Es thäte schier noth, ich ließe das arme Weiß das Ei finden, welches ich schon gelegt habe, und etliche von denen, die ich noch legen werde.“

Mit diesen Worten that sie die Binsendecke über ihrem Gemach auseinander, und das große weiße Ei lag nun offen da und dazu noch ganz nahe am Ufer des Weißers. Man durfte nur einen Faumlöffel an ein Bohnenstänglein befestigen, so konnte man es bequem ausnehmen.

Der Müllerin aber war gerathen worden, täglich frische Brunnenkresse mit etwas Schweinfett zu essen, wenn sie kein Del dazu hätte, und so oft sie nun Morgens an die kleine Seitenquelle des Weißers gieng, sich den heilsamen Salat zu holen, lag wieder ein Ei, auf dem

alten Platz, und sie durfte nur ihren Pantoffel an einen Erleasta, der dort lag, mit ihrem Strumpfband binden und es ausnehmen.

Die Entin aus Jütland wollte schon mit dem zwölften Ei aufhören für die Wallerin zu legen und war auch nachher oft im Begriff, ihr Nest wieder unter einer dichten Decke von Schilf und Binzen zu verbergen; aber so oft sie des kranken Weibes ansichtig wurde, bereute sie ihr Vorhaben und legte für sie fort, so lange sie konnte.

Bald darauf kam das Kleinkinderfest, welches jährlich an Johanni auf dem Markgrafen-Weiber gefeiert wurde.

An diesem Tage nämlich, an welchem die Raubvögel fasten, pflegten die Entennütter ihre Zungen weit hinauf nach einem tiefen Theil des Teichs zu führen, der von Geröhrig ganz frei war und von ihnen wegen der vielen Meerlinsen, die dort wachsen, die Johanniwiese genannt wurde.

Jung und Alt, Kinder und Nütter freuten sich wunderbarer Weise schon lange vorher auf diese Festtage, und doch war noch keiner derselben weder angebrochen noch vorübergegangen, ohne viel Aerger und Verdruß mitzubringen und zu hinterlassen.

Denn sobald der Tag graute, weckten die Nütter ihre kleinen Töchter und stengen an jede Feder, die diese am Leibe hatten, zu mustern und zurecht zu richten, und wenn sie im Schweiß ihres Angesichts damit fertig geworden, so war ihnen an den Bälgen doch nichts recht und schön genug, sondern es hieß: „Seelise, stehst du nicht da, wie eine Kuh!“ und „Schilferia, sitzt nicht der Schoppe auf deinem Kopf, wie der Hut auf einem betrunkenen Bauern!“ und „Perlina, dummes Ding, steht dir nicht immer der Schnabel auf, wie einem abgestandenen Fisch!“ und was sonst noch Nütter vernehmen lassen, wenn sie einmal über ihre Töchter ärgerlich geworden sind. Die Mägdelein aber durften sich, nachdem sie einmal in Ordnung gebracht waren, nicht mehr verrühren, sondern mußten oft über eine Stunde lang auf dem Wasser in der Kammer ruhig liegen, wie Schiffe in einer holländischen Docke, bis der Tanzmeister kam, sie abzuholen, und endlich zum Abmarsch geblasen wurde.

Draußen auf der Wiese gieng es nicht besser. Denn jede der Entennütter hielt ihre Töchterlein für die schönsten und geschmackvollst geschmückten, und ärgerte sich übr die andern insgesammt, weil sie ihnen anzusehen glaubte, daß sie von ihrer Nachkommenschaft dasselbe meinten.

Auf der Stelle aber konnten sie schicklicher Weise ihren Aerger

nicht auslassen und darum blieben sie geladen, bis sie heimkamen und schon auf der Hausschwelle anfiengen: „Aber nein, Erlene, hast du dich nicht zu dem vierten Schwingtanz gestellt, wie ein Trampeltier? Ich hätte dir den Kragen unter das Wasser halten mögen. — Und du, Kressilde, hast dich zu deinem Solo aus der Oper angeschickt, wie der Eselin ihr laßbares Füllen zum Lautenschlagen. Wenn man sich mit Euch halb zu todt geplagt hat, so erlebt man doch keine Freude an Euch. Die Andern haben's zwar noch schlechter gemacht, als Ihr, hundertmal schlechter, aber —“

Nun bei dem Johannisfest, welches zunächst auf die Begebenheit zwischen der Jütländerin und der franken Ballerin folgte, konnten die Entenmütter ihre Galle schon auf der Wiese etwas erleichtern.

Denn alle warteten begierig darauf, mit was für Kindern diese aus Jütland Eingewanderte, mit der sie noch in kein engeres und näheres Verhältniß getreten waren, erscheinen würde. Und als nun ein dickes Karpfenweib, das am Morgen an der Wohnung der Fremden gehorcht hatte, aus sagte, dieselbe hätte gar keine Kinder, steckten sie sogleich die Köpfe zusammen, um sich über diesen ungewöhnlichen Fall satfam auszusprechen.

Die Eine aber vermuthete, die Jütländerin wäre gar schläferig, und da konnte es leicht sein, daß sie den Augenblick verschief, wo die Zungen anfiengen in den Eiern zu klopfen, und daß die armen Thierlein ersticken mußten, ehe ihre Mutter daran dachte, ihnen aufzuthun. — Die Andere aber wollte ganz gewiß wissen, die aus Jütland sey nicht schläferiger, sondern gefräßiger Natur und habe ihre eigenen Eier gefressen, wie es denn auch unter den Hennen welche geben soll, die dasselbe thäten. — Und eine Dritte äußerte, sie wünsche nicht, daß man es ihr nachsage, aber sie hätte es aus der sichersten Quelle, daß die Bewußte zu faul wäre, Kinder aufzuziehen und daher die ihrigen immer umbringe, so bald sie aus den Eiern kämen; weßhalb sie auch nie länger, als ein Jahr auf einem und demselben Teiche zu verbleiben pflege.

Das Karpfenweib aber begab sich noch denselben Abend in die Behausung der Jütländerin und sagte ihr haarklein wieder, was man über sie auf der Johanniswiese gesagt hätte.

Darüber entsezte sich die Ente so, daß sie bald darauf den Markgrafen-Weiher verließ und hingieng, um einen andern Teich zu suchen, wo es nicht so arge Herzen und so böse Mäuler gebe.

Ob es ihr gelungen sei, das wissen wir nicht, aber das wissen wir, daß die Markgräfin und die Balkmüllerin bald darauf starben, und daß vom Himmel ein großer Wolkenbruch kam, der den Damm des Markgrafen-Weiher's zerriß und so dem harten Wasser wie den bößmauligen Enten ihr Wasser auf immer verschüttete. Denn der Damm wurde nicht wieder hergestellt und der Grund und Boden des Weiher's an die Bauern der Umgegend zu Wiesen und Aekern verkauft.

Das Abentheuer zur See.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Von Friedrich Hoffmann.

1.

Die Stille.

Das Schiff schwimmt auf den Bogen
Stolz, wie ein weißer Schwan;
Die vollen Segel treiben
Es fort auf seiner Bahn;
Delphine lustig spielen
Um seinen Spiegel hin,
Doraden plätschern, springen
Am Kiel mit leichtem Sinn,
Sie schwingen auf den Klossen
Sich fest aus feuchter Gruft
Und schießen schnell, gleich Pfeilen,
Im Bogen durch die Luft.

Der Steuermann am Ruder
Nickt wohl ein wenig ein;
Was mag an der Rambüse
Dem Koch begegnet sein?

Er hat sein Haupt geneiget,
Schläft stehend an der Wand,
Die Gluth des Tages malt sich
Auf seiner schlaffen Hand;
Und dort die Wack' am Spiegel, — —
Träumt sie auch süßen Traum?
O heil'ge Meeresstille!
Man hört ein Plätschern kaum.

Es stirbt des Windes Odem,
Es stirbt der letzte Hauch;
Die Segel sinken nieder,
Die schlaffen keinen auch;
Und langsam, — immer leiser
Das Schiff sich hinbewegt; —
Nun steht's; — auch nicht ein Plätschern
Sich an dem Riele regt.

Da taucht aus der Kajüte
Ein Lockenkopf empor.
Was ist's? ob unser Schiff wohl
Den rechten Weg verlor?

Da springt ein fester Knabe
Von rechter Seemannsart
Hin zu dem Steuerruder
Und zupft den Rann am Bart.

„Die Segel schlafen, Alter! —
Das Schiff, still wie ein Grab!
Und dir auch sank das Haupt fast
Bis zu der Gruft hinab!“

„Weißt nicht? sie geht von selber,
Die Rute Britannia; —
Nun wehre deiner Zunge,
Schau jene Wolke da!“

„Ich sag's dir fester Junge,
Geh' noch die Sonne geht,

Ein ungeheures Wetter
Ob unsern Häuptern steht!""

2.

Der Sturm.

Der Kapitain gerufen,
Aus der Kajüte tritt;
Durchmißt das Deck mit schwerem
Mit langsam schwerem Schritt.
Die rauhe Stimme schallet
Sie klingt wie Donnerton,
Und auf den schlanken Masten
Regt jeder Arm sich schon.
Was Vorsicht nur gebietet,
Was Kunst, Erfahrung will,
Vollzieh'n nach Einem Willen
Die andern Alle still.

Noch lagert bange Schwüle
Auf Meer und auf dem Schiff,
Nur in der Ferne kräuselt
Sich weißer Schaum am Riff!
Da plötzlich dröhnt und braust es,
In Stößen rollt die Bö, *)
Sie drückt das Schiff zur Seite,
Die Fluth schäumt in die Höh';

Und abermals und wieder
Rollt's her in Stoß und Stoß;
„Steht fest!“ der Ruf erschallet,
„Die ganze Höll' ist los!“

Und wieder faust und braust es,
Die Bogen rollen schwer,
Wie mächt'ge Berge stürzen
Sie über's Schiff daher;

*) Ein kurz anhaltender Windstoß.

Sie wälzen in die Wirbel
Was Leben hat, hinab,
Der letzte Schrei verhallt
Im schauerlichen Grab.

Der Kapitain nur ringet
Kühn mit dem Bogenbrang,
Das Rettungsboot zu lösen
Dem starken Arm gelang;
Schon faßt er's mit den Händen,
Schon denkt er sich am Bord,
Da reißt ihn eine Woge
In Schaum und Wirbel fort.

Er sinkt; das Boot schießt vorwärts,
Ein Pfeil — durch das Gebraus
Und immer neue Stöße
Und nichts als Tod und Graus!

Das Schiff dreht sich im Wirbel
Fast liegt der Kiel zu Tag';
Durch alle Gaten *) brausend
Die Fluth sich Bahnen brach;
Noch einmal donnert mächtig
In Stoß und Stoß die Bö,
Dann wird es still; doch brauset
Und zischet noch die See.

Der letzte Stoß — o Wunder!
Hebt hoch das Brack empor;
Der Spiegel, die Kajüte
Schau'n aus der Fluth hervor;
Doch nur wie Stern und Auge,
Der Leib liegt tief im Meer,
Und drinnen schwimmen Leichen
Graunvoll entstellt, umher.

Ach, regt sich nirgends Leben
In diesem wüsten Haus? — — —

*) Oeffnungen.

Horch, aus der Tiefe dringet
Ein schwacher Ton heraus;
Dann öffnet die Kajüte
Vorsichtig eine Hand,
Ein lock'ges Haupt erscheint
Dicht an des Spiegels Rand;
Eh, rüstig springt der Knabe
Heraus an's gold'ne Licht,
Und Mutter, Schwestern folgen
Mit bleichem Angesicht.

„Gottlob, wir sind gerettet!
Still steht das arme Schiff;
Die Bö hat uns geschleudert
An's scharfe Felsenriff.“

„„Gottlob! doch naht die Sonne
Sich ihrem Untergang,
Wird uns nicht noch erreichen
Der wilden Bogen Drang?““

„Getroßt, der jezt geholfen,
O liebes Rütterlein,
Der wird auch weiter helfen
Laß guten Muth's uns sein!“

„„Doch wie? nicht Brod noch Wasser
Lieg uns die wilde Fluth!
Glückselig, wer da unten,
Im feuchten Schooße ruht!““

„Gott kann uns Engel senden,“
Spricht's kleine Schwesterlein;
„O Mutter laß uns hoffen,
Laß guten Muth's uns sein!“

3.

Auf dem Wraoh.

Es hat sich die Kajüte
Mit salz'ger Fluth gefüllt;

Den kleinen Raum dort oben
Die tiefe Nacht umhüllt.
Das Meer ist still und eben,
Berauscht ist seine Wuth;
Ein schwacher Schimmer breitet
Sich über seine Fluth.

Auf schmalen Bänken schlummern
Die Mutter und ihr Kind;
Fernand, der Anabe wachet, —
Die Nacht ist lau und lind.
Kein Schlaf tritt in sein Auge,
Sein reger Geist ist wach;
Zum Manne fast erstarkt' er
An diesem Einen Tag.

Wie ihnen Hülfe bringen? —
Ihr schlaft so sanft und süß,
Und träumet euch zum Vater,
Träumt euch in's Paradies.
O Vater, dort im Lande
Der grünen freien Höh'n,
Der Du die Deinen riefest,
Birst Du uns wiedersehn?

Dein Auge schaut vergebens
Nach unserm Segel aus,
Umsonst hast Du geschmückt
Das weinumrankte Haus.

Doch Ruth, — nur Ruth! der Kühne
Verzagt nicht in der Noth! — —
Könn' ich nur Dich erblicken,
Dich liebes, schlankes Boot!
Wohin bist Du getrieben?
Wohin riß Dich die Fluth?
O zeigt mir's güt'ge Engel,
Und stärke mir den Ruth!

Er spähet und spähet wieder,
Sein Blick durchdringt die Nacht:
Er wacht noch, als am Morgen
Erbleicht der Sterne Pracht.

Umsonst, es zeigt sich nimmer
Dem Blick das Rettungsboot;
Und höher stieg das Fluthen
Stieg die Gefahr und Noth.

Beim ersten Strahl der Frühe
Die Mutter ist erwacht,
Sie blickt auf Schiff und Bogen
Und auf der Sonne Pracht;

Der Kummer tritt ihr nahe, —
Doch weht der Hauch des Herrn
Ihr Hoffnung in die Seele, —
Ist auch Erfüllung fern.

Kein Segel auf dem Meere,
So weit das Auge reicht;
Das Schiff sinkt langsam tiefer,
Die Fluth im Raume steigt.

Das Töchterlein, die Hände
Gefalten in dem Schooß,
Sitzt still und trägt geduldig
Ihr schmerzreiches Loos;
Als höher steigt die Sonne
Und senkrecht fällt ihr Strahl,
Fühlt sie des Hungers Marter,
Fühlt sie des Durstes Qual;
Doch hört man keine Klage,
Und keine Thräne rinnt;
In seinem Gott ergeben
Sitzt da das theure Kind.

Will Rettung nicht erscheinen?
Zu End' der Tag sich neigt.
Kein Segel auf dem Meere,

So weit das Auge reicht;
Das Schiff sinkt tiefer, tiefer,
Die Fluth im Raume steigt.

„Hurrah! das Boot! da drüben,
Am Riffe liegt das Boot!
Seht ihr's, die Abendröthe
Färbt's eben purpurroth!“

Und Kind und Mutter sehen
Das Boot im Abend glühn
Und neuer Hoffnung Rosen
Auf ihren Wangen blühn.

„Gottlob! vielleicht ist Rettung
Noch in dem schwachen Rahn —
Vielleicht durch Meeres Fluthen
Bricht unser Gott uns Bahn!“

„„Doch wer führt durch die Brandung
Zu uns das Rettungsboot?““
Ach, Hoffnung flieht von dannen,
Und wieder kehrt die Noth! —

„O Mutter, sahst Du nimmer
Mich schwimmen durch die Fluth?
Ich will's mit Gott gewinnen,
Ich habe Kraft und Muth!“

„„Mein Sohn gemeinsam sterben
Läß uns nach Gottes Rath!
Ich stürbe tausend Tode,
Gingst Du allein den Pfad, —
Den dunkeln Pfad des Todes
Vor meinen Augen hier, —
Ich stürbe tausend Tode, —
Mein Sohn, gehorche mir!““

(Schluß folgt.)

Blanca von Castilien und ihr Sohn Ludwig IX.

Von D l a n d.

Als Blanca, Tochter Königs Alphons von Castilien, den französischen Boden betrat, um dem Thronerben, nachherigem Ludwig VIII., angetraut zu werden, hatte sie kaum das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt. Ihre Schönheit und Anmuth gewannen ihr sogleich die volle Liebe ihres beinahe eben so jugendlichen Gatten; aber schon in den ersten Jahren ihrer Ehe machten sich auch ihre innern Vorzüge geltend, und man erzählte sich am Hofe so wie im ganzen Lande, daß der thatkräftige, damals auf dem Gipfel der Macht stehende König Philipp August sich in schwierigen Fällen gern mit seiner reizenden Schwiegertochter berieth. Im heitern Frankreich war anfänglich an Blanca die stolze castilianische Zurückhaltung aufgefallen; die Prinzessin selbst mit ihrem klaren Verstande bemerkte bald, daß diejenige Sitte, welche man ihr von Jugend auf als einer Herrscherin geziemend angerühmt hatte, für ihre neuen Verhältnisse nicht mehr paßte, und sie bemühte sich eifrig, sich die leichtern französischen Formen anzueignen, was ihr auch in solcher Vollkommenheit gelang, daß fortan ihre Grazie und Lebenseligkeit eben so hoch als ihre Schönheit gepriesen wurden.

Heinrich VIII. war kein unwürdiger Sohn seines in der französischen Geschichte berühmten Vaters. Nach dem Tode des Letztern erschien König Heinrich III. von England nicht bei der Krönung des neuen Monarchen, wie es ihm doch als französischen Vasallen geziemt hätte; im Gegentheil ließ er durch seinen Gesandten die ungestüme Forderung stellen, ihm unverzüglich die Normandie wieder herauszugeben. Der Gemahl Blanca's, keinen Augenblick unschlüssig, vereinigte alsobald ein zahlreiches Heer, und griff mit diesem die Engländer in ihren französischen Provinzen an. Er ging seinen Truppen mit einem Muthe voran, welcher ihm den Namen des Löwen erwarb, lieferte den Feinden mehrere glückliche Treffen, und drängte sie von einer Stadt sowie von einer Provinz zur andern. Es wäre dem Könige mit

seinen durch Erfolge gekühlten Truppen ein Leichtes gewesen, die Engländer vollends aus Frankreich zu vertreiben; da kam ihm eine Botschaft des Papstes zu, welche ihn mitten aus seinen Siegen heraus zum Rückzug bewog.

Die Zunahme der Sekte der Albigenser in Südfrankreich, die erste, welche die Unfehlbarkeit des Papstes bestritt, und freie Forschung in der Bibel jedem Christen zuerkannte, fing an die Kirche auf das Ernstlichste zu beunruhigen. Als die Stütze derselben wurde Raymond, Graf von Toulouse, angesehen, und, obschon der letztere in seinen Erklärungen gegen den Papst eben so redlich als offen, auch der katholischen Kirche ergeben sich zeigte, so genügte dieß doch der argwöhnischen Geistlichkeit nicht, vielmehr wollte sie an ihm mit Hülfe des kriegskundigen französischen Königs ein warnendes Beispiel aufstellen. In dem Briefe des Papstes an Ludwig VIII. wurde ihm die Bestrafung des als Ketzer erklärten Grafen zur Pflicht und Glaubenssache gemacht. Ludwig war muthig und tapfer, aber sonst ein Mann von nicht gerade starkem Charakter; sey es, daß er sich fürchtete, dem Papst offen entgegen zu treten, sey es, daß er selbst die Sache des Katholizismus aus Glaubenseifer zu der seinigen machte, genug, er kehrte auf dem mit Glück betretenen Wege um, und wendete sich, von dem päpstlichen Legaten begleitet, mit seinem mächtigen Heere gegen Avignon, welche Stadt längst als der Heerd des Ketzerthums verdächtig war. Obgleich Raymond bis zuletzt das Seinige redlich that, den Frieden aufrecht zu erhalten, so hatte er doch in aller Stille die klügsten Anstalten zur Vertheidigung getroffen. Avignon hielt das große französische Heer drei Monate lang auf, und als die Stadt endlich der Uebermacht weichen mußte, hatten die Belagerer beinahe eben so viel als die Belagerten gelitten. Zwar rückte nun der König schnell in Languedoc vor, und unterwarf sich das Land bis auf vier Meilen von Toulouse, aber Krankheiten aller Art rissen im Heere ein und rieben es zum größten Theile auf. Da die Jahreszeit sich zu der Belagerung von Toulouse nicht mehr eignete, eilte Ludwig zu Blanca zurück, welche mit ihren Kindern in Paris verblieben war. Unterwegs jedoch wurde auch er von der herrschenden Seuche ergriffen, und starb auf dem Schlosse Montpensier in der Auvergne eines jähen und unerwarteten Todes.

Blanca, obgleich die Wittve eines mächtigen Königs, kam durch das Hinscheiden ihres Gemahls in nicht geringere Noth und Bedrängniß

als die Frau aus dem Volke, welche mit dem Gatten die Stütze und den Ernährer ihrer Familie verliert. Von elf Kindern hatte sie sechs zu Grab geleitet, und das älteste der Uebriggebliebenen war ein Knabe von kaum zwölf Jahren. Es war ihr nicht unbekannt, daß die mächtigen Vasallen ihre und des Thronerben hülflose Lage alsbald zu ihrem Vortheil ausbeuten würden. Schnell entschlossen versammelte sie daher ein Heer und zog an der Spitze desselben in Rheims ein, woselbst sie ihren Sohn als Ludwig IX. im Jahr 1226 zum König krönen ließ. Kaum drei Jahre waren verflossen, seitdem diese Stadt bei Gelegenheit der Krönung des verstorbenen Königs und seiner Gemahlin unter dem Jubel der Barone und des Volkes prächtige Feste gefeiert hatte. Nun erklärte sich Blanca zur Vormünderin und Regentin, noch ehe die überraschten Fürsten Zeit gewannen, durch Thaten und Worte gegen diesen eigenmächtigen Schritt der erstern zu protestiren. Für die Königin aber mehrten sich die Verlegenheiten zusehends, im gleichen Maße jedoch wuchs auch ihr Muth und ihre Geistesgegenwart. Umgeben von so viel streitenden Interessen, erwählte Blanca einen Fremden, den Cardinal Roman Bonaventura, zu ihrem Vertrauten und Rathgeber, und bewies dadurch, daß sie in Beurtheilung der Menschen einen seltenen Scharfblick besaß. Um so mehr aber glaubten die Fürsten Ursache zur Empörung zu haben. „Wir wollen nicht von einer Frau und einem fremden Minister regiert werden“, — war ihr Feldgeschrei. Mit dem Herzog von Bretagne an der Spitze, schlossen sie ein Bündniß zu gegenseitigem Schuß und Truß, und entwarfen eine Urkunde, worin alle ihre Forderungen aufgezeichnet waren, welche Blanca unverzüglich bewilligen sollte. Die Regentin zeigte sich zur Nachgiebigkeit bereit und gewährte Alles, was der königlichen Obergewalt keinen Nachtheil brachte. Um den Unterhandlungen jedoch mehr Nachdruck zu geben, entbot sie das Heer und führte mit diesem so schnelle und wohlberechnete Bewegungen aus, daß die Verschworenen nirgends Stand halten konnten. So sehr vergaß sie über den großen Zweck, welche sie für ihr Kind so wie für das ihr anvertraute Land zu erreichen trachtete, jede weibliche Sorge für sich selbst, daß sie mitten im strengen Winter unter Entbehrungen jeder Art einer Belagerung in Person anwohnte. Als die Verbündeten sahen, daß sie mit Gewalt gegen die entschlossene Königin Nichts ausrichteten, verschmähten sie es nicht, zur List zu greifen. Eines Tages reiste Blanca mit ihrem Sohne von Orleans nach der Hauptstadt. Unterwegs wurden die Reisenden von einem Heerhaufen

der Fürsten überfallen, welche sich des Kindes Ludwig bemächtigen wollten, um an ihm ein für ihre Pläne gefügiges Werkzeug zu erhalten. Das kleine Gefolge Blanca's wehrte sich mit Heldenmuth gegen die Uebermacht, und es gelang ihm, sich mit seinem königlichen Schützling in den festen Thurm von Monthéri zu werfen. Als die Pariser von der Gefahr hörten, in welcher sich ihr künftiger Herrscher befand, zogen sie in großer Anzahl zu seiner Befreiung aus, und führten ihn im Triumph nach der Hauptstadt.

In den Streitigkeiten mit den Vasallen leistete der Königin Thibaut, Graf von Champagne, große Dienste; aus Ergebenheit für sie suchte er das Vertrauen seiner Standesgenossen zu gewinnen, jedoch allein in der Absicht, der von ihm aufs Mitterlichste verehrten Königin die Pläne der Verschworenen zu enthüllen. Als letztere die unzweideutigsten Beweise von seinem falschen Spiel in Händen hatten, zogen sie vereint gegen ihn. Aus dieser großen Gefahr rettete ihn Blanca, indem sie mit Schnelligkeit ihm zu Hülfe eilte, und die Feinde zerstreute. Von dem guten Rechte begleitet, vom Glücke unterstützt, besetzte nun Blanca immer mehr und mehr den vorher wankenden Thron. Sogar als Thibaut bald nachher auf seine geleisteten Dienste pochte, und Ansprüche geltend machte, welche der Regentin mit der Ergebenheit eines Vasallen unvereinbar schienen, wendete sie auch gegen ihn den ganzen Ernst ihrer königlichen Macht, und bewog ihn in Begleitung des von ihr gedemüthigten Grafen von Bretagne einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen. Thibaut, ganz im Geiste jenes Zeitalters, obgleich Blanca einen Theil seines Erbes dem französischen Königreich einverleibt hatte, beklagte sich nicht über die Demüthigung, welche seinem fürstlichen Hause widerfahren war, wohl aber darüber, daß die schönen Augen seiner verehrten Herrin fortan in Ungnade auf ihm ruhten.

Nachdem somit durch Blanca das Nöthigste zur Wiederherstellung der Ruhe im Königreich geschehen war — auch den Krieg mit den Albigenfern beendigte sie unter den für Frankreich vortheilhaftesten Bedingungen, — widmete sie sich mit großer Pflichttreue der Verwaltung des Landes. Was ihr jedoch für immer einen ehrenvollen Platz unter den segnetsten Frauen aller Zeiten sichert, ist vor allen Dingen die Erziehung ihres Sohnes Ludwig zu einem pflichtgetreuen König und zu einem wahrhaften Christen. Sie war unablässig bemüht, durch ausgezeichnete Lehrer alle jene Anlagen in ihm zur schönsten Entwicklung zu bringen, welche einst den künftigen Herrscher zieren könnten, dabei

aber versäumte sie die Hauptsache nicht, sein Herz zu einem würdigen Tempel Gottes zu bilden und ihm eine ungeheuchelte Demuth einzufloßen. Täglich wiederholte ihm die zärtliche Mutter: „Mein Sohn, ob schon du auf Erden meine höchste Freude bist, so würde ich doch vorziehen, dich gestorben zu wissen, als lebend mit einer groben Verfündigung gegen deinen himmlischen Herrn und gegen deine Nebenmenschen auf dem Gewissen.“ —

An der Regierung selbst mußte Ludwig frühzeitig den thätigsten Antheil nehmen, und so gut geleitet hatte Blanca die Erziehung ihres Sohnes, daß, als derselbe mit einundzwanzig Jahren mündig erklärt wurde, er sogleich mit starker Hand die Zügel faßte, und nicht wie ein junger Prinz, sondern wie ein in den Geschäften ergrauter König regierte. Damals war ganz Europa durch den Hader des Papstes Gregor IX. mit dem zweiten Friedrich erschüttert. Ludwig erbot sich mehrere Male zum Vermittler in dem heftigen Streit; wenn auch die von Leidenschaft verblendeten Gegner seiner warnenden Stimme nicht achteten, so gaben ihm doch Beide unzweifelhafte Beweise ihres Vertrauens. Wie unparteiisch und vorurtheilsfrei Ludwig dachte, beweist folgender Umstand: Der Papst ließ in allen Ländern der Christenheit Steuern erheben, dazu bestimmt, ihm die Mittel zur Fortsetzung des Krieges gegen den deutschen Kaiser in die Hand zu geben. Ludwig ließ diese Steuern nicht verabsolgen, und wies in sehr ernster und fester Sprache den Papst in die Schranken zurück, ihm bedeutend, daß er ihn stets als sein geistliches, aber nie als sein weltliches Oberhaupt anerkennen wolle. Und dies war derselbe Ludwig, welcher kaum vorher mit großen Summen sich von den Venetianern die Dornenkrone des Heilandes erworben, derselben bis Sens entgegenritt, vom Vincenner Balde an sie mit eignen Händen, Haupt und Füße entblößt, vor allem Volk bis in die Notre-Dame-Kirche zu Paris trug, ja von dort noch weiter bis in die Kapelle, welche er für die ihm so theure Reliquie eigens erbauen ließ.

Aus Grundsatz und Neigung war Ludwig ein abgeflagter Feind des Luxus, daher kam es, daß bei seiner weisen Verwaltung in seiner eigenen so wie in der Staatskasse stets Ueberfluß an Geld war. In dessen hielt er im Jahr 1241 Hof in Saumur, und hier, da es ihm zur Verherrlichung des königlichen Ansehens nöthig dünkte, wurde so viel Pracht entfaltet, daß die Chronikenschreiber der damaligen Zeit nicht genug davon erzählen können. Seinen Bruder Alphons schlug

Ludwig dort zum Ritter, befehnte ihn mit mehreren Grafschaften und ließ ihm von seinen Vasallen den Huldigungsseid leisten. Der Graf von Marche widersetzte sich diesem Ansinnen und zeigte sich, gestützt auf den englischen König, überhaupt schwierig gegen seinen Lehnsherrn. Ludwig führte den Krieg gegen diesen widerspenstigen Vasallen zu einem schnellen und glücklichen Ende. Als der Graf sich darauf vor dem König demüthigte, gab dieser ein seltenes Beispiel von Mäßigung. Er vergieh dem ersten vollkommen in den versöhnlichsten Worten, ob schon ihm nicht unbekannt war, daß die Gemahlin des Grafen sogar einen Vergiftungsversuch gegen ihn auszuführen gewagt hatte. Diese Milde nach so glänzendem Sieg gewann ihm die Herzen aller seiner Vasallen; fortan hörte, so lange er lebte, jeder Widerstand von ihrer Seite gegen die Krone auf; ja, wenn die Fürsten unter einander hadernten, war es gewöhnlich der König, welchen sie zum Schiedsrichter erwählten. Auch England sah sich zu derselben Zeit in der Lage, einen Waffenstillstand nachzusuchen, welchen ihm Ludwig gegen die Entlohnung einer sehr beträchtlichen Summe gewährte.

Indessen hatten die Kriege, verbunden mit den größten körperlichen Anstrengungen, sehr nachtheilig auf die Gesundheit des Königs gewirkt. Schon während des Feldzugs war er von einer vorübergehenden Krankheit überfallen worden, aber im Jahr 1244 erkrankte er aufs Neue und zwar so bedeutend, daß seine Unterthanen und seine Familie ihn für verloren gaben. An seinem Bette kniete weinend Blanca neben seiner jungen reizenden Gemahlin, Margaretha von Provence, und lauschte ängstlich seinen schweren Athemzügen, welche die Vorboten des Todes schienen. Im Lande aber wurden in allen Kirchen Messen gelesen, und das Volk scharte sich um die Altäre, für seinen geliebten König betend. Da plötzlich, wie aus einem schweren Traum erwachend, rief der König aus: „Durch die Gnade des Herrn hat sich das Licht aus Osten über mich ergossen und mich vom Rand des Grabes zurückgerufen.“ — Sogleich mußte man ihm das Kreuz darbringen, und mit tiefgerührter Stimme schwur der König, sobald er gesund wäre, nach dem Orient zu ziehen und das Grab des Heilandes aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien.

Umsonst bemühte sich Blanca ihren Sohn, nachdem er wirklich genesen war, von seinem Vorhaben abzubringen; die kluge Frau erkannte, daß dem Könige mehr Ruhm und seinem Volke mehr Heil erblicßen würde, wenn er sich ganz seinen Regentenspflichten widmen

wollte, anstatt im fernen Morgenland einem zweifelhaften Erfolg nachzustreben. Ihre Vorstellungen jedoch waren alle vergebens, obgleich sie selbst die Geistlichkeit mit dem Erzbischofe von Paris an der Spitze auf ihre Seite zu bringen wußte. Sogar Margarethens, seiner vielgeliebten Gattin Thränen und Bitten vermochten an dem festen Entschlusse des Königs Nichts zu ändern. „Ich habe nicht den Menschen sondern Gott geschworen,“ war seine Antwort.

Im Jahr 1248 schiffte sich Ludwig in Aignes-Mortes, begleitet von seiner Gemahlin, seinen drei Brüdern und beinahe der ganzen Blüthe des französischen Adels nach dem Orient ein, nachdem er zuvor seine Mutter Blanca mit der Regentschaft betraut, und überhaupt eine rührende Sorgfalt beurkundet hatte, so viel es ihm möglich war, vor seiner Abreise alle Klagen seines Volkes zu stillen, und alle Noth desselben zu lindern. Blanca, welche ahnen mochte, wie das kühne Unternehmen ihres Sohnes diesem nur Ungemach bringen könne, fiel, nachdem sie ihm das letzte Lebewohl unter heißen Thränen zugewinkt hatte, in eine tiefe Ohnmacht, aus welcher sie erst erwachte, als die Schiffe die Anker längst gelichtet hatten.

Mit eben so viel Klugheit als Festigkeit regierte Blanca in Abwesenheit des Königs und wußte mit weiser Sparsamkeit, ohne dem Volke neue lästige Steuern aufzulegen, Mittel genug zu erübrigen, um Ludwig auf seinem abentheuerlichen Zug stets hinlänglich mit Geld zu versehen. Der König beschloß, den Sultan von Aegypten, welcher damals über Palästina herrschte, zuerst in seinem eigenen Lande anzugreifen. Zu diesem Zwecke ging die französische Flotte bei Damiette vor Anker, und Ludwig stieg, voll frommen Eifers, der Erste im Angesicht der Sarazenen ans Land, und bemächtigte sich der Stadt. — Von hier aus versuchte das französische Heer weiter vorzudringen; zwei Mal ging es über den Nil, und zwei Mal erfocht es glänzende Siege. Ludwig selbst schlug sich in der Schlacht von Masure wie ein Löwe. In derselben fiel der Graf von Artois, Bruder des Königs, ein Opfer seiner Kühnheit, indem er sich zu weit in die feindlichen Reihen wagte. Eine Hungersnoth und im Gefolge derselben einreißende Seuchen bewogen endlich den König, an den Rückzug nach Damiette zu denken. Doch ehe er die Stadt erreichen konnte, wurde er von den Sarazenen überfallen, welche in den Reihen des durch Krankheit geschwächten französischen Heers ein fürchterliches Blutbad anrichteten. Der König selbst wurde gefangen. Im Unglück bewährt sich der Christ. Ludwig,

in der Gewalt seiner grimmigen Feinde, stößte selbst diesen durch seinen im größten Ungemach nie gebeugten Muth Achtung und Bewunderung ein. Sie verlangten für seine Person ein ungeheures Lösegeld. „Ein König von Frankreich,“ antwortete er ihnen, „erkauft sich niemals mit Gold“ — Indessen bot er für seine mitgefangenen Untertbanen eine große Summe an, und machte sich anheischig, Damiette auszuliefern, sobald er selbst der Freiheit zurückgegeben sey. Der Sultan ging auf diesen Antrag ein.

Von dem kleinen übriggebliebenen Häuflein der Franzosen war die Stadt Damiette nur mit Noth und mit vieler Drangsal behauptet worden. Es war Margarethens, der schönen und sanften Königin Verdienst, den Eifer der Ritter, welche die Besatzung bildeten, stets aufs Neue zu beleben. Zwei Tage nach dem letzten unglücklichen Treffen ihres Gemahls genas sie eines Sohnes, welchem sie, da er unter so traurigen Umständen das Licht erblickte, in der heiligen Taufe den Namen Trifan gab. Schwach und krank lag sie zu Bett, als eine Unglückskunde über die andere sie erreichte, und ihre Umgebung nichts Anderes erwartete, als jeden Augenblick die Ungläubigen in die Stadt selbst siegreich eindringen zu sehen. Da versammelte sie die Ritter alle in ihr Krankenzimmer, und mit rührenden und eindringlichen Worten stellte sie ihnen vor, wie ihre große Noth durch Muthlosigkeit nur noch verschlimmert werden könne, wie aber im festen Entschluß, sich bis zum Aeußersten zu vertheidigen, allein einige Möglichkeit der Rettung liege. Darauf schworen die kaum vorher noch so leinlauten Ritter mit Begeisterung, ihre Pflicht zu thun bis zum letzten Augenblick. — Margaretha ließ nun den ältesten der Ritter, welcher das achtzigste Lebensjahr bereits zurückgelegt hatte, an ihr Bett treten, bestellte ihn zu ihrem Wächter, und befahl ihm, wenn die Ungläubigen sich der Stadt und des Schlosses wirklich bemächtigen sollten, nicht zu dulden, daß sie selbst, seine Königin, in ihre Gewalt geriethen, sondern sie vorher entschlossen vom Leben zum Tode zu bringen. „Hohe Frau,“ antwortete ihr der Alte, noch ehe Ihr mir solchen Auftrag gabt, hatte ich denselben Entschluß gefaßt, und ich schwöre Euch auf meine Ehre, ihn auszuführen.“ —

Gott wollte der schönen und liebenswerthen Margaretha solch trauriges Ende ersparen; die Ritter hielten standhaft die Stadt, und die Königin erlebte die Freude, daselbst ihren Herrn und Gemahl frei und gesund empfangen zu dürfen. Ludwig wollte anfänglich sogleich

nach Frankreich zurückkehren, da in dem Vertrag mit dem Sultan auch ein Waffenstillstand von etlichen Jahren bedungen war, allein es stellte sich bald heraus, daß von Seite der Ungläubigen die Bedingungen desselben schlecht genug gehalten waren. Die meisten der gefangenen Franzosen, für welche Ludwig ein so theures Lösegeld bezahlte, waren nicht mehr am Leben, vielmehr hatten sie unter grausamen Martern ihren Athem ausgehaucht, weil sie die Religion des Kreuzes nicht verlängern wollten, wie es ihnen im Kerker zugemuthet wurde. In edler Entrüstung ließ Ludwig darauf die Kiele seiner Schiffe gen Osten wenden, und stieg im Jahr 1250 in Palästina an das Land.

Während seines vierjährigen Aufenthalts daselbst vermehrte und verstärkte er die den Christen zugehörigen festen Plätze, befreite viele Gefangene, ordnete, so viel an ihm lag, die Verhältnisse der Bekenner des Kreuzes den Ungläubigen gegenüber, und bekehrte von diesen letztern viele zum Christenthum. Da kam ihm die Kunde von dem Tode Blanca's zu, welche in ihrem fünfundsechzigsten Jahre am 1. Dezember 1252 zu Melun gestorben war.

Der König, welcher so gern am Grab des Erlösers weilte, sah sich nun veranlaßt, ernstlich an die Rückkehr nach Europa zu denken. Der Tod seiner Mutter, die er, wie er selbst sagte, mehr liebte als irgend ein anderes geschaffenes Wesen, schmerzte ihn tief, doch rief er, als er die Kunde erhielt, mit Hiob aus: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobet!“ — Auch Margaretha vergoß über den Tod ihrer Schwiegermutter aufrichtige Thränen, obwohl sie vielleicht in ganz Frankreich die einzige Frau war, welche sich über Blanca beklagen konnte. Letztere im Uebermaaß ihrer zärtlichen Liebe zu ihrem Sohne hatte nicht ohne Eifersucht das gute Einverständniß der beiden jungen Gatten betrachtet. Oft war es ihr, als ob Margaretha ihr von der Liebe ihres Sohnes das Beste, das nur der Mutter zukäme, entzöge, und sie war der jungen Frau mit einer üblen Laune begegnet, welche sich sonst die weise und gegen sich selbst strenge Königin nirgends erlaubte. Zu Ehren Margarethens darf nicht verschwiegen werden, daß sie diesen kleinen Kränkungen, deren Ursache sie nie mißverstand, eine stets gleich bleibende Sanftmuth entgegenhielt.

Als Ludwig sein Reich wieder betrat, frohlockte die ganze Bevölkerung. Man drängte sich, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und viele Freudenthränen wurden auf seinem Zuge von den Inseln

von Hyères bis nach Vincennes vergossen, welches er am 5. September 1254 erreichte. Aber Ludwig zeigte sich auch fortwährend dieser großen Liebe seines Volkes würdig. An ihn, welcher in diesem Zeitalter allgemeiner Leibeigenschaft den Grundsatz aufstellte: „Unsere Leibeigenen gehören Christus an so gut wie wir selbst,“ wurde keine Klage nach Abhülfe vergebens gerichtet. Ihm bleibt das Verdienst, der Gerichtsbarkeit in Frankreich eine neue Bahn gebrochen zu haben, indem er in die Parlamente gelehrte und der Gesetze kundige Männer berief, während sonst nur unwissende Ritter, welche selten lesen noch schreiben konnten, die Angeklagten gerichtet hatten. Auch schaffte er für immer die Probe des Zweikampfs ab, welche damals allgemein in zweifelhaften Fällen als gültig angenommen ward. Obgleich Ludwig ein so frommer und eifriger Christ war, daß er täglich mehrere Stunden seinen Andachtsübungen widmete, so kämpfte er doch fortwährend gegen die Uebergrieffe der Priester. Dieselben gingen ihn an, einen Befehl zu erlassen, nach welchem die weltlichen Richter angehalten würden, die Exkommunizirten zur Buße und zur Rückkehr in die Kirche zu nöthigen. Als Ludwig ihnen entgegnete: „Ich will euren Willen thun, zugleich aber eine weitere Ordonnanz erlassen, welche eure Bannsprüche genau und sorgfältig prüft, ob ihr sie mit Zug und Recht erlassen habt“ — stand die Geistlichkeit sogleich von ihrem Begehren ab. — In derselben Zeit ungefähr wurden mehrere Satiren verbreitet, welche des Königs als übertrieben geschilderte Frömmigkeit bespöttelten; Ludwig begnügte sich in heiterer Laune zu erwidern: „Wenn ich die Zeit, welche ich dem Herrn widme, mit Spiel, Tanz und der Jagd ausfüllen würde, da hätte Niemand Etwas zu erinnern.“

So sehr war nach innen und außen das Ansehen Ludwigs groß und ungeschmälert, daß in dem Streite des Königs von England mit seinen Baronen er zum Schiedsrichter gewählt ward, und seinem Ausspruch sich beide Partheien unbedingt unterwarfen. Zu diesem Behuf besuchte ihn Heinrich III. in Paris, was beide Hofhaltungen veranlaßte, in nie zuvor gesehener Pracht zu glänzen. Gewöhnlich jedoch lebte Ludwig mit seiner Familie höchst einfach, und kleidete sich in die wohlfeilsten Stoffe. Dagegen aber hatten die Armen und Bedrängten das große Vorrecht, zu jeder Zeit ungehindert bis in die innern Gemächer des Königs zu dringen, und sein Geschichtschreiber Joinville erzählt, wie er oft mit Augen gesehen habe, daß Ludwig mit dem Brod und Fleisch von seinem eigenen Teller die Hungrigen speiste.

Während sechzehn unge störter Friedensjahre, in welchen der König durch Stiftung von Hospitälern und sonstigen Anstalten für Arme und Kranke seinem milden Sinn Genüge leistete, widmete er sich mit großer Vorliebe seinem glücklichen häuslichen Kreise so wie der Erziehung seiner Kinder, die ihn oft in die Hütten der Armuth begleiten mußten. Seine vortrefflichen Lehren an seinen ältesten Sohn, welcher mit sechzehn Jahren starb, Lehren und Ermahnungen, welche der berühmte Kanzelredner Bossuet das schönste Vermächtniß Ludwigs an sein Haus nennt, schloß er mit folgenden denkwürdigen Worten: „Endlich, mein Sohn, trachte vor Allem nach der Liebe deiner Unterthanen, und wisse, daß ich bereitwillig einen Fremden an deine Stelle setze, wenn ich von ihm voraus wüßte, daß er gerechter als du einst das Land regieren würde.“ —

Als man im Jahr 1267 in Europa erfuhr, daß Boudochar, Sultan der Ramekulen, das gelobte Land plündernd und verwüstend durchzöge, die festen Plätze der Christen schleife, und überhaupt alle ihre Niederlassungen vernichten wolle, ließ der Papst in allen Ländern der Christenheit einen neuen Kreuzzug predigen. Ludwig berief ein Parlament nach Paris, stellte sich vor dasselbe mit der Dornenkrone des Erlösers in der Hand, und schilberte der Versammlung mit hinreißender Beredsamkeit das gelobte Land und dessen Bedrängniß. Sofort wurde ein neuer Kreuzzug beschloffen, und derselbe im Jahr 1270 mit der Belagerung von Tunis eröffnet, zu welcher sein Bruder, Karl von Anjou, König von Neapel, der sich dem französischen See-e anschließen wollte, vor Allem gerathen hatte. Nach acht Tagen nahm Ludwig die Citadelle ein, und blieb darauf in Erwartung der Neapolitaner eine Zeit lang ruhig liegen. Aber diese Unthätigkeit wurde für die des glühenden Sonnenbrandes ungewohnten Franzosen höchst verderblich. Eine furchtbare Krankheit lichtete ihre Reihen, und Ludwig selbst ward einer der Ersten davon ergriffen. Er fühlte bald, daß es mit ihm zu Ende ginge, und schickte sich an, so lang es seine Kräfte noch erlaubten, sein Haus zu bestellen. Mit eigener Hand schrieb er für seinen junden Nachfolger Philipp ein Testament auf, welches die rührendsten Lehren über die Pflichten der Könige enthält, und welches eines frommen Christen und eines weisen Monarchen gleich würdig ist. Als sein Tod herannahte, ließ er sich ein Lager von Asche bereiten, und auf demselben liegend, starb er, die Arme auf der Brust gekreuzt, die Augen zum Himmel erhoben, mit

den Worten: „Nun gehe ich ein in deinen heiligen Tempel, o Herr!“ — Noch wenige Minuten vorher hatte er, den Umstehenden hörbar, ein heißes Gebet zum Himmel geschickt für die Seinigen alle, welche er auf fremder Erde in mancher Noth zurückließ. So vereinigte Ludwig bis zum letzten Augenblick den Muth eines Helden mit der inbrünstigen Frömmigkeit eines Eremiten.

Nachdem sein Nachfolger Philipp mit dem König von Tunis einen Waffenstillstand auf zehn Jahre abgeschlossen hatte, wurden die Ueberreste Ludwigs, den im Jahr 1297 der Papst Bonifazius heilig sprach, nach Frankreich zurückgebracht. Philipp trug den Leichnam seines Vaters auf seinen eigenen Schultern von Paris nach der Gruft von Saint Denis, erzählt die Sage, und die Kreuze, welche man heutigen Tages auf der Straße zwischen beiden Orten erblickt, sollen damals an allen denjenigen Stellen errichtet worden seyn, woselbst der junge König mit seiner heiligen Last auszuruhen genöthigt war.

Aus der Welt im Kleinen.

Die Bet-Insekten.

Von C. Valentin.

Raum dürfte — bemerkt ein brittischer Naturforscher — die Phantastie seltsamere Gebilde erfinden können, als sich in einigen Gattungen von Mantes oder Bet-Insekten darstellen. Diese Eigenthümlichkeit der Gestalt gab ihnen einen Namen, der ihre wilde und stechende Weise verläugnet. Die sehr großen und mit einer Klaue versehenen Vorderfüße strecken sich oft auf eine Art aus, welche die Alten auf den Glauben brachte, das Insekt besäße Macht künftige Ereignisse vorherzusagen oder zu zeigen: daher nach einigen Angaben die Bezeichnung *Mantis*, welches Wahrsager bedeutet. Grifflth jedoch, in seinen Nachträgen zu Cuvier's Thierkönigreich leitet jenen Namen von einem hellenischen Worte ab, das Theokritus in einer seiner Idyllen gebraucht um „ein mageres junges Mädchen mit dünnen, lang-

gestreckten Armen“ zu schildern, gewiß kein schmeichelhafter Vergleich für die von dem Dichter besungene Jungfrau; denn die *Mantes* sind ein häßliches Geschlecht mit hagern langen Körpern, grimmer Gebärde und formlos gedehnten Gliedern.

Selten erblickt man sie unter nördlichem Himmel, denn sie haufen gern in sonnigen Regionen. Die nördlichste Breite, in welcher sie schwärmen, scheinen die glänzenden Ebenen von Languedoc und die schöne Provence zu seyn, wo man die *Mantis religiosa*, „*devin*“ (Wahrsager), „*prega-dieu*,“ „*prêche-dieu*“ oder „*prie-dieu*“ (Predigtstuhl, Betchemel) nennt, weil sie ihr langes Leiblein dergestalt aufzurichten vermag, daß es einen rechten Winkel mit dem Hintertheile bildet, und die Arme, wenn wir sie gleichsam so heißen dürfen, auf der Brust zu kreuzen wie beim Gebete. Jedes Land scheint diese Thiere mit verwandten Ansichten zu betrachten: der Türke wähnt sie unter besonderer Obhut Allah's; der Gontentot, obchon er sie nicht, wie versichert wurde, vergöttert, zollt ihnen doch die höchste Ehrfurcht, zieht gute Anguren aus ihrem Fluge und achtet die Personen, auf welchen sie sich zufällig niederlassen, für ausnehmend heilig und vom Himmel begünstigt. Auch die Hindus zeigen die nämliche Aufmerksamkeit für die Flüge und Bewegungen der *Mantes*. Wir wissen nicht, ob die Bewohner von China ebenfalls diese Insekten heilig halten, wohl aber, daß die Völkerschaft des „himmlischen Reichs“ sich wenigstens mit dem Schauspiele von *Mantis*-Gefechten vergnügt. Für diesen Zweck werden die Thierlein getrennt und sorgsam in kleinen Bambus-Käfigen verwahrt, und von den chinesischen Knaben gehegt, die regelmäßig damit handeln wie mit einer gangbaren Waare. Wenn man diese Insekten zu einander läßt, beginnen sie unter den wunderlichsten Gebärden eine Schlacht, in welcher bald der Schwächere seinen Gefährten zum Opfer fällt, der nach einigen vorläufig frohlockenden Bewegungen, die Leiche seines besiegten Feindes verschlingt. Ein reisender Gelehrter, welcher diesen kleinen sonderbaren Stamm genau beobachtete, meinte, daß dessen Treiben den Schwenkungen der mit Säbel fechtenden Husaren gleiche; zuweilen spalte der Eine den Andern mit einem Streiche, und trenne das Haupt von dem Rumpfe. Der nämliche Forscher versichert, daß er häufig junge, eben ausgeschlüpfte *Mantes* gesehen, die sich wüthend unter einander angriffen, ihre kleinen Leiber empor bäumend und beide Vorderfüße zum Kampfe rüstend. Nicht minder grausame Lust als die Chinesen, bereiten sich die

Britten in Indien, wenn sie zum Zeitvertreibe in schleichenden Stunden der Ermattung und Hitze eine unglückliche *Mantis* auf den Tisch setzen und mit einem Strohhalme bekämpfen, um die Zerrbilder von Bogerstellungen zu belauschen, in welche das gereizte Thier verfällt.

Im Hinblick auf die von der *Mantis* dargelegte Anlage zum Kannibalen, und die mörderische Feindlichkeit gegen das eigene Geschlecht, dürfte dergleichen wohl nur im Stande der Gefangenschaft vortreten, um so mehr, als ähnliche Fälle übelangebrachter Rache für vom Menschen verübte Mißhandlung, sich auch bei verschiedenen Thieren bemerkbar machen, welche in der Freiheit vollkommen friedlich und gutmüthig sind. So fand man in einer Mausfalle, in welcher während einer Nacht vier Mäuse lebendig gefangen wurden, die drei schwächsten am Morgen todt und halb aufgezehrt, indeß die vierte, welche der Hunger nicht getrieben haben konnte, bald sich mühte zu entkommen, bald wie in Verzweiflung über die leblosen Körper ihrer Genossen herfiel.

Wenn die *Mantis* auf ihre Beute lauert, die hauptsächlich in verschiedenen Fliegenarten besteht, nimmt das Insekt eine sitzende Stellung und wartet, wie oben beschrieben, mit gekreuzten Armen, geduldig bis die ahnungslose Rücke in den Bereich kommt, faßt mit einem plötzlichen Sage den langersehnten Leckerbissen und führt ihn zum Munde, die zangenförmige Klaue statt der Hand gebrauchend. Sollte sich aber eine Ameise nahen, fliegt die *Mantis*, welche gleich allen streitsüchtigen Naturen ein Feigling ist, in großer Eile und sichtlich bestürzt davon.

Das *Mantis*-Geschlecht theilt sich in vier verschiedene Gattungen: *Mantis*, *Spectrum*, *Phasma* und *Phillum*. Unter diesen scheint die ächte *Mantis* die blutdürstigste aber auch zugleich die geehrteste wegen ihrer angeblichen Heiligkeit. *Spectrum* sowohl als *Phillia* leben von Vegetabilien. Die Bewohner der Seychelles-Inseln pflügen Erstere als Handelsartikel, um sie den Sammlern von naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten zu verkaufen.

Die *Phillia*-Art heißt man zuweilen treffend, „gehende Blätter,“ denn nicht nur an Farbe und Gestalt gleichen die Flügel Blättern, sondern auch in dem sichtbaren Gewebe der Sennen. Man sagt, es sey selbst für das geübteste Auge schwer, diese *Phillia* zu unterscheiden wenn sie auf einem Lorbeer- oder Orangenzweige ruht.

Die Welsche-Laub-*Mantis* (*Phillum siccifolia*) gleicht, wie ihr

Name andeutet, einem durren Blatte, und die Täuschung wird durch die Gewohnheiten des Thiers noch erhöht. Stundenlang bleibt es regungslos auf einem Baume und dann plötzlich aufspringend, dreht es sich in Wirbeln wie ein vom Wind gejagtes Blatt. Diese Gattung ist in Südamerika allgemein, wo die Eingebornen glauben, daß sie wirklich von dem Banne erzeugt und zuerst an ihn befestigt ist, bis sie sich selbst von ihm ablöst und davon fliegt. Die Eier der Mantis werden auf die Stengel der Pflanzen und Sträucher gelegt, und die Büschel, die man für Auswüchse oder Früchte halten könnte, von der Mutter mit einer klebrichten und gallertartigen Flüssigkeit überzogen, die zu einem biegsamen Pergament vertrocknet.

Naturgeschichtliche Charaden und Räthselfragen.

Zweifelsbig. Vorwärts gelesen bezeichnet das Wort ein Säugethier, rückwärts eine Pflanze.

1092 — 1093

Welcher Stein schwimmt im Wasser?

Der Bismuthstein.

Mit **G** ein Barm, gleich dem Bampyr,

Mit **J** ein Raub- und Säugethier.

1094 — (1095) 1096

Streiche von dem Namen eines bekannten Insekts den ersten Buchstaben hinweg und du hast den Namen eines Waldbaumes.

1097 — 1098

Das Albumblatt.

Da ist mitten im Anospen und Treiben des Frühlings eine Weihnachtstfreude in die traute Stube gelegt, ein lebendiges Bild vom Christkind. Das ältere Mädchen ruft die fröhliche Kunde zur Thüre hinaus dem herbeihüpfenden Geschwisterlein entgegen. Ob Brüderchen, ob Schwesterchen? Der kleine halbbestrumpfte Philosoph wüßte es uns zu sagen, der so beschaulich fragend in die Wiege guckt, indeß das größere Kind sich recht traulich sanft zu dem neuen Ankömmlinge neigt. Nun werden Alle eine neue liebe Puppe haben! Der Vater, neben dem Bette der Mutter, mit welcher sich die pflegende Aja beschäftigt, lächelt dem neuen Weltbürger ein Willkommen zu, in das sich freilich auch eine treue Sorge für die Zukunft mischen muß — der irdische Bermuthstropfen in jedem Freudenbecher. Selbst das Horn und die Violine an der Wand scheinen mit musiziren zu wollen in das allgemeine Vergnügen hinein. Auf dem Bücherbrette aber ruht die Bibel als schönster Hintergrund, und die Schwarzwälderuhr hat unserm Jüngsten die erste Stunde geschlagen. Es werden ihr nicht lauter frohe folgen. Wie der April an die Scheiben bald Hagelschauer, bald Blüthenschnee wirft, wird dem Kinde auch das Leben bald Sonnenschein, bald Sturm bringen. Füllt ihn nur nicht zu warm in die weichen Decken ein, die ihn uns ganz verbergen, den kleinen Teutonen! Laßt ihn an Leib und Seele kräftig werden, daß nicht das erste rauhe Lüftchen, das erste Wehen des Mißgeschicks ihn umwerfe, und daß er mit Recht ein Enkel Herrmanns heiße, denn die Zeit und das Vaterland bedürfen mehr als je starker, tüchtiger Männer und wackerer Frauen.



Lith. u. col. bei Aruz & Co. in Düsseldorf

Walachische Märchen.

Vorbemerkungen.

Es ist dem Wiedererzähler noch einmal gegönnt, den Lesern des Jugend-Albums ein Paar Märchen mitzutheilen, doch kann er dieß nicht thun, ohne Einiges voranzuschicken.

Eines, mit dem Namen „das heilige Feuer,“ bewegt sich mehr auf dem Boden christlicher Sitte und Moral und bietet außer dem Fremdworte „Malai“ nichts, was nicht Jedem verständlich. Mit diesem Worte bezeichnet der Walache sein Brot, welches ungeäuert aus Maismehl zubereitet wird.

Die zweite Geschichte aber, welche von dem berühmten Serbenhelden Marko Kraljewitch handelt, berührt Manches, worauf ich aufmerksam machen zu müssen glaube. Die Namen der beiden Helden kommen in serbischen Volksliedern häufig vor, insbesondere aber „Marko's Kampf mit Muša“ S. Volkslieder der Serben von Talvj. Bd. II. Seite 227. Hier sind die Einzelheiten ganz anders und wenn man will ist das Märchen weniger reich damit ausgestattet als das Lied, allein der Vergleich zwischen beiden hat seinen Werth. Besondere Aufmerksamkeit verdienen eben gegenseitige Abweichungen, welche einander vielfach ergänzen.

Marko Kraljewitch, d. i. Marko der Königssohn. Der Walache machte daraus einen Kaisersohn, denn sowohl der Bewohner der Walachei als der Ungarns und Siebenbürgens kennt nur Kaiser, sey es jetzt der von Wien oder Zarigrad. Muša Kiseſchiga dürfte als Muſſa der Saure wiedergegeben seyn. Im serbischen Liede heißt er einfach der Albanese Muša.

Der Kaiser, von welchem die Rede, ist der von Zarigrad oder Stambul, d. i. serbisch und türkisch, Konstantinopel.

Ezarlo, das Heldenpferd Marko's, im serbischen Lied unter dem Namen Scharag vorkommend, bezeichnet einen Schrecken. Die Morgenländer, besonders die Türken und Griechen, unterscheiden zwischen edlen und gemeinen Pferden, selbst sprachlich, streng und haben z. B. für einen edlen Hengst das Wort „hat.“ Pferde beim Schwanz nehmen, und daran ziehen, um so deren Kraft zu versuchen, ist wie es scheint, ein durch ganz Ungarn und Serbien, die ganze Walachei und Türkei bestehender Brauch.

„Buşogan“ ist ein Streitkolben und im ganzen Orient, wie auch in Ungarn unter diesem oder verwandtem Namen bekannt.

Die Farben der Flammen, welche während des Kampfes aus den Gesichtern der Helden zücken, bezeichnen das Verhältniß ihrer Kraft. Vielleicht läge hierin auch ein Schlüssel zu den sonderbaren Benennungen rother, grüner oder gelber Kaiser, wie sie so häufig in den Märcen des walachischen Volkes vorkommen.

„Die Bundeschwester Wila.“ Wila sind Wollenfrauen oder Wolken beherrschende Jungfrauen. Oft wird auch einfach „die Wila-frau“ gesagt, worunter dann gewöhnlich alle zusammen gemeint sind. Bundeschwester, Bundesbruder sind Glieder einer heiligen und auf Leben und Sterben geschlossenen Freundschaft, welche bei den morgenländischen Völkern eine viel höhere Bedeutung hat, als selbst die Ehe oder Nationalität. Der Bund, häufig noch in unseren Zeiten geschlossen, wird oft förmlich in der Kirche eingeseget, was freilich auf dem Boden der österreichischen Monarchie den Geistlichen streng untersagt ist. Dennoch ist mir aus dem jetzt verflossenen Jahrzehent ein Fall bekannt, wo 7 Personen, darunter zwei Mädchen, einen solchen Bund in der Kirche schlossen. Bundes-Schwester und Bruder dürfen sich nicht heirathen.

Es ist in der That schön, wie hoch und heilig morgenländische Völker die Freundschaft halten und der Abendländer könnte Manches davon lernen.

Mit diesem möge denn die Erzählung der Märcen beginnen, der Leser wird sich leicht darein finden.

Das heilige Feuer.

Erzählt von dem Jamer Bauern Michael Lasar.

Wohnten einmal zwei Brüder als Nachbarn im Dorfe neben einander. Der eine war reich, der andere arm, jeder aber lebte auf seine Weise. Der reiche kinderlos im Ueberfluß seines Gutes, während der andere mit einem ganzen Haus voll Kindern darbt und in der bittersten Armuth lebte, so daß es kaum zu beschreiben ist.

Nun war es, daß das heilige Weihnachtsfest der Christen wieder herankam, an welchem einst in der Nacht der Heiland der Welt geboren wurde. Da ist es bei unsrem Volke Sitte, daß jedes Haus, arm oder reich, ein Licht in der Stube brennt, zum Beweis der wachen Erwartung auf den Herrn des Himmels. Der arme Bruder war indessen so dürftig und mittellos, daß er nicht einmal so viel Licht unter Dach hatte, daß er es die ganze Nacht hätte brennen können, denn diese währt um solche Jahreszeit sehr lange. Darum hieß der Mann seine Frau, das Bißchen Fett, welches sie im Hause hatten, herrichten, damit sie es wenigstens gleich beim ersten Hahnschrei und wenn die Glocken vom Kirchturme die freudige Geburt des Heilands verkünden würden, sogleich anstecken könnten. Auf diese Weise gedachte er wenigstens einen kleinen Theil frommer Schuldigkeit erfüllen zu können. Die Frau that so, wie der Mann gesagt hatte, legte hierauf die Kinder alle in's Feuer, worauf auch sie sich zur Ruhe begab.

Als der erste Hahnschrei in der Nacht die frühe Feststunde verkündete, wollte der Mann, die Frau solle jezt das Licht anstecken, die Frau aber meinte, es sey noch zu früh, sie haben nicht so viel Fett, daß es ausreiche, nur bis an den Tag zu brennen. Deßhalb gab sich der Mann noch einmal zufrieden, bis der Hahn zum zweitenmal krächte und nun alle Glocken zusammen ertönten, so daß es im ganzen Dorfe lebendig wurde und man in jedem Fenster Licht sehen konnte. Nun hatte es Eile, denn es war wohl Niemand, der sich nicht anklei-

dete, um in die Kirche zu gehen. Noch waren die Fenster im Hause des Armen dunkel, denn die Frau, welche zwar Abends das Fett zum Brennen hergerichtet, hatte vergessen auch einen kleinen Finnenfaden daneben zu legen, welcher zu Ehren der Geburt des Welt-Erlösers brennen sollte. Da war der Mann betrübt und meinte, daß er ja doch gesagt habe, wie sie es machen solle. Endlich fand die Frau, was sie suchte, aber wie es schon das Unglück bei den Armen immer macht, als sie hinausgieng, um Feuer von der Heerdstelle zu nehmen, war dieses bis auf das letzte Hünken erloschen. Nun sagte die Frau zum Mann: „Geh hinüber zu deinem Bruder und bitt' ihn um ein wenig Feuer.“ Der Mann aber entgegnete: „Wie soll ich denn hinübergehen, es schickt sich nicht, heute mit leeren Händen zu kommen und du weißt ja, daß wir gar nichts haben, ihm zu bringen.“ „Ei so brich ein Stück Malai ab“ sagte hierauf das Weib wieder, „nimm ein Stück Malai und bring' es ihm!“ Der Mann folgte dem Rath, nahm ein Stückchen Malai und gieng. Wie er aber vor der Thüre seines Bruders stand, wagte er nicht hineinzugehen, weil er fürchtete, von demselben auf unfreundliche Weise angelassen zu werden. Er schlich deshalb von Haus zu Haus, ohne sich entschließen zu können, in eins oder das andre zu gehen und etwas Feuer zu verlangen. Endlich befand er sich am Ende des Dorfs; da war nur noch ein leerer Hausplatz, auf dem wuchsen, weil ihn Niemand bebaute, nichts als Dorn und Distel und Unkraut. Darin saßen eben jetzt zwei fremde Männer bei einem Feuer. Er gieng näher, grüßte sie höflich, gab ihnen sein Stückchen Malai und bat um etwas Feuer. Die Männer erwiderten seinen Gruß freundlich, nahmen das Malai und versprachen ihm auch Feuer zu geben, nur solle er ihnen zuvor sagen, welcher von den zwölf Monaten im Jahre der beste sey. Der Mann war mit seiner Antwort kurz heraus und sagte: „der Monat März, denn da beginnt die Arbeit im Felde wieder und der Arme kann sich alsdann etwas verdienen.“ Hierauf nickten die beiden Fremden dem Manne freundlich zu und hießen ihn seinen Rockschos herhalten, damit sie ihm Feuer hineingeben könnten. Der Mann stuzte, denn es kam ihm wunderlich vor, daß er im Rock Feuer tragen solle, die Männer redeten ihm aber zu, sich nicht zu fürchten, es werde ihm nicht schaden. So folgte er und ließ sich das Feuer in den aufgehaltenen Rock geben. Jetzt eilte er schnellmöglichst damit fort seinem Hause zu und als er

endlich fast athemlos in die Stube trat, warf er das Feuer eilig vor sich hin und rief sein Weib, daß sie jetzt Licht anzünden solle. Wer kann aber das Erstaunen beschreiben, welches plötzlich alle, die in der Stube waren, ergriff? Mann und Frau sammt den Kindern sahen, als wenn die Sonne selber hierin wäre, einen ganzen Haufen Goldstücke auf dem Boden liegen. Gold, welches leuchtete wie zehn Sonnen, hatte der Vater im Rockschuß mitgebracht und hier klingend und springend hingeworfen, — das gab freilich einen grenzenlosen Weihnachtsjubel. Das armselige Häuslein wurde schnell auf's Glänzendste heraufgestaffirt, die Kinder gekleidet, Speck, Fleisch und Kuchen in Menge beigebracht, kurz Alles gethan, wie es nur der Reichste auf Erden vermocht hätte, denn der Goldhaufen wollte, so viel man auch davon wegnahm, kaum kleiner werden. Bei allem diesem mächtigen Glücke blieben aber die guten Leute doch fromm und dem heiligen Brauch ergeben. Keines der Kinder durfte nur einen Bissen berühren, bis sie nicht alle in der Kirche gewesen, dort die heilige Christfeier mitgemacht und zuletzt auch von dem heiligen geweihten Brod gegessen hatten, welches wir mit dem griechischen Worte, *naphora*, benennen. Wie sie aber endlich alle aus der Kirche kamen, da ließen sie sich's freilich schmecken, daß es nur eine Freude war, zuzusehen.

Kaum waren sie mit der Mahlzeit fertig, so erschien die Frau des reichen Vater-Bruders, die brachte eine Flasche Wein und den Abtrag von ihrem Tische, wofür sich denn alle recht freundlich bedankten und der Ruhme, welche sich über die plötzliche Veränderung im Hause nicht genug wundern konnte, auf alle ihre Fragen redlich Antwort gaben. Der Hausvater erzählte die ganze Geschichte, wie sie sich zugetragen hatte, von der Verlegenheit an, in welcher sie sich wegen Mangels an Licht befanden, bis da, wo er voll Angst, seinen Rock zu verklemmen, das Feuer nach Hause trug und alsdann einen mächtigen Haufen Gold statt des Feuers in die Stube warf. Von diesem konnte all diese Herrlichkeit her, welche sie noch jetzt hier sehe. Da freute sich die Ruhme und machte viel Worte, welchen herzlichen Antheil sie nehme an dem großen Glücke. Bei sich aber gedachte sie Alles ihrem Manne zu erzählen, der dann in der nächsten Nacht auch hingehen und die Männer auffuchen müsse.

Der reiche Bruder des armen Mannes wollte seiner Frau nicht glauben, was sie erzählte und lief darum selbst noch herüber, um zu

sehen und zu hören, was denn an dieser durchaus wunderbaren Geschichte Wahres sep. Ueberzeugt, daß wirklich Alles so war, wie ihm seine Frau erzählt hatte, konnte er kaum den Abend erwarten, um die beiden fremden Männer aufzusuchen.

Als er in der Nacht wirklich hinging und sie freundlich grüßte, und ebenfalls um Feuer bat, versprachen es ihm jene, nur solle er zuvor sagen, welches der beste von den zwölf Monaten im Jahre sep. Schnell sagte er: „der Februar, denn da ist die Noth der Menschen am höchsten, und man bekommt um diese Zeit für ein Paar Groschen Tagelöhner für die Sommerarbeiten.“ Die Männer sahen sich an und hießen ihn seinen Rockschloß herhalten. Dieß ließ er sich nicht zweimal sagen, hielt den Rock hin und die schütteten ihm das Feuer hinein. Mit diesem lief er heim, so schnell er konnte, und als er zu Hause ankam, warf er die Gluth ebenfalls auf den Stubenboden. Sein Kleid hatte aber schon so Feuer gefangen, daß es gar nicht mehr zu löschen war und da er es auch nicht mehr vom Leibe brachte, so mußte er elendiglich verbrennen. Die Frau, welche indessen mehr auf ihn und sein Jammergeschrei gehört hatte, vergaß des Feuers und so begann auch der Stubenboden und bald das ganze Haus zu brennen. Da war jede Hilfe zu spät und Alles verbrannte sammt und sonders, nur die Frau konnte sich mit knapper Noth noch retten. Dieß ist die Geschichte vom heiligen Feuer, möge es dir wohl gehen und an Gottes Segen nie fehlen! —

Wie Marco Kraljevitch den Türkenhelden Mussa Kisejschika erschlägt.

Erzählt von dem Jamer Bauern Trella Salitranu.

Marco Kraljevitch war ein mächtiger Held und Kaisersohn. Er besaß eine übermenschliche Kraft und geherchte Niemanden. Einmal nahm er im Uebermuth seiner Stärke einen Pflug und riß damit alle Straßen so auf, daß Niemand mehr darauf hin und her konnte, weder zu Pferd noch zu Wagen. Wie nun der Kaiser, der Herr des Landes,

den Schaden sah, fragte er zornig, wer dieß gethan habe, worauf ihm die Leute verriethen, daß es der Held Marko sey. Da ergrimmete der Kaiser, ließ ihn gefangen nehmen und sperrte ihn in einen Hof, der rings von hohen Mauern umgeben war, dort wollte er ihn Hungers sterben lassen. Gott hatte es aber anders beschloffen; denn in der Küche des Kaisers diente unter Anderen auch eine blinde Magd, die hatte die Gewohnheit, nach des Kaisers Tafel die Ueberbleibsel zum Fenster hinauszwerfen. Diese fielen alsdann gerade da hinunter, wo Held Marko gefangen saß. Mit solch' armseliger Nahrung erhielt sich der Arme neun volle Jahre, denn der Kaiser, der ihn wohl schon verhungert und todt geglaubt, dachte nicht anders, als daß er längst vermodert sey.

Nun begab es sich, daß ein anderer Held und Räuber im Reich des Kaisers aufstand und viel Unheil anrichtete, auch seines Gleichen nicht hatte, der im Stande gewesen wäre, mit ihm zu kämpfen, was den Kaiser in tiefe Trauer versetzte, denn es stand ihm Niemand zu Gebot, der sein Land von dieser Plage zu befreien im Stand gewesen wäre. Da rieth ihm eines Tags einer seiner Minister, den Helden Marko Kraljewitch zu rufen, da dieß wohl der einzige wäre, welcher mit dem furchtbaren Musa kämpfen könnte. Hierüber wurde der Kaiser unwillig und sprach: „Wo denkst du hin? Marko Kraljewitch, welchen ich schon vor neun Jahren einsperren und nichts zu Essen geben ließ, von ihm werden kaum die Gebeine mehr vorhanden seyn.“ Da gieng der Minister, welcher wohl wußte, wie sich der gefangene Held in seiner elenden Gefangenschaft das Leben geistet hatte, holte und brachte ihn vor den Kaiser, welcher darüber nicht wenig erstaunt war, aber auch eine sehr große Freude äußerte und ihn sogleich fragte, ob er sich wohl getrauen möchte, den Räuber und Helden Musa Kiseschitzu zu bekämpfen. Marko entgegnete, daß ihm dieß jetzt nicht möglich sey, weil ihn die lange Gefangenschaft sehr entkräftet habe; doch wolle er es unternehmen, wenn ihn der Kaiser einige Zeit gut halten und ihm ein tüchtiges Pferd verschaffen wolle. Der Kaiser war hierüber zufrieden und befahl sogleich, dem Helden Marko Kraljewitch Alles zu reichen, was er nur immer verlange und bedürfe. So erhielt jetzt derselbe jeden Tag drei Ochsen, einen nur, um Suppe davon zu kochen, und zwei zum Braten. Dazu aß er das Brod von drei Mäßen Weizen und trank neun Eimer Wein und drei Eimer Brantwein täglich.

So währte es drei Monate lang, bis der Held seine Kraft wieder hatte, dann bat er um ein Pferd, denn von Szarko wußte er seit seiner Gefangenschaft nichts mehr. Der Kaiser ließ ihn darum unter vierhundert Kampfknechten, lauter edle Hengste, so die Türken „hat“ nennen, die Wahl. Thiere dieser Art sind so schnell und flüchtig, daß man sie nicht sieht, wenn sie in vollem Lauf sind. Der Held versuchte diese alle, eins um's andere, nahm jedes beim Schweif und warf es zur Erde. So fand er denn unter allen nicht eines, was ihm nur im mindesten zugesagt hätte. Halb im Zorn und Unmuth, halb im Jammer darüber, seufzte er jetzt nach seinem Szarko. Als der den Ruf seines Herrn hörte, eilte er herbei und stellte sich schraubend und scharrend vor Marko auf. Da hatte der Held eine mächtige Freude, nahm Lanze, Säbel und Bogen, bestieg seinen Kampfhengst und ritt fort, den Räuber Russa aufzusuchen.

Als er diesen endlich fand und der ihn anstichtig wurde, erkannten sie sich beide sogleich als Helden und redeten zu einander. Zuerst hieb Russa an: „Was suchst du Held Marko? Kommst du im Bösen, so lehr um und sieh zu, daß Du fortkommst; meinst du es aber gut, so sitz' ab, daß wir zusammen trinken.“ Hierauf antwortete Marko: „Ich habe nichts Gutes mit dir, drum setz dich auf, daß wir zusammen kämpfen!“ Der Türkenheld Russa verstand dieß gut und wurde grimmig.

Wie nun beide in heißem Kampfe einander anritten, schlugen aus den Gesichtern der Helden helle Flammen. Aus dem Munde Markos strömte blaue Gluth, aus Russas aber rothe, denn er war stärker. Sie kämpften fort, drei volle Sommertage nacheinander und während an Marko blauer Schweißschaum herabließ, blieb sein Gegner ganz trocken. Endlich hatten sie ihre Waffen einer am andern ganz zerbrochen und zerschlagen, und rangen nun auf Tod und Leben mit einander. Held Marko fühlte sich an dem gewaltigen Russa matt werden, in dem Augenblick aber rief ihm seine Bundeschwester Wila von hinten zu: „Gast du denn vergessen Marko, wo du dein Messer stecken hast!“ Als Russa die Stimme hörte, wollte er wissen wer da seinen Gegner so theilnehmend herathe und kehrte sich um. Diesen Augenblick benützte Marko, zog sein Messer aus dem Stiefel und schlug den Helden Russa von der Kehle bis zum Bauch hinunter auf, daß dieser sogleich todt zusammensürzte. Als ihm nun Marko das Herz aus dem Leibe schneiden wollte, fand er, daß derselbe drei hatte. Eines davon war

wach und schlug heftig, die beiden andern aber schliefen. Da erkannte Marko, daß Musa viel stärker war, als er und daß, wenn in seinem Gegner alle drei Herzen gewacht hätten, er hätte unterliegen müssen.

Indessen nahm er die drei Herzen und brachte sie dem Kaiser, weinte aber dabei bittere Thränen, weil er, wie er sagte, einen bessern Helden erschlagen hatte, als er war.

Weiter weiß ich dir nichts von dem Helden zu erzählen, möge dir dieses wohl gefallen.

Das Abentheuer zur See.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Von Friedrich Hoffmann.

(Schluß.)

4.

Fernand.

Und immer kleiner, enger
Wird auf dem Bruch der Raum
Und immer näher sprühet
Dem Fuß der weiße Schaum;
Und immer tiefer sinket
Das letzte Brett hinab.
Und immer schauervoller
Gähnt auf das Wogenrab. — —

Die lieben Sterne blickten
Bernieder klar und licht;
Sie sprachen: hofft, ihr Armen,
Hofft und verzaget nicht!
Doch wich schon aus den Seelen
Der letzte Hoffnungsschein;
Sie fühlten mit Entsetzen
Des nahen Todes Pein.

Fernand, gespannten Auges
 Blickt auf die düst're See,
 Noch ringt in ihm das Hoffen
 Mit der Verzweiflung Weh;
 Da tönt in seinem Herzen
 Wie aus der Fern' ein Ton:
 Wag's mir, du kühner Schwimmer,
 Wer wagt, gewinnt schon!
 Hinaus, — dort treibt der Rachen
 Der Rettung einz'ger Hort,
 Hinaus! er trägt euch sicher
 In den ersehnten Port!

Und einmal noch das Auge
 Auf Mutter, — Schwesterlein! —
 Da gleitet er ins Wasser, —
 Still in die Fluth hinein;
 Ein Schrei aus Mutterherzen
 Dringt durch die Nacht so laut,
 Wohl dringt er durch die Seel' ihm,
 Doch auf den Herrn er baut.

Ein Sternlein stand hellleuchtend
 Grad' oben über'm Boot,
 Das hat er wohl beachtet
 Der treffliche Pilot,
 Bald einen Blick nach oben
 Bald rüßig durch die Fluth, —
 So schwimmt er wie ein Fischlein, —
 Die Hoffnung giebt ihm Muth!

Und immer weiter trägt ihn
 Die Fluth vom theuren Schiff,
 Schon hört er aus der Ferne
 Die Brandung an dem Riff;
 Da, — Anblick voll Entsetzens,
 Bei dem die Wang' erbleicht!
 Da sieht er, wie im Kreise

Ein Hai ihn nah umschleicht;
 Er steht die schwarzen Flossen,
 Die über'm Wasser stehn,
 Er kann des dunkeln Leibes
 Gewalt'ge Stärke sehn.
 Ein Schauer durch die Glieder
 Und durch die Seel' ihm zieht,
 Er fühlt, wie alle Kraft ihm
 Und aller Muth entflieht; —
 Empor zu Gott die Seele!
 So ruft's in seiner Brust;
 Er betet und wird freudig
 Sich neuer Kraft bewußt.

Still theilet er die Wellen
 Mit dem geübten Arm:
 „Und drohte mir zu Häupten
 Der Haien gier'ger Schwarm,
 Und drohte mir zu Füßen
 Ihr Rachen, blutig roth:
 Du Herr, kannst mich erretten,
 Hilfst mir vom sichern Tod!“

Nun theilet er die Wellen
 Mit neu gestähltem Muth,
 Und immer weiter trägt ihn
 Zum Riffe hin die Fluth,
 Schon brandt um ihn die Brandung,
 Da schießt heran der Hai, —
 Ein Sprung, — er ist am Ufer
 Und athmet leicht und frei.

Erst einen Blick zum Bracke! —
 Es schimmert durch die Nacht
 Ein weh'ndes weißes Tüchlein, —
 Er preist des Herren Nacht!
 Noch lebt ihr Heißgeliebten,
 Noch stehn die Planken fest,

Nur weiter Gott vertrauet,
Der nimmer uns verläßt!

Und dort, dicht an dem Riffe
Das Boot ist angeschmiegt,
Geborgen zwischen Felsen
Es still und sicher liegt;
Mit Segel, Stang' und Ruder
Und Compas ist's versch'n; —
Nun mögen günst'ge Lüfte
Das weiße Segel blähn!

Er ist schon in dem Rachen;
Nur Eins noch sucht sein Blick!
D' sieh das Wasserfäßchen,
Das Rännchen! — dort, o Glück!
Im Kasten wohl verwahret
Den guten Schiffszwieback! —
Nur einen Schluck vom Wasser,
Und dann hinaus zum Brad!

Das Segel ist gestellt,
Ein frischer Wind bläht's auf;
Durch Brandung, Sprühn und Tosen
Nimmt's Boot den sichern Lauf,
Durchschneidet scharf die Wellen, —
Leb' wohl, du böser Hai!
Das weiße Tüchlein schimmert, —
Die Mutter athmet frei.

„Willkommen kühner Knabe
Willkommen, theurer Sohn!
Gott mög es dir vergelten,
Gott auf dem Gnadenthron! —“

„Hier Wasser, theure Mutter,
Trink, liebes Schwesterlein! —
Nicht hastig! so, fein langsam,

Sonst bringt's euch herbe Pein!
Nur sink und ohne Weilen
Hinunter in das Boot!
Die letzten Bretter sinken
Und das Verderben droht!"

Da sitzen sie im Rachen
Geschützt und wohl bewahrt —
Nach Westen hin, nach Westen; —
Gott, schütze Du die Fahrt!

3.

Der Leuchthurm.

Kaum strich das Schifflein lustig
Hin über Well' und Fluth,
So sank das Brack hinunter; —
In schaur'ger Tief es ruht
Mit allen seinen Schätzen,
All' seinem Hab' und Gut,
Mit allen seinen Leichen,
Mit Waffen und mit Wehr
Liegt's in der Tiefe drunten, —
Kein Aug' erblickt' es mehr.

Ein frischer Wind bläht's Segel
Des kleinen Rachens auf,
Gleich einem Roß der Wüste
Behält es sichern Lauf;
Jemand blickt nach dem Kompaß,
Vermeidet Bank und Riff;
Nach Westen hin, nach Westen
Besügle dich, mein Schiff!

Die Sonn' ist aufgegangen,
Der Tag ward heiß und schwül;
Der Knabe baut ein Zeltdach,
Da ruht sich's süß und kühl;

Erquickung heut das Wasser,
Den Hunger stillt das Brod;
Viel Tage wird es reichen,
Wir fürchten keine Noth.

Der Mittag kommt, der Abend
Wirft Dämm'ung auf die See,
Die lieben Sterne leuchten
Von klarer Himmelshöh',
Wie dankbar freudig schauen
Die Augen heut hinauf!
Nichts trüb' uns euren Schimmer,
Hell leuchtet unserm Lauf!

Bier Nacht' und Tage eilte
Der Rachen übers Meer;
Die Sonne schien so freundlich
Vom blauen Himmel her,
Es malten ihre Strahlen
Bald grün bald roth die Fluth.
Fernand war froh; die Schwester
Im Arm der Mutter ruht.

„Und ist die Rechnung richtig,
So ruft ihr Morgen: Land!
So reicht uns bald der Vater
Im sichern Port die Hand;
D' frohes Wiedersehen
Im grün unrankten Haus!
Ehen heute schaut der Vater
Wohl nach den Seinen aus!“

Und als zum fünften Male
Die Sonne sank ins Meer,
Millionen Sterne strahlten
Am Himmel hoch und hehr,
Da späht' Fernand voll Eifers
Wohl nach dem nahen Land,

Der Leuchtturm muß sich zeigen,
 Der Rettung Unterpfand.
 Doch nichts erblickt sein Auge
 Als einen weißen Schein,
 Der hoch am Himmel glänzet, — —
 Der Leuchtturm kann's nicht seyn!
 Auch keines Feuers Glühen
 Erspäht er fern am Strand; —
 Wo bleibt die grüne Küste,
 Wo das ersehnte Land?

Und abermals taucht feurig
 Die Sonn' im Osten auf,
 Und immer noch nach Westen
 Nimmt's Schiffelein seinen Lauf;
 Bedenklich blickt die Mutter
 Zum Wasserschiffchen hin,
 Und manches bange Fürchten
 Schleicht schon durch ihren Sinn.
 Das Töchterlein fragt sehnend:
 Und sind wir bald am Land?
 Jemand hält fest das Auge
 Nach Westen hingewandt.

Die Sonne sinkt; in Purpur
 Sie Lust und Wellen taucht;
 Ein weißer Dampf erhebt sich
 Und jede Welle raucht;
 Doch treibt die frische Kühle
 Bald Dampf und Nebel fort —
 Das Kreuz am Himmel strahlet,
 Der Christenseele Hort.

Seht dort, seht dort südwestlich —
 Seht ihr nicht Feuerschein? —
 Gottlob es muß der Leuchtturm,
 Der Leuchtturm muß es seyn!
 O freudiges Bewegen,

O süße Himmelsluft!
Es stürzt Fernand der Mutter,
Der Schwester an die Brust.

„Halt aus, mein weißes Segel,
Halt aus mein treues Boot,
Dort an der grünen Küste.
Dort endet unsre Noth!“

Zwei Stunden kaum verrannen,
Da trat aus tiefer Nacht
Der Leuchttthurm, froh begrüßet
In seiner vollen Pracht;
Und in den Hafen segelt
Ein Rachen schnell hinein,
Das Segel und die Borde
Umstrahlt ein heller Schein.

Doch heller strahlte Freude
Im grünumrankten Haus,
Als an des Vaters Herzen
Die Lieben ruhten aus;
Da gab's ein frohes Grüßen
Ein wonn'ges Wiedersehn,
Da priesen treue Herzen
Den Herrn in Himmelshöhn! —

Und als am frischen Morgen
Der Vater sah das Boot,
Da sprach er zu dem Sohne:
Du trefflicher Pilot!
Doch war es Gottes Gnade,
Sie ließ uns Wunder schaun!
Wohl Allen, die in Rötthen
Auf diesen Felsen baun.

Arme und Reiche.

Von der Verfasserin des armen Martin.

„Aber, liebes Großväterchen, ich bitte,“ — begann die zehnjährige Helene nun schon zum fünftenmal, freilich jetzt mit einer etwas weinerlichen Stimme, „Schweig!“ rief der Großvater in einem Ton, der ihr allen Muth benahm zum sechstenmal den Sturm auf das sonst so leicht zu erobernde Großvaterherz zu wagen. Sie zog sich zurück, einem geschlagenen Feinde gleich, und ließ im Nebenzimmer ihren Thronbächlein freien Lauf.

Und was wünschte denn das arme Kind? Ei, auf der Eisenbahn wollte Helene fahren, dahin, dorthin über Land, wo es hingelange, nur nicht zu Hause bleiben. Und warum das? Weil es etwas ganz unerträglich langweiliges war, um so einen Sonntagnachmittag, an welchem man zufällig keine Gesellschaft erwartete. Hatte denn die Kleine nichts zu ihrer Unterhaltung? Gewiß, alles im Ueberfluß! Da waren die schönsten Puppen die man sehen konnte, die eine davon konnte gehen, fast wie ein Mensch, die andere konnte die Augen auf und nieder schlagen, an der dritten bewegten sich alle Glieder und an Kleidern und Fuß festste keiner das Geringste, von dem mit Blumen geschmückten Hütchen, bis zu den niedlichen Stiefeletten. Außerdem war noch ein ganzes Puppenhaus da, mit Salon, Nebenzimmern, Küche, Speisekammer, kurz mit allem, was eine Hausfrau bedarf, ferner besaß Helene einen Puzladen, einen Guckkasten und noch eine Menge Spielzeug, allein alle diese Dinge schienen ihr kindisch. Gut! Sie hatte aber auch eine allerliebste kleine Bibliothek, darin befanden sich Bücher mit und ohne Bilder, Reisebeschreibungen, Erzählungen, Märchen, Gedichte. — „Ach, sie sind alle schon zehnmal durchgelesen!“ klagte Helene. Der Staub auf ihnen wollte aber fast das Gegentheil beweisen. Ein herrliches Pianoforte war ihr letztes Weihnachtsgeschenk gewesen, der gute Großvater hielt seiner Enkelin einen kostbaren Musiklehrer, unterließ nicht ihr jeden Monat die neuesten und außerlesenen Musikalien

anzuschaffen und freute sich von Herzen über ihre Fortschritte, denn wirklich Helene zeigte viele Anlage zu dieser Kunst, aber die Wahrheit zu gestehen desto weniger Fleiß, und nach ein paar Monaten, als der Reiz der Neuheit vorüber war, schienen ihr die Uebungen auf dem Klavier ein Geschäft, mit welchem man ja nicht den Sonntag verderben müsse. Auch Zeichnen durfte sie lernen, aber das Stillsitzen war für den kleinen Wildfang eine gar zu schlimme Sache, mit so etwas konnte sie sich doch nicht am Sonntag plagen — also fort wollte sie eben und zwar mit der Eisenbahn, und wie der Großvater dazu kam ihr ein so unschuldiges Vergnügen zu versagen, das konnte sie wirklich nicht begreifen, sie war es nicht gewöhnt.

Rein gewöhnt war sie es wirklich nicht. Als das einzige Kind einer früh verstorbenen Tochter war sie ihres Großvaters Herzblatt und der Hauptgegenstand seiner Liebe und Sorgfalt. Er erbat sich das Kind von seinem Schwiegersohne, der als Officier ohnehin keinen beständigen Aufenthaltsort hatte und darum sich gern der Sorge für die Kleine entziehen sah. Der Großvater besaß ein sehr großes Vermögen und sah deswegen nicht ein, warum er der einzigen Erbin seiner Reichthümer nicht alle Wünsche erfüllen sollte, da es doch, wie er glaubte, in seiner Macht stand. So kam es denn, daß die kleine Helene mit allem Wünschenswerthen gleichsam überschüttet wurde und stets als Siegerin aus dem Kampf gieng, wenn je ein Kampf entstand. Nur heute wollte es nicht gelingen, heute blieb der Großvater fest.

Herr v. Gönz mußte triftige Gründe haben, das Begehren seiner Enkelin nicht zu erfüllen, und diese hatte er auch. Helene kannte sie und hätte deswegen besser gethan zu schweigen, als das Unmögliche zu verlangen, aber sie hatte noch nicht gelernt die Querstriche, die so oft im Leben durch unsere Wünsche gehen, mit Geduld zu ertragen.

Ihr Großvater litt an beschwerlichen Gesichtschmerzen und konnte jetzt eben nicht zwei Schritte gehen, Frau Berthold aber, die bewährte Freundin des Hauses, die an Helene wahrhaft Mutterstelle vertrat, war verreist und wurde erst des andern Tags erwartet — wer sollte also Helene begleiten?

Den Großvater hatte der Austritt verdrüsslich gemacht, und es war ein Glück, daß gerade ein alter Freund und Helenens Pathe, der Doktor Berg, eintrat, der, stets guter Laune, auch Andere in eine solche zu bringen verstand.

Während sich die Männer lebhaft mit einander unterhielten, froch auch Helene aus ihrem Schmollwinkelschen hervor und horchte auf des Doktors heitere Gespräche. „Ach mein liebes Lenchen, wo bist denn du seither gesteckt? Was zum Kukuk, du hast ja Thränen in den Augen und machst eine Miene, wie eine trauernde Wittfrau! rede, mein Kind, was ist dir geschehen, wer hat meinem Püppchen etwas zu leide gethan?“

So fragte der Doktor seinen kleinen Liebling. Mit einiger Beschämung schlug Helene die verweinten Augen nieder, die sich jetzt mit neuen Thränen füllten, und der Großvater erklärte den Grund der Betrübniß.

„Pah!“ rief der Doktor vergnügt, „ist es nur das, da kann geholfen werden. Ich fahre heute noch mit der Eisenbahn nach Klingsberg, da nehme ich mein Lenchen mit. Wir trinken ein Täglein Chocolade in dem schönen Wirthsgarten, hören die Trompetermusik, sehen Elephanten, Lenchen kann auch schaukeln, wenn sie will, oder Carroussel fahren, oder Fortuna spielen und in drei Stündchen sind wir wieder hier!“

Das waren Worte! die wirkten wie ein Zauberschlag auf Helene. Ihr Angesicht, vor einer Minute noch einem stürmischen Novembertag gleichend, strahlte jetzt in lebendiger Freude und war wie ein lieblicher Frühlingshimmel anzuschauen, an welchem eben der Glanz der Sonne die letzten Windwolken verjagt. Auch der Großvater war froh doch noch den Wunsch seines allgeliebten Enkelschens erfüllt zu sehen, ohne etwas von seinem Ansehen, das er dießmal mit vieler Mühe sich erhalten hatte, zu verlieren.

Frohlockend verließ Helene an der Hand ihres Pathe'n das Haus. Der Doktor mußte noch vorher in seine Wohnung zurück, um einige Befehle zu ertheilen. Aber o wehe! dort harrte seiner ein Bote, der ihn schnell in ein etwas entferntes Dorf berief, wo der Pfarrer heftig erkrankt war. Pflicht geht vor Allem, und der Klingsberger Plan mit all' seinen Herrlichkeiten zerrann wie ein Rebelbild vor Helenens kaum getrockneten Augen.

„Lenchen,“ sprach der Doktor, „es thut mir wahrlich leid, aber nach Blesingen führt keine Eisenbahn; doch wenn du im Wagen mich begleiten willst, so genießest du wenigstens Sonnenschein und Frühlingsluft.“ Immer besser, als die Langeweile zu Hause, dachte Helene.

Sie saßen ein und in der That die Fahrt war köstlich! der schöne, duftende Wald, die blühenden Wiesen, die sonntäglich ausge-

pußten Dörfer, alles verseßte Helene in die angenehmste Stimmung. Angekommen am Ziel ihrer Reise, ließ der Doktor Helenchen am Gasthaus aussteigen, bestellte Kaffee und eilte zu dem Patienten.

Helene hatte in ihrem Leben noch keine Bauern-Wirthschaft an einem Sonntagnachmittag gesehen. Da wurde gezecht, Karten gespielt, gesucht, — dem armen Kinde wurde es angst und bang, sie machte sich in die entfernteste Ecke der großen Wirthsstube und erwartete mit Herzklopfen die Zurückkunft ihres Vaters. Nach kurzer Zeit kam der Doktor, aber jetzt fiel ihm ein, daß er noch einige Krankenbesuche im Dorfe zu machen habe. Vorerst bei einer armen Wittwe, die in einem einsamen Hüttchen eine Viertelstunde vom Dorf entfernt wohnte. Helene wäre um keinen Preis mehr bei den sich zankenden Bauern allein zurückgeblieben, sie begleitete daher den Doktor auf seinen Gang.

Als sie sich dem Häuschen der Wittwe näherten, hörten sie durchs offene Fenster desselben zwei helle zarte Kinderstimmen ein geistliches Lied singen. Helene blieb stehen, der Gesang gefiel ihr überaus wohl. Auch der Doktor hörte gerne zu. „Das sind die Enkel der alten Bärbel,“ sagte er leise, „welche die Ahne pflegen!“ Der Gesang war Ende, und die Forchtenden traten ein.

Ach, so ein niederes schlechtes Stübchen hatte Helene auch noch nie erblickt! In der That sie sah und hörte und lernte heute viel Neues, ohne Zweifel mehr, als dieß auf der Eisenbahn der Fall gewesen wäre. In diesem niedrigen Stübchen fand denn aber doch eine mächtig große Himmelbettlade Platz, in welcher eine alte sehr übel aussehende Frau, wie es schien, nicht wie im Hämmerl, lag. Auf ihrem Gesicht konnte man Krankheit, Armut und Gram in deutlich ausgeprägten Zügen lesen, aber es erheiterte sich, als sie den Doktor gewahrte, dessen freundliches Wohlwollen das Herz des Kranken quickte, wo die Hülfe auch nicht in seiner Macht stand. Außer diesem Hauptgegenstand des kleinen Gemaches fiel dem Besucher gar wenig Erhebliches in die Augen, gering und armselig war die ganze Einrichtung. Um so lieber sah man sich nach den zwei kleinen Säugern um, deren rothe Dickbacken gewaltig gegen das flecke Aussehen der Ahne abstachen. Röschen, hieß das kleine neunjährige Mädchen, Johannes, ihr achtfähriger Bruder. Beide hatten sich in ihrer Schüchternheit hinter der großen Bettlade verschauelt, von wo aus sie voll Erstaunen auf das prächtige Stadtfraulein schielten, das ihre arme Hütte betreten hatte.

Theilnehmend erkundigte sich der Doktor nach den Leiden der Großmutter, die wirklich nicht gering waren. Die alte Frau klagte sie ihm, aber nicht mit Ungeduld, nein, mit Dank gegen Gott, der ihr so viel Gutes dabei schenkte, sie so viel Liebe genießen lasse. „Wie viel,“ sprach sie, „thut mein Friedrich, der Vater dieser Kinder, an mir! Sehen Sie, Herr Doktor, mich froh erbärmlich vergangenen Winter in meinem schlechten Bett, es war eben mit Laub gefüllt und in meine alten Glieder wollte keine Wärme mehr kommen; da ruhte er nicht bis er mir ein Federbett verschafft hatte; und jetzt den Sommer über arbeitet er alle Tage zwei Stunden länger als die Andern auf dem Zimmerplatz, um ein größeres Stück Geld zu verdienen, womit er seine alte franke Mutter unterstützen kann. Ach, Herr Doktor, das ist ein Sohn, seinesgleichen wird man nicht leicht finden! Nun gottlob, Arbeit hat er auch auf lange, da bauen sie drüben in Stetzlingen eine große Fabrik, das gibt einen schönen Verdienst auf mehrere Jahre. Mein Sohn ist auch hinüber und ich sehe ihn leider jetzt oft Wochen lang nicht.“ „Aber,“ fragte der Doktor, „wer pflegt Euch denn, wenn Euer Sohn ganz fort ist, oder habt Ihr ein Dienstmädchen?“ „Ei wohl ein Dienstmädchen! das würde sich schicken, Herr Doktor, für ein so armes Weib! Da sind ja die Kinder, die lassen ihre alte Ahne nicht im Stich, gelt Rösle, gelt Johannesle?“ fragte die Großmutter. Die Kinder wurden roth bis über die Ohren und drückten sich noch fester hinter die Bettlade. „Gut Bärbel, aber wer kocht Euch, wer lehrt, wer fegt, wer macht Euer Bett zurecht?“ „Nun, das thut alles die Rösle. Sie hat es schon den Winter gethan, da mußte sie freilich früh bei der Hand seyn, wegen der längeren Schule, jetzt des Sommers geht es leichter, gelt Rösle?“ Aber Röschen gab wieder keine Antwort, sondern schämte sich gewaltig, daß so viel von ihr gesprochen wurde vor dem Stadtfräulein.

Als der Doktor seine Verordnungen bei der Wittwe gemacht hatte, mußte er noch einige maafernkrankte Kinder besuchen, dahin nahm er Helene, die Ansteckung fürchtend, nicht gerne mit, daß sie aber auch nicht ins Wirthshaus zurück wollte, schlug er ihr vor, hier bei der Wittve zu bleiben, wo er sie dann nach kurzer Zeit im Wagon abholen wolle. Sie ließ sich gefallen. Das Stübchen, das ihr beim Eintritt abscheulich vorkam, war ihr jetzt schon heimlicher.

Als der Doktor fort war, wandte sich Helene zu Röschen: „Rös-

chen, komm doch hervor, ich will dich etwas fragen, hast du auch eine Puppe? Röschen war in der größten Verlegenheit, sie hatte gar so großen Respekt vor dem schönen Fräulein. Nun befahl die Großmutter: „Geh und gib Antwort!“ Röschen kroch aus ihrem Winkel hervor, sie wollte auch antworten, aber es gelang ihr nicht ein Wort heraus zu bringen und deshalb schüttelte sie nur mit dem Kopf. „Nicht, du hast keine Puppe, armes Kind, womit spielst du denn?“ fragte Helene weiter. „Ja, liebes Fräulein,“ antwortete die Großmutter, „das ist bei uns Leuten anders, als in der Stadt, Röschen hat keine Zeit zum spielen, sie muß den ganzen Tag arbeiten.“ „Aber Sonntags?“ meinte Helene. „Nun da hat sie auch nicht viel übrig, sie geht in die Kirche und Sonntagschule, liest ihrer alten Ahne eine Predigt vor und besorgt die Haushaltung.“ Ach wie traurig! dachte Helene. Röschen aber sah zum Verwundern vergnügt dabei aus. „Und du, kleiner Johannes,“ begann Helene aufs neue, spielst du denn auch nicht? „Ja, wenn ich einen Ball hätte,“ schrie der dicke freundliche Junge auf einmal ganz kess, „aber es kostet einer zwei Kreuzer! — Vielleicht wenn der Vater kommt, krieg, ich einen,“ setzte er sich selbst tröstend hinzu. Helene begriff nicht, daß es eine Armuth geben könne, wo zwei Kreuzer als wichtige Ausgabe betrachtet werden, aber es machte ihr Freude, dem Kleinen zu versprechen ihm einen Ball für wenigstens sechs Kreuzer schicken zu wollen. Nun war die Freundschaft geschlossen. Johannes wurde immer beherzter und machte eine Menge naiver Fragen an das Stadtfräulein. Auch Röschen bekam Muth und Helenchen fand die Kinder ganz allerliebste. Endlich gestand Röschen ganz leise: daß sie doch eine Puppe habe. „Soll ich sie holen? aber Sie müssen nicht lachen!“ hat das gute Mädchen und sprang fort. Das war nun wirklich eine Kunst für Helene hier nicht zu lachen, als Röschen diese Mißgestalt, von schlechten Lappen zusammengestopft, herbei brachte. Nach und nach schleppten die Kinder, die immer zutraulicher wurden, alle ihre Herrlichkeiten herbei, um, wie sie meinten, dem Stadtfräulein eine Freude zu machen. Ein bunt gemaltes Trinkglas, einen kleinen Vogel von Wachs, einige schlechte Bilderbögen — es war ihr ganzer Reichthum. Doch nicht zufrieden besaßen noch etwas! Ein weißer Violon und ein Rosmarinstängel, in zerbrochene Töpfe gepflanzt, das kleine Fenster des Stübchens. Flugs ergriff Röschen ein Messer und schnitt ohn' Erbarmen alle blühende Viole und die schönsten Rosmarinstängel ab,

dem Fräulein zu einem Strauß, und sie und ihr Bruder waren seelenvergnügt, als diese denselben annahm und ungemein wohlkriechend fand. Glückselig ist der Mensch, wenn er etwas zu geben hat!

Jetzt kam der Doktor. Fast zu früh, denn immer besser gefiel es Helene in dem kleinen Stübchen bei den muntern Bauernkindern. Doch der Abend erschien auch und bald saß man im Wagen und rasch liefen des Doktors lebhaftes Brauen der Heimath zu. Helene sprach nicht viel unterwegs, aber sie bewegte allerlei Gedanken in ihrem Herzen.

Die großväterliche Liebe, die oft in Schwäche ausartete, hatte die Enkeltochter begehrlieh und selbststüchtig gemacht, aber vom lieben Gott nicht nur mit einem hellen Geiste, sondern auch mit einem weichen, warmen Herzen ausgestattet, war sie für gute Eindrücke leicht empfänglich und es hätte nur einer weisen Leitung bedurft, um schöne Früchte hervor zu locken. Was sie heute gehört und gesehen hatte, war ihr sehr wichtig. Beschämt mußte sie sich gestehen, daß dieses arme Bauernmädchen in seiner Bescheidenheit, in seiner Genügsamkeit, in der Treue gegen die Großmutter weit liebenswürdiger erscheine, als sie in all ihrem Prunk und daß sich Röschen wunderbarer Weise erst noch viel glücklicher fühle, als dieß bei ihr die meiste Zeit der Fall war. Wäre Helene ein böses neidisches Kind gewesen, so würde sie sich darüber geärgert haben, aber sie liebte Röschen und beschloß dem guten Mädchen eine Freude zu machen.

Und als nach acht Tagen wieder ein Sonntagnachmittag und zwar mit starkem Regen erschien, da hatte Helene keine Langeweile, wollte auch nicht mit der Eisenbahn fahren — nein! sie arbeitete eifrig an einer Puppe, die sie unter Anleitung der Frau Berthold aufs Schönste kleidete, um sie Röschen zu schenken. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte Helene, wie süß es sei, etwas für Andere zu thun, es war ihr eine Lust, wenn sie sich die Freude dachte, die Röschen haben werde, und daß sie sich für ihre neue Freundin bemühte, vermehrte ihre Liebe zu ihr.

Die Puppe war endlich fertig! Und um das Vergnügen vollständig zu machen, ließ der Großvater an einem schönen Mittag eine Droschke kommen, in welcher Frau Berthold und Helene, vollgeproßt mit Speis' und Trank für die alte Großmutter und Geschenke für die Kinder dem einsamen Hüttchen zuführen.

Welch eine Freude! Röschen, als sie hörte die prächtige Puppe

solle ihr Eigenthum seyn, war vor Erstaunen ganz verstummt, desto lebhafter äußerte der drollige Johannes sein Vergnügen und die Gefahr mit seinem ungeheuren Ball in eine sehr unerwünschte Berührung zu kommen war für alle Anwesende groß, da er nicht satt werden konnte ihn nach allen vier Winden fliegen zu lassen. Die Großmutter war bis zu Thränen über die Güte des lieben Fräuleins gerührt und diese fühlte sich noch glücklicher als alle Empfangende. Geben ist seeliger denn Nehmen. Selbstsucht zieht das Herz zusammen und macht mürrisch und unzufrieden. — Liebe erweitert es und macht froh, das fühlte jetzt Helene in der Tiefe ihrer Seele.

Von nun an war ein freundliches Verhältnis zwischen dem Stadtfräulein und den Bewohnern des Hüttchens hergestellt. Helene fand jetzt stets willkommene Arbeit. Bald war es eine Bettjacke, welche die alte Frau bedurfte, bald nähte sie ein Hemd für Johannes oder eine Schürze für Röschen. Für die arme Familie gewiß eine große Wohlthat, aber für Helene nicht minder. Fürs Erste hatte sie keine Langleiwe mehr, denn sie wußte sich jetzt nützlich zu beschäftigen und das machte sie dann auch zufrieden; fürs Andere kam sie durch diese kleine Gifelleistungen sehr oft in persönlichen Verkehr mit Röschen — und wie viel lehrte sie dieß! War es möglich, daß sie ungeschicklich gegen den Großvater seyn konnte, wenn sie sah wie Röschen ihre oft etwas wunderliche Ahne mit so viel Liebe und Geduld behandelte, und keine Anstrengung scheute, wenn es der alten Frau Erleichterung schaffte? Konnte sie mürrisch oder hart gegen die Diensthoten seyn, da sie durch Röschen jetzt erkannt hatte, daß oft im niedrigsten Stande die edelsten Gesinnungen wohnen die aber häufig dem äußerlich Höherstehenden nur deswegen verborgen bleiben, weil er sich so fern und fremd seinem geringeren Mitmenschen hält?

Jedermann bemerkte die vortheilhafte Veränderung Helenens, aber niemand errieth den wahren Grund, dessen sie sich vielleicht selbst nicht klar bewußt war. Röschen und noch mehr Johannes kamen nun öfters in Herr v. Gönn's Haus, wodurch auch Helenens Vater mit ihnen bekannt wurde. Der kräftige Johannes erwarb sich des Majors ganze Gunst und oft äußerte er im Scherz: „Welch einen schönen Soldaten wird das einst geben!“

Zwei Jahre mochten jetzt vorüber seyn, da brauste der Sturm von Westen auch über unser deutsches Vaterland. Das Vertrauen wich,

die Geschäfte stockten, hörten endlich ganz auf. Auch Friedrich, Röschen und Johannes Vater, der fleißige Ernährer seiner ganzen Familie verlor seine Arbeit. Alles Bauen ward eingestellt. Eines Abends, als er nach Haus kam, hieng er Axt und Schurzfell an die Wand und setzte sich kummervoll an das Bett der alten Mutter, deren Leiden in der letzten Zeit noch herber geworden waren. Friedrich war ein guter Sohn, ein unermüdlicher Arbeiter, aber kein fleißiger Vater. Er setzte sein Vertrauen auf seine kräftige Faust, nicht auf den lieben Gott; wo sollte er jetzt Trost hernehmen in dieser betrübten Zeit? Vergeblich suchte er ein neues Geschäft. Einige Wochen giengs noch, er hatte mehrere Gulden erspart, die mußten jetzt daran; aber was dann? Sollte er die alte franke Mutter darben, die Kinder nothleiden sehen?

Solche Gedanken verfolgten ihn Tag und Nacht, aber sie führten ihn nicht zu der rechten Quelle alles Trostes, sondern — ins Wirthshaus! Er der Mäßigste und Sparsamste sonst von Allen, suchte jetzt mit Wein den bösen Geist des Unmuths zu vertreiben. Er trank, er spielte, er lärmte, er war ein anderer Mensch geworden. Mutter und Kinder wußten es anfangs nicht, aber bald fiel der alten Frau sein stürmisches Wesen auf, sein langes Ausbleiben. Sie warnte den Sohn; das war Del ins Feuer; er ließ sich den ganzen Tag, die ganze Nacht nicht mehr sehen. Friedrich hatte nicht nur Wein für seine letzten Nothpennige im Wirthshaus eingehandelt, noch eine viel schlimmere Zugabe erhielt er dort umsonst. Gottlose Reden, schlechte Rathschläge, mit einem Wort schlimme Kameradschaft.

Schon stieg im Lande die Verwirrung, schon sah man die Straßen mit Jüngen von Abentheurern bedeckt, denen sich freilich auch Mancher aus der Gefe der Bevölkerung anschloß. Noch schauderte Friedrich zurück vor den Anschlägen, die er da und dort von unglücklichen, durch Elend erbitterten Gesellen machen hörte; aber je höher seine Noth stieg, je leerer sein Beutel wurde, je williger lieb er Bethörten oder Verführern sein Ohr. „Wahr ist's,“ dachte er endlich, „was sollen die Reichen alles haben und wir armen Leute nichts? Soll ich Mutter und Kinder verhungern lassen, oder mich abplagen, um ein paar sumpfige Kreuzer zu verdienen, während sie in der Stadt in Saus und Braus leben! Nein, wir theilen! es wird ja so schlimm nicht werden, ich will mich begnügen, aber gut will ichs auch einmal haben und nicht länger den Jammer der Meinigen mit ansehen, morgen, ja morgen

gehe ich zu den Freischaaaren!" Diesen Entschluß fassend, verzehrte Friedrich vollends seine letzte Baarschaft. Dann wankte er halbberauscht dem Hüttchen zu.

Es war zehn Uhr, eine stille Nacht. Er hörte wie Röschen den Abendsegen las, das Fenster war halb offen. Er blieb stehen. Röschen schloß ihre Andacht mit dem Vaterunser, dann sagte sie: „Ahne, ich will noch ein besonderes Vaterunser beten für den Vater, er kommt wieder so spät heim und er ist oft so traurig und oft so zornig, gar nicht mehr wie sonst; ach daß er wieder würde wie ehemals, gelt Ahne?“ „Thue das, mein Kind! ja er kann es wohl brauchen,“ erwiderte traurig die Großmutter. „Bete für ihn, der liebe Gott möge ihm helfen und ihn nicht in die Stricke des Versuchers fallen lassen!“ Röschen betete so recht aus der Seele. Friedrich beßte innerlich, aber — beten hatte er verlernt. Es war ihm nicht in die Stube zu treten, er lief auf dem Felde umher, bis er das Licht im Hüttchen verläscht sah, bis Mutter und Kind im tiefen Schlaf lagen. Nun warf er sich auch auf sein Lager, aber ohne Ruhe. Das Gebet des Kindes hatte seinen Entschluß wankend gemacht. Wovon aber morgen leben? der letzte Kreuzer war dahin.

Die Ahne erwachte mit tiefem Stöhnen. Ein Brustkrampf hatte ihr den Athem geraubt. Röschen sprang in der Angst zum Vater: „O Gott, Vater,“ schrie sie, die Ahne stirbt, gib mir Geld, geschwind, geschwind zu Senfmehl, das hat ihr auch sonst schon geholfen.“ „Geld?“ lachte der Vater wild, „hol's bei den reichen Leuten in der Stadt, ich habe keines mehr!“ „O Vater!“ weinte Röschen und eilte zu der kranken Großmutter zurück. Der Vater aber weinte auch, vielleicht die bittersten Thränen seines Lebens, denn er gedachte des gestern Nachts vertrunkenen Geldes und jetzt der hilflosen Mutter. In Verzweiflung stürzte er aus dem Haus.

Wer sollte nun helfen in dieser Noth?

Der kleine Johannes! Er besaß noch einen schönen neuen Sechser, den ihm bei seinem letzten Besuch in der Stadt Helenens Vater, der Major, geschenkt und den er bisher aufs Sorgfältigste aufbewahrt hielt. Jetzt sparte er ihn nicht länger! Er selbst trug ihn aber mit schwerem Herzen zur Apotheke. Zögernd übergab er seinen Reichtum dem Apotheker für die verlangte Waare. Gleichgültig strich dieser das blankte Geldstück ein, Johannes verfolgte seinen Schatz mit wehmüthigen

Blicken und seufzte tief, als er ihn verschwinden sah. „Nicht wahr, Zunge, dich dauert dein schöner Sechser?“ sprach lächelnd der Apotheker; „nun du sollst ihn wieder haben und das Senfmehl schenke ich dir.“ — Jubelnd sprang Johannes davon, vielleicht hat er sogar vor Freunden den Dank vergessen.

Das Senfmehl wurde aufgelegt, die Ahne erholte sich, allein der Sechser mußte dennoch wandern. Es gebrach an Brod und der Bäcker war nicht so mitleidig wie der Apotheker. Die Großmutter fühlte sich indessen sehr übel. „Ihr Kinder, wo ist euer Vater?“ fragte sie wiederholt. Die Kinder wußten's nicht.

Der Tag gieng schwer und bang vorüber, der Vater kam nicht. Die Schwäche der Großmutter nahm zu und weder Geld noch Brod im Haus! „Ach, wüßte Fräulein Helene wie schlimm es uns ergeht,“ seufzte Röschen, „sie hülfte uns gewiß!“ Am zweiten Tage stieg die Noth. In einiger Entfernung von dem Hüttchen, der Straße zu, bemerkte man unruhige Bewegungen, auch vernahm man hie und da einzelne Schüsse. Die Großmutter fragte nicht mehr, sie schlummerte fieberhaft. Röschen war in Todesangst, ihr Gebet wurde immer dringender. Johannes verließ das Hüttchen. „Ich gehe zur Stadt,“ sprach er muthvoll, „und bringe den Vater oder Brod.“

Rasch schritt der kräftige Junge vorwärts, aber, mein Gott, welche Gestalten begegneten ihm auf dem Wege dahin und welche Zerstörung traf er dort! Alles war in vollem Aufruhr: Barricaden, Straßengefecht, Jammerscenen! Zu Herrn v. Gönn's Wohnung zu gelangen war unmöglich, es hätte aber auch Johannes nichts geholfen, denn Helenens Großvater war längst mit den Seinigen gesunken.

Der Geist der Empörung riß alles mit sich fort in seinem verheerenden Strom. Sogar ein großer Theil des Militärs vergaß den Eid und griff mit verbrecherischer Hand nach der Gewalt. Nicht so Helenens Vater, er und mit ihm Viele blieben ihrer Pflicht getreu und suchten im herben Kampfe Gesetz und Ordnung wieder herzustellen. In der ganzen Gegend sah man Abtheilungen treu gebliebener Soldaten im Handgemenge mit den, von allen Seiten herbeiströmenden Haufen. In beständiger Todesgefahr unter den ihn rings umpfeisenden Kugeln, irrt der arme Johannes bis in den Abend umher, den Vater erblickt er nirgends. Trostlos kehrte er zurück, aber bis in die Nähe der heimatlichen Hütte verfolgten sich die Kämpfenden.

Auf einmal flieht er einen Officier, schon aus mehreren Wunden blutend, vom Pferde sinken. Eben soll dieser den letzten Todesstoß von einem wildtrophigen, härtigen Burschen empfangen — da schreit der Knabe: „Halt, diesen darfst du nicht tödten!“ Der Mann schaut nach der warnenden Kinderstimme um, aber in derselben Minute sprengten ein paar Reiter daher, der Abentheurer flieht und der Major, Helenens Vater, ist gerettet! — Doch hier ist keine Sicherheit, wohin soll der Schwerverwundete gebracht werden? „Zu meiner Ahne!“ ruft der Knabe im frohen Gefühl seiner That. „Wir wohnen einsam und versteckt, dorthin kommen keine Kämpfer, in unserer Hütte gibt es nichts zu holen!“ Ohne Bewußtseyn wird der Major von seinen Leuten in die Hütte der Großmutter gebracht. Aber er ist nicht der einzige Kranke dort, die Hütte wird zum Spital, denn auch Friedrich ist als Verwundeter darein zurück gekehrt.

Eine Kugel nahm ihm zwei Finger weg und nur ein Wunder rettete ihn vor Gefangenschaft. Aber nicht nur die Hand, auch das Herz blutete ihm, voll tiefer Reue, als er im Hüttchen am Bett der sterbenden Mutter niedersank und von ihren schon erkalteten Lippen schmerzvoll das Wort: „Aufrührer!“ hören mußte. „O Mutter, Mutter,“ rief er, „scheidest du ohne Segen von deinem reuigen Sohne?“ „Friedrich, ich vergebe dir und Gott wird dir auch vergeben, aber bete und wache! auf daß du nicht in Versuchung fallest. Und nun meine Kinder lebt wohl, lebt wohl und laßt die alte Ahne schlafen!“ Auf ihrem Angesichte lagen die Schatten des Todes und nach wenigen Minuten entfloß die fromme Seele der Großmutter dem morschen Kerker.

In dem engen Raume der kleinen Hütte lag jetzt neben der Toten Freund und Feind nahe beisammen. Köschin war die Pflegerin des Vaters und des Majors. Dorfleute sprangen ihr bei und hatten ihr Nahrung gebracht. Bald kam auch ärztliche Hilfe und alle Unterstützung für den Major, der sie gern mit dem reuigen Friedrich theilte. —

Die Unruhen sind nun gestillt, der Major ist geheilt und Friedrich auch, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich. Er hat jetzt glauben und beten gelernt. Als Zimmermann ist er durch den Verlust seiner Finger unbrauchbar geworden, aber Helenens Vater hat ihm eine andere Beschäftigung zu verschaffen gewußt, die ihm sein Auskommen gewährt. Den kleinen Johannes, den der Major seinen Lebensretter nennt, läßt er auf seine Kosten ein Handwerk erlernen. Köschin aber

ist ganz in die Dienste Helenens getreten, die mehr eine Freundin, denn eine Dienerin in ihr sieht und gemeinschaftlich mit ihr Rackende kleidet, Hungerige sättiget, Traurige tröstet. Alle haben jezt erkannt: Arme und Reiche wird es stets geben; Einer bedarf des Andern, aber wenn das Band christlicher Liebe sie mit einander verbindet, dann sieht der Reiche nicht mit Stolz und Uebermuth, und der Arme nicht mit Haß und Reid auf seinen Nächsten, denn beide wissen, daß sie alle Eines Gottes Kinder, und Brüder sind — also alles mit einander theilen sollen. Aber nicht in jenem mißverstandnen Sinne: Eine Ausgleichung muß allerdings stattfinden, aber durch Erfüllung des Evangeliums. Es ist die Mission der Christenliebe, diese Ausgleichung zu vollbringen und die Versäumnis und Schuld vergangner Jahrhunderte zu sühnen, die Arme und Reiche an den Rand eines Abgrunds geführt.

S p r ü c h e.

Es scheint mir eins von den besondern Räthseln in der menschlichen Natur zu seyn, daß die Hoffnung froher, als der Genuß, und die Furcht trauriger, als das wirkliche Elend ist. —

Klopstock.

Sage nicht Alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst.

Claudius.

Freund, bewahre deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften,
Deine Stirn' sey Sonne.

Herder.

Sei hochbesehlig, oder leide,
Das Herz bedarf ein zweites Herz;
Getheilte Freud ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.

Liedke.

Wiesel - Geschichten.

Von Emma Riendorf.

Daheim im Altmühlthale hatte ich ein junges Reh. Es ist mir eine der liebsten und wehmüthigsten Erinnerungen meiner Kinderzeit geblieben. Wie traut hat es mich angeschaut aus seinen braunen treuen Augen, wenn ich auf der Wiese am Wasser spielte! Der Jäger brachte es aus den Bergen in das grüne Thal herunter. Aber es durfte nicht immer die freie Luft athmen mein armes Reh. Ein dumpfes, traurig dunkles Gewölbe im alten Schlosse war seine Herberge. Wie mag es da an Heimweh gekrankt haben nach den Sonnenlichtern durch hohe Wipfel, dem Waldmonde, dem Moose, nach der Quelle und den Gefährten! Es hat mich viel erbarmt das schlanke eingelerferte Wild. Plötzlich war es fort, und ich habe es nie wieder gesehen. Sie sagten daß ein Wiesel es angehaucht und daß es davon gestorben, denn der Athem dieses kleinen behenden Thieres sey giftig und tödte. Ich habe um mein Reh heiße Thränen geweint und ihm dann doch auch gegönnt, daß es nicht mehr in dem finstern Gefängnisse schmachten müsse. „Es wird ihm jetzt wohl gehen,“ meinte ich. „Wer weiß ob seine Seele nicht in den Wald heimgeflogen ist und aus einem Vöglein von den Zweigen singt?“ — Die Wiesel behielten aber durch diesen Vorgang für mich etwas Merkwürdiges und Geheimnißvolles und mit Neugier forschte ich ihren Spuren nach. In der That ist es auch ein Thier der Märchen. Noch heute lausche ich gern hin, wenn sich in Sagen oder alten Büchern etwas von ihm vernehmen läßt.

Da habe ich denn bald gefunden, daß jener Volksaberglaube meines Gebirgs, welcher dem Wiesel giftige oder sonst unheilvolle Kraft beimißt, sich aus grauer Vergangenheit herleitet. Schon der gelehrte und seltsame Theophrastus Paracelsus gedenkt vor Jahrhunderten des Wahns, daß ein Mann, dem ein Wiesel über den Weg lief, nicht eher weiter geht bis er drei Steine über die Straße geworfen hat. Der alte brittische Reisende Gerald de Barri, bekannter unter dem Namen

Giraldus Cambrensis, bewahrt einige Traditionen von dem Thierlein, das ich zum Helden dieser Zeilen machen wollte. Ein Wiesel, erzählt er, hatte seine Jungen auf eine Fläche in Sonne und Luft gebracht, als ein tödtlicher Geier eines der Kleinen davon trug. Das Wiesel barg sich mit den Uebrigen hinter Gesträuch, und sein Leid gab ihm eine Kriegerlist der ausgesuchtesten Rache ein. Es streckte sich wie todt auf einen Erdbaufen hin, Angesichts des Räubers. Der Geyer — da der Erfolg stets die Eier steigert — faßte das Wiesel und flog mit ihm davon, fiel aber alsbald todt nieder vom Bisse des giftigen Thieres.

Ein Besitzer von Schloß Pembroke — fährt mein Chroniker fort — fand eine Wieselbrut an einer Stelle seines Wohnhauses versteckt, trug die Jungen sorgsam fort und verheimlichte sie: die Mutter, erzürnt durch den Verlust ihrer Kinder, welche sie umsonst gesucht hatte, lief zu einem Milchgeschirre, das man zum Gebrauche für den Sohn des Gebieters auf die Seite gestellt, erhob sich und besetzte es mit tödtlichem Gifte, den Verlust der eignen Jungen durch Vernichtung des fremden Kindes rächend. Der Mann, welcher den Vorgang beobachtete, brachte das kleine Häuflein auf seinen ersten Platz zurück, worauf das Wiesel, von Mutterangst zwischen Furcht und Hohn umhergetrieben, beim Wiederfinden der Jungen die Freude durch Töne und Bewegungen kund gab, schleunig nach dem Milchgeschirre rannte und es umwarf, gleichsam aus Dankbarkeit für die Wiedererstattung der eignen Nachkommen, den ihres Wirthes von der Gefahr rettend.

Aus einem altbretagne'schen Sang*) „Gilduc“ genannt, klingt uns folgende Wundermähr entgegen: Als die schöne Qualadun todt da lag, kroch ein Wiesel unter dem Altar vor und lief ihr mehrmals über das Angesicht, worauf der Wächter nach dem Thierlein schlug und es umbrachte. Alsbald erschien ein anderes Wiesel, rannte, nachdem es viele Zeichen von Leid gegeben hatte, plötzlich in die Wälder hinaus und kam mit einer Blume von prachtvoll rother Farbe wieder, die es sorglich seinem Gefährten in den Mund preßte: augenblicklich kehrte das Thierlein in's Leben zurück und sprang empor. Ein zweiter Schlag ward aber nach dem auferstandenen Wiesel geführt, so daß es die Blume fallen ließ. Als man sie an die Lippen der Jungfrau brachte, wachte diese vom Tode auf und fragte verwundert: warum man sie habe so lang schlafen lassen.

*) Ursprünglich unter dem Namen: „Guildecuc, la Gualadun“ bekannt. Den Gesang bewahrt und die Sammlung von Marsic.

In einer der frühesten englischen Romane, „Sir Guy of Warwick,“ springt, da der hungernde Thiercy zu den Füßen Guy's einschläft, plötzlich ein weißes Biesel ihm aus dem Munde und flüchtet in einen Spalt des nahen Felsens, kehrt aber bald wieder zurück und läuft ihm noch einmal die Kehle hinab. Als er erwacht und erzählt, daß er einen Traum gehabt, von einem „schönen weißen Schwerdt“ und von einem Schage, ging Guy nach der Stelle wohin das Biesel entwischt war und fand wirklich beides, Schwerdt und Schag.

Hätte ich doch für mein Neh die rothe Blume der schönen Quasladun gehabt! —

Das Albumblatt.

Den Knaben, den Neophyten, der schüchtern im Sonntagsstaat in das Allerheiligste der Gelehrsamkeit schreitet, sollten wir kennen. Wir meinen ihn schon einmal gesehen, oder vielmehr nicht gesehen zu haben, denn damals lag er unter weichen Decken im Neste, ein kleiner Gast auf Erden. Seitdem hat er sich tüchtig gestreckt, und soll jetzt den Honig der Weisheit schmecken. Da ist es denn ein ganz hübsches symbolisches Wiederenspiel, daß der den Honig holen muß, ihn bringt, ihn schon gleich in beiden Händen trägt, dem verehrten Lehrer und Pfarrhern entgegen, ein demüthiges Liebesgeschenk von den Bienenkörben der Mutter, welche ihren Jüngsten — seine Arie zittern — mit einem gutgemeinten Stoß in's Kreuz vorwärts treibt, während der Geistliche, vom Folianten aufblickend, die Brille wegschiebt, um offen in das treuherzige Gesicht des Jünglings zu schauen, dessen unter den Arm geklemmtes Büchlein, so wie der Zettel in der Hand der Bäuerin, auf den Eintritt zum Unterrichte deuten. Mit wohlwollender Neugier belauscht an der Thüre die Familie den kleinen Debutanten auf der Bahn des Wissens. Laß nur nicht den Teller fallen aus Angst, armer Schelm! Du wirst des Tags noch lang gedenken. Geseigne Euch der Honig der alten fleißigen Frau, zu dem so viele Blümlein auf der Flur beigeleuchtet haben, und geseigne dem Kinde der Honig des göttlichen Wortes, den es jetzt genießen und beherzigen soll!



Wie zwei Deutsche finden, daß sie Deutsche sind.

Mitgetheilt von Josef Rant.

Ein östreichischer und ein baierischer Bauernbursch geriethen einst in Streit und wurden mit jedem Augenblicke hitziger.

Der Streit hatte mit allerlei Kleinhandel angefangen und theilte endlich Tausendpfundnoten aus, als man über das Vaterland zu streiten kam.

Natürlich war der Baier sogleich ein guter Baier, der Dösterreich ein guter Döstreicher; der Baier sagte: „Ich bin gut königlich,“ und gab dem Döstreicher eine Ohrfeige; der Döstreicher sagte: „Ich bin gut kaiserlich königlich,“ und gab dem Baier zwei Ohrfeigen.

Das Ding war gut; drei Ohrfeigen waren abgeliefert; der Baier dachte: die zwei Präsentle nehm' ich lächelnd heut mit heim, weil es nicht drei sind, morgen geh' ich in Begleitung meines Seitenmießers aus, ich will sehen, wie ich dem lumpigen Döstreicher seine Grobheit aus der Seele schneide; der Döstreicher dachte: immerfort basta heute, ich habe noch eine Wange, auf der ich heute Nacht ruhig schlafen kann, findet der Baier mit zwei Pfund „Gestrichenem“ heim, so will ich meine zweihunddreißig Loth auch noch schleppen, morgen wird's eben anders laufen.

Gut.

Sie gingen auseinander und schwuren sich den Tod sobald als möglich.

Aber ein großer Herr, der allergrößte, den wir kennen, griff aus den Wolken nieder und führte zuerst den Baier und dann auch den Döstreicher bei den Ohren nach Frankreich und nach Afrika hinüber, das heißt, ein jeder von den Burschen hatte das Unglück, daß er wegen Wilderei aus seiner Heimath fliehen mußte, und so kamen sie nach Frankreich, um sich für Afrika werben zu lassen, wo es damals noch Krieg gegen Abbe-el-Kader sehte.

Beide Burschen kamen auch glücklich in Afrika an, der Baier

früher, der Destrreicher später; einer war als Reiter angeworben, der andere als Musketier; beide schwiigten ihr Erstreckliches in der schrecklichen afrikanischen Sonne, beide waren aber tapfer, wie es Deutschen ansteht, und es dauerte nicht lange, so hatte jeder seine vier fünf ehrenvolle Wunden auf der Brust.

Das Soldatenleben ist recht schön; tapfer sein, das ist recht brav; Wunden auf der Brust zu haben, das ist recht ehrenvoll; aber Eines ist recht bitter: so schrecklich weit vom Vaterlande fort zu seyn, nirgends seine Muttersprache mehr zu hören, Vater und Mutter, Brüder und Schwester, Landsleute und Freunde gar so fern zu wissen — über Berg und Thal und Meer! Es schien auch wie verzaubert: in Afrika wurde immer und immer nur von Frankreich und von England, vom Kaiser von Marokko und von Spanien, von Abd-el-Kader und den Arabern gesprochen — von Deutschland keine Sylbe, und wenn es ein Franzose schon im Vorübergehen streifte, so hieß es: l'Allemagne und nicht Deutschland.

Einst stand der Baiere Wache in der stillen Wüste, über sich nur Himmel, unter sich nur Sand, und vor sich Sand und Himmel. Dort drüben, dachte er, muß mein Deutschland liegen — Deutschland, Deutschland, Vaterland, mein Baiern, meine Heimath; dort leben meine Brüder, dort spricht man meine Sprache, und ich steh' allein da, so weit hinweg, in einem fremden Lande, unter fremden Menschen, und will ich meine Sprache reden, so red' ich nur zu lauter Luft und todtem Sand.

Er stieg vom Pferd und drückte weinend sein Gesicht in dessen Mähnen.

„D hätt' ich jetzt nur Einen deutschen Bruder da, sey's Destrreicher oder Schwabe, Preuße oder Sachs! Wie wollte ich meinen Destrreicher jetzt umarmen, halsen, herzen, statt sein Leben anzuseinden; wie wollte ich ihn drücken und Herzensbruder nennen!“ Und wie er noch so spricht und kummert, marschirt ein Trupp Musketiere vorüber und macht Halt und der Anführer spricht auf schlecht französisch: „Nun, gut Freund! kein Araber zu sehen gewesen? Alles rund herum in Ordnung?“ Der Baiere wischt sich schnell die Augen mit dem Mähnenhaar des Pferdes, schaut auf und will geschwind sagen: „Nein, es hat sich hier kein Feind gezeigt“ — aber er kann nicht reden, bringt kein Wort herfür, schaut nur den Führer an und schweigt und wird wie Kreide blaß und kann nicht reden.

Dem Führer geht's nicht anders, er glaubt zu träumen, schaut den Baier an mit großen Augen, die Augen werden feucht, die Wangen werden bleicher — plötzlich brechen beide los wie Rasende vor Schmerz und Freude; der Eine schreit: „Ist's möglich, bist Du's? bist Du's wirklich, lieber Vater?“ Der Andere ruft: „So hab' ich recht, Du bist es, Bruder Oestreicher?“ Und beide werfen weg, was sie in Händen haben, und halsen sich und küssen sich und schwören sich zu lieben bis in Ewigkeit. „Wir sind Alle Deutsche,“ ruft der Baier, und nur Ein Herz soll uns angehören, dem Oestreicher wie dem Baier, dem Baier wie dem Sachsen, dem Schwaben wie dem Franken!“

Erinnert diese Geschichte nicht recht lebhaft an das Schicksal unserer deutschen Nation, die so lange unter einander als Oestreicher und Preuße, als Sachse und Baier und Schwabe streitet, bis sie durch eine andere Macht bei den Ohren so recht auf eine weite Wüste des Elends geführt worden ist, worauf sie erst zur Besinnung kommt und ausruft: „Wir sind Alle Deutsche; laßt uns einig seyn, dann sind wir stark und dürfen auch von einem Vaterlande reden!“

Elisabeth von Oestreich,

Gemahlin Karls IX. von Frankreich.

Von Vland.

Die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war beinahe für ganz Europa eine schwere und unheilvolle Zeit. Die meisten Staaten waren von innern Kriegen zerrissen, denen unsre heilige Religion, welche vor Allem Liebe gegen den Nächsten und Frieden predigt, zum Vorwand dienen mußte. Die göttliche Wahrheit, welche trotz alles verkehrten Beginns der Menschen ewige Siegerin bleibt, schien damals untergegangen in Parteiseidenschaft und zornigem Haß.

In Schottland wüthete der Bürgerkrieg, und unter seinem Schutze brüstete sich ungestraft der Nord; auch Irland blutete aus tausend

Wunden, welche ihm der Streit um seinen Glauben schlug. In England, wo der grausame Heinrich VIII. das Werk der Reformation blutig begonnen, seine erstgeborne künftige Tochter Marie dasselbe unter zahlreichen Hinrichtungen aufgehalten hatte, nahm ihre Nachfolgerin, die große und glückliche Elisabeth, es auf's Neue in die Hand, und ließ, wenigstens im Anfang ihrer Regierung, zahlreiche Schaffote bauen, um mit Denen ein Ende zu machen, welche dem neuen Glauben sich widersetzten. In Spanien forderte die Inquisition täglich neue Opfer, in den Niederlanden aber vergoß Herzog Alba, der wie ein Dämon der eisernen Macht durch die Geschichte geht, in Strömen das Blut der widerspenstigen Protestanten. Frankreich jedoch war es vorbehalten, die Gräuelt dieser Zeit auf die höchste Spitze zu treiben. Dort regierte nach dem Tode Heinrichs II. im Namen und an der Stelle ihrer jungen Söhne die ränkevolle Katharina von Medicis. Sie war es, welche zuerst den Bürgerkrieg im Land entzündete, weil sie die Gefahr, welche der Krone ihres schwachen Sohnes Karl von den allzumächtigen Parteien drohte, dadurch abzulenken glaubte, daß sie die Letztern gegen einander auf's Höchste erbitterte. Aus keinem andern Grund begünstigte sie anfänglich die Calvinisten, als um durch sie die ehrgeizigen Prinzen von Guise, welche sich an die Spitze der Katholiken stellten, im Schach zu halten. Als die Erstern hierauf mit dem tapfern Coligny an der Spitze große Vortheile in mehreren Treffen errangen, da fürchtete sich die Königin vor ihrer zunehmenden Macht wie früher vor den Guisen, und sie entwarf einen teuflischen Plan, wie noch nie einer in einem Frauenherzen entsprang. Leider fand sie in ihrem Sohn, dessen lasterhafte Neigungen sie eigenmüthiger Absichten willen eifrig zu nähren beflissen war, ein nur zu bereitwilliges Werkzeug ihres Willens. Die beiden jungen Prinzen von Condé und Navarra hatte sie durch die Heirath des Letztern mit ihrer schönen Tochter Margaretha schon vorher an den Hof gefesselt, die andern wichtigsten Häupter der Reformirten lockte sie unter mancherlei Vorwänden des Friedens in die Hauptstadt, bestellte aber unter tausend fürchterlichen Gestalten den Mord, der sie mit einem Schlag von den verhaßten Gegnern befreien sollte.

In der Nacht vom 24. August des Jahrs 1572, als ganz Paris in friedlichen Schlummer versenkt schien, drangen mit einem Mal die Schergen des Hofes in die Häuser der Reformirten, und mordeten auf schonungslose Weise, wo immer sie dieselben fanden. So endete der

täpferer Coligny unter der Hand gedungener Knechte, welche selbst den Schlummer des Helden nicht schonten, sein glorreiches Leben, so starben gleich ihm die vornehmsten Führer. Mehrere Tage dauerte das Morden in Paris, aber nicht allein über die Hauptstadt, sondern auch über alle andre Provinzen des Reichs war das blutige Netz ausgespannt, welches die Hand der Königin gewoben hatte. In Paris allein fanden in jenen schrecklichen Tagen mehr als fünf tausend Menschen den Tod durch Mörderhand. Man sagt, daß Karl IX. selbst sich damit ergözte, von seinem neugebauten TuilerienSchlosse aus auf fliehende Protestanten zu feuern, und so im grausamen Ernst der Jagdlust zu fröhnen, welche er sich in friedlichen Zeiten mit Leidenschaft überließ.

In dieser schrecklichen Nacht schlief unter demselben Dache, von welchem so haarsträubende Gräueltaten ausgingen, eine holde Frau den tiefen und gesunden Schlaf des guten Gewissens. Als gegen Morgen das Geschrei des Jammers bis in die Nähe der Tuilerien drang, als der Knall der auf die Fliehenden abgefeuerten Büchsen nicht mehr von den seindlichen Gardinen abgehalten wurde, welche das Schlafgemach der jungen Königin Elisabeth verhüllten, da schreckte diese aus dem Schummer auf, und weinend erzählten ihr die bangen Dienerinnen von den entsetzlichen Scenen, welche sich in Paris zutrugen. Auf die ängstliche Frage Elisabeths: „Was thut mein Gemahl, um diese Gräueltaten zu hindern?“ schwiegen achselzuckend die Frauen, und als ihre Gebieterin weiter in sie drang, mußten sie gestehen, daß der König selbst den Nordbefehl erlassen habe. Da ging über das arme Herz Elisabeths ein Frösteln des Todes; mit schwacher Stimme verlangte sie nach ihrem Gebethuch, und warf sich schluchzend und händeringend vor dem Bild des Gekreuzigten nieder, welches die eine Wand ihres Gemaches zierte. „O Herr, rief sie aus, wenn Deine Langmuth und Barmherzigkeit nicht so unendlich wären, wie könnte ich je annehmen, daß Du dem König Solches verzeihen wollest!“ — Elisabeths Schmerz um diese blutigen Thaten ihres Gemahls war grenzenlos, und andauernd bis zu ihrem Tode.

Neun Jahre lang hatte Katharina von Medicis für ihren Sohn Karl um die Tochter Kaiser Maximilians und Mariens von Oesterreich geworben, und nur ihren angestrengtesten Bemühungen gelang es endlich, eine Verbindung zu Stand zu bringen, welche das eifersüchtige Spanien lange bekämpfte. Elisabeth galt, was Herkunft, Schönheit,

Charakter und Erziehung betraf, für die beste Partie in Europa. Ihre zärtlichen Aeltern nahmen, als sie die Tochter verließ, den rührendsten Abschied von ihr, und Maximilian konnte sich nicht enthalten, unter Thränen auszurufen: „Täuschen wir uns nicht, mein Kind! Frankreich ist nicht mehr das glückliche Land von ehemals. Der Bürgerkrieg zerreißt es von einem Ende zum andern. Wie sollte ich ohne Schmerz meine Tochter an dasselbe verlieren!“ —

Der Herzog von Anjou, Bruder des Königs, holte Elisabeth vor den Thoren von Sedan ein, um sie in die Stadt zu geleiten. Voll Bewunderung ritt er neben der schönen Jungfrau, und versäumte nicht, sie auf die alte Bauart des Schlosses von Sedan aufmerksam zu machen, an welchem sie so eben vorüberritten. Während die Augen Elisabeths auf dem sehenswerthen Gebäude ruhten, betrachtete ein am Fuße desselben in der Menge verlorener Mann mit großer Spannung ihr liebliches Angesicht. Es war Karl selbst, welcher sich im Geheimen nach Sedan begeben, und mit seinem Bruder abgeredet hatte, wie er die Braut zuerst unbemerkt sehen könne. Obschon ihm die Anmuth Elisabeths vielfach gepriesen worden war, so übertraf doch die Wirklichkeit seine kühnsten Erwartungen, und freudestrahlend empfing er am folgenden Tage mit königlicher Pracht die Braut in Metz, woselbst die Hochzeit am 26. November 1570 gefeiert ward.

Man hatte dem König die Aeußerung Maximilians beim Abschied von seiner Tochter hinterbracht, und es dächte dem Ersteren nun von großem Belang, vor den deutschen Herrn, welche die Braut geleiteten, den ganzen Reichthum seines Hofstaats zu entfalten. Nicht nur folgte ein prächtiges Fest auf das andre, sondern Karl beschenkte auch die Abgesandten mit seltner königlicher Freigebigkeit. Ueberhaupt hatte damals nicht der gute Geschmack, wohl aber der Luxus, besonders auch in der Kleidung, den höchsten Grad erreicht, und Elisabeth selbst war an dem Tage ihrer Trauung in eine zwanzig Ellen lange, mit kostbaren Edelsteinen reichgestickte Schleppe gekleidet. Bei ihrem Einzug in Paris, woselbst sich die Feste ihr zu Ehren verdoppelten, trug, nach La Popelinière, der Eine den Vierten, der Andre den dritten Theil, ja Jener sogar das Ganze seines Einkommens auf seinem sammtenen Mantel.

Karl konnte nicht aufhören, die Reize seiner Gemahlin zu rühmen, und bei jeder Gelegenheit auszurufen, daß er nicht nur die schönste, sondern auch die tugendreichste Frau von ganz Europa besitze. Nichts-

destoweniger ging er aus Bequemlichkeit oder Schwäche auf den Rath seiner Mutter ein, sich so entfernt als möglich von seiner Gemahlin zu halten. Der König wird uns von den Geschichtschreibern der damaligen Zeit als groß und mager, mit eingedrückter Brust, vorgebognen Schultern und ruhelos umherschweifenden Augen geschildert. Er war von Natur mit manchen schönen Anlagen begabt, vergeudete aber seine Zeit in unnützen Spielen, rannte mit leidenschaftlicher Hast von einer Zerstreuung zur andern, und nährte seinen ihm ohnedies angeborenen Hang zur Grausamkeit unaufhörlich im Blut des Wildes. Seine geistige Beweglichkeit war unermülich, aber Catharina war von jeher beflissen, dieselbe auf frivole Dinge zu richten, dagegen ihm einen solchen Widerwillen gegen Alles heizubringen, was an Geschäfte und Pflichten mahnte, daß er sich selbst die Zeit nicht nehmen mochte, seine Unterschrift unter die Erlasse seiner Minister zu setzen. In seinen bessern Stunden schrieb er auch wohl Verse, oder verfertigte mit vieler Geschicklichkeit künstliche Schlosserarbeiten.

Elisabeth lebte in der Mitte des üppigen Hofes ein stilles und einsames Leben. Ihre Schwiegermutter Katharina hatte mit gewandter Hand ihr alle Mittel und Wege abgeschnitten, sich irgendwie Haltung oder einen Anhang zu erwerben, und so kam es, daß sie nur die wenigen Freunde zählte, welche sich Tugend und Frömmigkeit unter allen Umständen erwerben. Anfänglich wohl hatte sie versucht, ihren Gemahl unwürdigen Banden zu entziehen, und ihn an sich zu fesseln; allein sie gewahrte bald, daß ihre bestgemeinten Bestrebungen in dieser Hinsicht vergeblich waren, und übte sich fortan nur in der stillen Geduld, Unbilden gelassen zu ertragen, so wie durch Erweisung jeglicher Freundlichkeit sich ihrem Gatten gefällig zu zeigen. Ihr eigener Haushalt, in welchem strenge Zucht und Sitte herrschte, bildete einen schroffen Gegensatz zu dem Leben ihrer Schwiegermutter, welche jene schöne Tugenden des Weibes für nichts achtete.

Daß Elisabeth über die Gräucl der Bartholomäusnacht tiefen Kummer empfand, ist bereits erwähnt worden; wie diese Unthat aber in ihren Folgen von dem unmittelbarsten Einfluß auf das Leben der frommen Prinzessin war, darf eben so wenig verschwiegen werden. Karls Gesundheit, welche ohnedies unnäßige Genüsse längst erschüttert hatten, verschlimmerte sich von jener Zeit an auffallend. Man erzählt, daß blutiger Schweiß während seiner letzten Lebenszeit aus den Poren seiner

Haut drang, und das Volk sah in dieser Krankheit eine Strafe für die Blutströme, welche auf seinen Befehl die Erde gedüngt hatten. Indessen litt der Geist des Königs noch mehr als sein hinfälliger Körper. In der Aufregung des Fiebers so wie in der darauf folgenden Ermattung hatte er immer dieselben Visionen, gräuliche Larven, welche ihm ihre klaffenden Wunden zeigten. Voll Entsetzen hörte seine Umgebung seine abgerissenen Worte, welche auf folternden Seelenschmerz aber auch auf tiefe Reue hindeuteten, und, Trost suchend, richteten sich Aller Blicke auf die lichte Engelsgestalt Elisabeths, welche in unermüdlicher Pflege von dem Krankenbette nicht wich. Mit Mühe unterdrückte diese ihre hervorquellenden Thränen, um dem König, für dessen Seele sie unaufhörlich betete und bangte, die Schärfe ihres Schmerzes zu verbergen, und selbst als er hilflos, ein Bild des menschlichen Elends, auf dem Sterbebette lag, bewahrte Elisabeth ihm gegenüber die herzinnige Bescheidenheit und Unterordnung, welche sie im Leben ihm stets erwiesen. Karl hatte selbst im Sturm der Leidenschaft nie erkannt, welch' einen Schatz er an Elisabeth besaß; um so mehr mußte er ihren Werth zehnfach empfinden, als eine Hülle nach der andern von seinem bisher verblendeten Auge fiel. Sterbend empfahl er sie noch mit den eindringlichsten Worten dem Prinzen von Navarra, nachherigem König Heinrich IV, welcher ihm die Augen zudrückte. Sein Tod erfolgte am 30. Mai 1574 in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr.

Nachdem Elisabeth die irdische Hülle ihres Gemahls zur letzten Ruhestätte begleitet hatte, hegte sie nur noch Einen Wunsch: sobald als möglich in ihr Heimathland zurückzukehren. Ihr Bruder Rudolph war dem Kaiser Maximilian II. auf dem Thron von Deutschland und Oesterreich gefolgt. Zu ihm begab sich die einundzwanzigjährige tiefgebeugte Dulderin, und baute zu Wien das Kloster der heiligen Klara, in welches sie sich zurückzog. In Frankreich wurden der königlichen Wittwe bedeutende Einkünfte auf mehrere Grafschaften des Reichs ausgesetzt; Elisabeth verordnete, daß der größte Theil derselben zu nützlichen Zwecken für die nämlichen Provinzen verwendet werde. Es gereicht ihr zum besondern Verdienst, daß sie die gerichtlichen Stellen in den ihr zugewiesenen Landestheilen niemals verkaufen ließ, wie es doch sonst überall gebräuchlich war, vielmehr stets darauf drang, dieselben nach Recht und Gewissen dem Würdigsten zu verleihen. Sie gebrachte den geringsten Theil ihrer Einkünfte für sich selbst und ihren

kleinen Haushalt; die größere Hälfte wurde an Bedürftige verschenkt; auch stattete sie alljährlich arme Jungfrauen aus, welche aus Mangel an zeitlichen Gütern sonst nicht zur Ehe begehrt worden wären.

Als bald darauf ihre Schwägerin Margaretha nach der Trennung derselben von ihrem Gemahl auf dem Schlosse Ugon in verhältnismäßig bedrängten Umständen lebte, war es wiederum Elisabeth, welche sie mit Rath und That unterstützte. Die ganze Hälfte ihres Einkommens in Frankreich ließ sie Margarethen zuschreiben, welche sie als die Schwester ihres verstorbenen Gemahls von Herzen ehrte und liebte, obschon sich nicht leicht zwei verschiedenere Frauennaturen als diese beiden Fürstinnen finden lassen. Elisabeth führte von je ein stilles und zurückgezogenes Leben in Gott, Margaretha dagegen war munter und leichtfertig, und den weltlichen Vergnügungen über die Maßen ergeben. Bis zum Tode Elisabeths dauerte indessen ihre herzliche Freundschaft, und Erstere sendete Margarethen sogar zum Beweis ihrer Achtung zwei Schriften, welche sie als schönste Früchte ihrer Einsamkeit im Kloster verfaßt hatte. Die eine führt den Titel: „Ueber das Wort Gottes,“ und enthält die eignen innern Erfahrungen dieser frommen Seele, die andre ist eine schlichte Darstellung Alles dessen, was sich während Elisabeths Ehe und unter der Regierung ihres Gemahles in Frankreich zutrug.

Philipp II. von Spanien wurde bald darauf zum vierten Mal Wittwer, und suchte eifrig um eine neue Verbindung mit seiner schönen Nichte Elisabeth nach. Dieselbe aber widerstand allem Zureden und allen Anmuthungen in dieser Beziehung, lebte nach wie vor in ihrem Kloster als schönstes Vorbild für die Nonnen desselben, und starb in seinen friedlichen Mauern, erst achtunddreißig Jahre alt, am 22. Januar 1592.

Naturgeschichtliche Charaden.

Einsilbig. Mit **G** ein junges Säugethier, mit **F** ein Mineral.

’j1v8 — ’j1v8

Zweifelbig. Mit **B** der Name einer Wasserpflanze, mit **S** der Name einer Pflanze, die häufig auf unsern Aedern gebaut wird.

’2ju18 — ’2ju18

Der Raköhimarsch.

Von Schmidt.

„Ihr findet meine Opale schön, und das erfreut allemal recht herzlich, wenn das vorgerittene Steckenpferd gelobt wird. Aber gerade diese Suite darf mir wohl besondere wissenschaftliche Ehre bringen: denn keine meiner Sammlung ist mir so herzlich sauer geworden, als eben diese, ja ist mir sogar zum Vorwurf geworden,“ sprach der Bergassessor, sich im Sopha dehnend.

„Ich habe geglaubt, Du hättest sie selbst in Ungarn gesammelt,“ entgegnete der Aktuar.

„Das beweist nicht, daß sie mir leicht geworden wären.“

„Nun, was man nur auf- und auszulesen braucht, ist nachher auch bald heimgetragen!“

„Lieber Freund, reise Du erst einmal in andere Gegenden, wie dem gesegneten Süddeutschland, und sammle etwas Anderes, als Geseggestellen und Citate, dann wirst Du schon etwas verschieden von Deiner heutigen Meinung Dich äußern.“

„Ich möchte wohl wissen, liebster Vetter, was Dich denn damals so geplagt hat; zuvörderst aber sag’ mir, was Du von den Opalen weißt. Der weiße Stein mit dem schönen Farbenspiel interessiert mich sehr, auch das versteinte Holz da, von dem vielleicht der petrifizierte Harzklumpen daneben herrührt.“

„Ganz recht, mein schlauer Cousin, es ist dieß Pechopal, aber nicht weniger darum Kiesel-erde und Wasser, als der Edelopal, dessen Farbenspiel Du bewunderst. — Meist im Trachytgebirge, einer plutonischen Felsart, die sich in unregelmäßige Säulen absondert, kommen die Opale, nie krystallisirt, sondern stets in derben Stücken und eingesprenkt vor. Es ist ein sehr spröder Stein von nicht großer Härte und muscheligen Bruch. Die Farben wechseln: weiß, gelb, grau, roth, braun, in vielfachen, oft sehr lebhaften und reinen Abstufungen, gestreift oder bandartig neben einander laufend. Der edle Opal ist stets milch-

weiß; nachdem er gedreht wird, zeigt er sein einzig schönes, nur ihm eigenes Farbenspiel: das Opalstreifen, einen Wechsel von Morgengroth, Orange, Zeisig- und Apfelgrün, Lasur und Violet, Carmin und Kirschroth, zuweilen sehr sanft, oft aber auch brennend hoch und feurig. Er kommt mit dem gemeinen Opal, dem Feuer-, Wachs-, Bock- und Halbopal auf demselben Lager vor, scheint also, wie das Muttergestein, ziemlich neuen Ursprungs und von heißen Quellen abgelagert zu seyn. Besonders in Wien werden die ungarischen Opale zu Ringsteinen, Petschaften, der Holzopal aber, der wirklich mit Opalmasse durchdrungenes Holz ist, zu sehr netten Dosen verarbeitet. — Ungarn hat die schönsten und größten Opale, und Ezerweniga und Telskebanya liefern herrliche Piecen, unter denen ich Dir nur einen Edelopal von Faustgröße und siebzehn Unzen nenne, den der kaiserliche Schatz in Wien bewahrt. Sie werden gewöhnlich glatt linsenförmig — en cabochon — geschliffen, was ihr Farbenspiel sehr begünstigt.“

„Jetzt bin ich im Reinen mit diesen halbedeln Pretiosen, nun sag' mir auch, auf welche Weise Du sie acquirirt, requirirt, eskamotirt oder sonst erwischt hast: denn man sagt Euch Herren Sammlern nach, daß Ihr nicht sehr wählig in Betreff der Bege seyet, wenn ein seltenes Stück am Ziele winkt; ja mir ist von Jemand erzählt, der eine derbe Tracht Schläge eines kleinen Ammoniten halber wagte, aber, obwohl geschlagen, doch Sieger blieb. Ich möchte die Scene lithographirt haben!“

„Schweig, Rästerzunge! Meine Opale habe ich redlich für Zwetschsgebrenntwein von den Grubenleuten zu Telskebanya eingetauscht.“

„Haben diese die Ermächtigung zu solchem Handel?“

„Siebenbürgen, lieber Vetter, liegt an der Gränze der Civilisation, und die Begriffe von Mein und Dein sind dort noch ziemlich primitiv; wenn ich mich nun jenen Ideen anschmiegte, so ist es mir auch sauer genug geworden. Es war kein Wirthshaus nach unseren Begriffen im Dorf, aber ein alter Huszar nahm mich gern auf; ein reinliches Tuch ward auf den Tisch gebreitet, dessen Füße in den Betten des Estrichs eingeschlagen waren, und von denen der jüngste, eine Weide, sogar auf den Einfall gekommen war, treiben zu wollen, wie die schwellenden Knospen es verriethen. Nach dem höllisch gepfefferten, aber sonst ganz schmachhaften Mahle vertraute ich meinem Wirth, weiß halb ich eigentlich gekommen. Lachend strich der den mächtigen Schnurrbart. Die armen Bursche, meinte er, sind verpflichtet, keine solchen

Steine zu verkaufen, aber tauschen thun sie gern, z. B. gegen Elisbowitz (Brauntwein). Morgen wollen wir hinaus; doch wenn Euer Gnaden recht schöne Stücke wollen, so müssen Sie einen Zigeuner mitnehmen, der sie holt; ich will mit dem Miklós dort reden. Er ging hinaus zu einem graubraunen Burschen, der auf einer ziemlich gleichfarbigen Geige mit wunderbarer Behendigkeit ohne Bogen kimperte. Der ganze Kerl wäre ein herrliches Bild der sorglosesten Trägheit gewesen, wie er unter dem Baum mit den Resten eines schmutzigen Hemds, und ein Paar Gathebsen, die kaum durch die Rätze noch zusammenhielten, bekleidet, hinträumte. Kaum drehte er bei dem Antrag des alten Erdög den Kopf; als er aber verstand, der Herr wollte „die Geige gern schwingen sehen,“ d. h. der Edelmann sollte bestohlen werden — sprang er sogleich auf. Ein Zwanziger Lohn für den Tag, den er mich führen sollte, und die Hälfte noch Trinkgeld, „wenn er geschickt wäre,“ erweckten ihn plötzlich zu wunderbarer Behendigkeit. Er stürzte das gereichte Glas Schnaps schnell hinunter, und sprang mit tausend orientalen Dankformeln davon.

Mit Morgengrauen waren wir auf dem Wege, trafen aber sechs Männer schon in den Brüchen, wie sie den schwachen Gängen nach, die das Trümmergestein durchschwärmen, den Dpal in offenem Tagbau aufsuchten. Miklós hatte, während ich im Bruch umherstöberte, ein Fäßchen mit etwa sechs Maas Elisbowitz abgesetzt, und sog mit dem hohlen Stengel des Kälbertropfs, den er sich geschnitten, wie eine Biene am Blumenfeld, aus dem Spundloch. „Uram — mein Herr —“ rief er mir zu, und bot mir eine zweite Röhre an; da machten die Bergleute lange Hälse, einer um den andern steckte mir ein Stück Dpal in die Hand, und zur Vergeltung bot ich das Rohr, durch welches dann ein athemraubender Zug mit thranenden Augen gesogen ward. Auch ich mußte mittrinken, sonst wäre die Sache nicht beesületes — ehrenhaft — gewesen, und dagegen sündigt kein Magyar. Meine Bursche wurden stets fröhlicher, und führten Tänze auf, mit Verzerrungen des Gesichts, die ich kaum für möglich gehalten hätte, wozu eine eigene, bald wild aufrauschende, bald klagend weiche Weise gellend geprüfften wurde — Rakógi. — Ehe zwei Stunden vergangen waren, sanken die Grubenleute einer um den andern, vom Brauntwein betäubt, dahin, und Miklós drängte zum Ausbruch. Ungern nur, halb gezwungen, folgte ich ihm einen Pfad in's Gebirge, der stets rauher und rauher ward, und nach einer Stunde gar verschwunden war. Wir setzten durch

einen Wildbach und mußten auf der andern Seite eine Wand hinauf, die ich heute noch mir als unersteiglich vormale; aber Mistlös kletterte mit der Gewandtheit eines Affen voran, und vom edeln Slibowiz gehoben, dem ich ehrenhalber auch zugesprochen, leuchte ich hinterdrein. Endlich an dem Rand eines Felsens, unter schattigen Bäumen, warf der Zigeuner seine Last ab, und sich daneben in's üppige Gras. Das Manöver kam mir recht, denn meine Spiritusflamme war im Erlöschen, und nur ein ungeheures Phlegma geblieben, dem zufolge ich Alles, Slibowiz und Opale, zum Kukul wünschte, und nur deshalb nicht auch den Zigeuner, weil ich ohne ihn verzweifelte, je wieder zu Christenmenschen zu kommen. Da lag der Spitzbube vor mir im Moos, beobachtete mich mit dem scharfen Blick eines Raubthiers, und sang leise die originelle klagende und aufreizende Melodie im Polonaiseentakt, nach der die Bergleute vorhin tanzten.

Nach einer halben Stunde Ruhe schien ich dem schlauen Zigeuner kühl genug, um mit mir zu reden. Nach einem Schluck Brantwein bot er mir in einer Blechschale frisches Quellwasser, geräuchertes Fleisch und Brod. Dann griff er, wie aus Langeweile, in die Taschen, und holte einen Opal um den andern hervor, alle die Prachtstücke dort in der Schublade, daß ich Essen und Trinken vergaß. „Wo hast Du die geschossen?“ fragte ich erstaunt. „Wie die Narren tanzten, habe ich die Plätze abgesehen, wohin sie die besten Stücke zu verstecken pflegen, und die ich seit lange kenne; das da habe ich gefunden.“ Dann aber mußten wir weiter, weil um diese Zeit der Herr Inspektor geritten kommt; auch war der Bergpfad, den er uns mit dem Pferde nicht folgen kann, der räthlichere, da wir Beide sonst undurchsucht und, ich wenigstens, ohne Prügel nicht davongekommen wären. „Habe ich mein Trinkgeld verdient?“ — Du wirst mir glauben, daß ich ihm das Doppelte zugestand: zahlbar, sobald wir wieder zu Menschen gekommen, und eher nicht. Doch will ich mein Unrecht nicht beschönigen. — „Auf denn, Uram,“ schrie der Unverwundliche, „mich gelüftet arg nach den Münzen.“ — Murrend leistete ich Folge, packte eifrig meine Acquisitionen zusammen, und dehnte die steifen Glieder, die der heillose Schnaps schier gelähmt hatte. Mühselig trollte ich hinter dem geräucherten Schurken her, der die Reste des Proviant's, das leere Tönnchen, kurz Alles hatte liegen lassen, und mich unter der Last, die mir die Wissenschaft aufgebürdet, höhnisch lächelnd seufzen sah. — „Brod und Fleisch hättest du doch mitnehmen

sollen," schalt ich; „wozu? fragte er entgegen, „ich bin satt!" — Nun denn, auf morgen." — „Kommt der Tag, so bringt der Tag," lachte er, „das Zeug wird seinen Herrn schon finden." Damit glitt er gewandt, wie ein Reh, durch das Gebüsch. Nach einer guten Stunde war ein einsames Forsthaus erreicht, daneben rauschte ein Bach wie auf einem Bilde von Ruysdael herab, mitten in ein nettes, fleißig gepflegtes Gärtchen hinein, in welchem der Flachs eben seine blaßblauen Blumen neben den feurigen Schoten der Paprika (des Pfeffers) zeigte. Der Forstbediente, ein hoher Greis mit zwei langen, am Ende mit Blei beschwerten Zöpfen an den Schläfen, und einem Schnurrbart, in den ein Duzend eleganter Schneidergesellen oder sonstige Stuger sich hätten theilen können, saß rauchend auf der Bank zum Barttrocknen, dem Szakal szarasto, der vor keinem Hause fehlt. Ein Mütterchen in reinlicher Linnentracht, und eine schlanke Tochter, die mich mit den großen Braunaugen verwundert maß, spannen am Rocken. „Da sind Menschen genug," grinste Mißlos, die Hand ausstreckend; ich verstand und gewährte, und ehe ich den Beutel eingesteckt hatte, war er, eine Schlucht hinab, verschwunden.

Wie überall im gesegneten Ungarland, ward ich gastfrei empfangen, und ins reinliche Zimmer geführt, wo ich, meiner Last entledigt, mich hinter einem guten Kaffee behaglich streckte. Die alte Frau war, wie der Garten schon auswies, eine Deutsche, aus Räsmark, und hatte deutschen Brauch noch nicht vergessen. Deßhalb auch die trauliche Reinlichkeit des freundlichen Stübchens, in welchem ein reich verzierter Sattelfammt den Jügeln mir auffiel. Die ganze rechte Seite war voll großer, dunkler Blutflecken, die meine Neugier begreiflich noch mehr aufstachelten. Der alte Herr handthierte und wetterte draußen mit einigen Köhlern, daß ein Hamburger Fischweib sich hätte wundern und fürchten mögen. — Draußen unter breiter Linde richtete Jella den Tisch, und trug eine duftende Reiskeule auf, die vor meinem Eifer bis auf die Knochen verschwand, was meine Wirthin für ein Kompliment nahm, indeß es nur der Ausdruck meiner natürlichen Regung war.

Als die Frauen mit dem Tischgeräth verschwunden waren, frug ich meinen greisen Wirth nach jenem Sattel. „Banfi ember — ich bin ein Banfi!" — war die ganze Antwort, die mir nicht genügen konnte. Deßhalb wandte ich mich an die Frau, die, einen Strickstrumpf in der Hand, so gemüthlich zu uns sich setzte, als wären wir daheim in

Schwaben. — „Du mußt dem Herrn die ganze Geschichte erzählen, Ragy, sprach sie sanft, sonst versteht er Dich nicht.“ —

„Ihr wißt doch, begann er, daß Siebenbürgen vor Zeiten seine eigenen Fürsten hatte, die vom Reichstag gewählt und vom Großherrsnn bestätigt wurden, ohne dessen Genehmigung weder Krieg geführt noch Frieden geschlossen werden durfte?“ — Nachdem ich diese Frage bejaht hatte, theilte er mir etwa Folgendes mit, was ich dem Inhalte, aber nicht den Worten nach, wiedergeben kann:

Georg I. Raközi hatte Siebenbürgen mit Weisheit regiert, und dankbar dafür stand der Reichstag nicht an, bei seinem Tode* den Sohn auf den Thron zu berufen. Kaum sah Georg II. sich im Besitz der Krone, als er seinen flammenden Ehrgeiz nicht mehr zu zügeln vermochte. Die volle Schatzkammer seines Vaters und die wilde gährende Thatenlust des jungen Adels, welchen der alte Herr sehr kurz gehalten hatte, waren keine Abhaltungsgründe, und der Vorwand zu einem Kriegszug war bald gefunden. Das Königreich Polen ward durch innere Zwietracht zerrissen und verheert; eine der Parteien hatte den König Kasimir des Thrones entsezt, und dem König von Schweden die Krone angetragen. Auch an Georgs Hofe erschien eine Gesandtschaft der andern Fraktion, die ihn aufforderte, die Grenze zu überschreiten und den erledigten Thron zu besteigen, auf dem bereits ein Voimode von Siebenbürgen saß: ich meine Stephan Báthori. Georg II. zweifelte in freudigem jugendlichen Muths keinen Augenblick am glücklichen Erfolg, den ein paar alte Rätke seines Vaters keineswegs so leicht erreichbar hielten, wie die Schlachtschizgen ihn darzustellen suchten. Sie wurden aber vom wilden Kriegsruß der kriegerischen Jugend überstimmt, die sich, ruhubdürstend, unaufgefordert um den Fürsten und seine Fahne sammelte. In kaum drei Wochen sah sich Georg an der Spitze eines Heeres von dreißigtausend Mann, wie kein schöneres je aus Siebenbürgen zog.

Aber die versprochene Unterstützung der Polen blieb aus, im Gegentheil zog das Heer der schwedischen Partei stets dem Fürsten zur Seite, schnitt ihm die Lebensmittel und Fourage ab, so daß der Hunger sammt den Seuchen bald seines Heeres Glieder lösete, und ihn zum Rückzuge zwang. Nun begann die Noth. Der junge Adel, so muthig in der wildesten Schlacht, verzagte in Mangel und beim ewigen

Necken der Feinde. Endlich, nur ein ordnungsloser Klumpen, ward der Rest des Heeres von den krimmischen Tartaren überfallen und zur Schlacht gezwungen. Zehntausend wurden als Sklaven fortgeschleppt, der Rest niedergemebelt; — nur mit einunddreißig Mann erreichte Georg das Vaterland.

Er fand es in wilder Verwirrung. Der Sultan, der seine Einwilligung zu diesem Kriege nicht gegeben, hatte vom Reichstag die Entsetzung Georgs II. verlangt, und nach einer verweigernden Antwort seine Schaaren auf das unglückliche Land losgelassen. Rakózi versuchte keinen zwecklosen Widerstand, und zog sich mit seinen wenigen Getreuen in seine festen Burgen nach Ungarn zurück. Dem neuen Fürsten Michael Apaffi, den der Begler-Beg mit Gewalt wählen ließ, gelang es nicht, den Adel für sich zu gewinnen, der mit Groll den Türken im Lande hausten sah, und gegen Polen Rache kochte. Rakózi stand im Briefwechsel mit den Unzufriedenen, und erschien plötzlich mit einem in Ungarn geworbenen Reiterzug in Siebenbürgen. Achmed Pascha eilte von Ofen herbei, den Aufstand zu unterdrücken, ward aber von Georg in den Engpässen der Grenzgebirge überrascht und in wilde Flucht geschlagen. Dann schickte er eine Gesandtschaft an den Bezier, lieferte die gemachten Gefangenen, unter ihnen den Pascha, aus, und verlangte Wiedereinsetzung in seine Würde. Die Antwort brachten 80,000 Tartaren, das Haupt Achmed Pascha's auf einer Lanze vorauf. Sie hausten mit Mord und Brand, und um das arme Land von diesen Horden zu befreien, zog Rakózi sich zum zweiten Mal zurück.

Er durfte es dreist erwarten, von seinen früheren Unterthanen zurückgerufen zu werden; denn die Szekler, die Nachkommen der Hunnen, und die ritterlichen Magyaren waren dem jungen, tapfern Abenteuerer äußerst gewogen, der versprach, sie von der türkischen, bis auf die Knochen einschneidenden Tyrannei zu befreien. Wohl hatte er fast stets Unglück gehabt, dabei aber ein so reiches Talent, so glänzende Tapferkeit gezeigt, daß das Volk mit Begeisterung von ihm sprach. Sogar in Frankreich nannte man Georg Rakózi als bewährten Feldherrn.

So verging einige Zeit, bis der Augenblick günstig erschien, dann trat Georg plötzlich in Kolesvar (Klausenburg) bei einem Feste des Adels in seiner Mitte auf. Einstimmig ward er zum Fürsten erwählt, und mit der höchsten Aufopferung wurden Anstalten getroffen, dem Sultan zu widerstehen. Die Wallachei erhob sich auf Georgs Anstiften,

und warf das türkische Joch ab; der Hospodar der Moldau, der dem Halbmond treu zu bleiben gedachte, ward mit dem Schwert vertrieben, und ein Verbündeter an seine Stelle gesetzt. Alles dieß geschah mit so überraschender Schnelle, daß es vollendet war, ehe der Bezier Kara Mustapha nur seine Truppen beisammen hatte. Als ihm dieß endlich gelungen war, überfiel ihn Georg, richtete ein fürchtbares Blutbad in der türkischen Infanterie an, und zog sich, da er das offene Feld nicht zu halten vermochte, in die Berge. Aus diesen stürzte er wie ein Waldstrom auf Hermannstadt, wo Michael Apaffi Hof hielt, und belagerte ihn. Der Pascha von Ofen rückte mit 25,000 Mann zum Entsatz heran; mit nur 6000 ging Georg ihm entgegen und stellte sich bei Gyakú sehr geschickt auf. Die Schlacht begann, mit besonnener Klugheit von Georg gelenkt; als er aber seine Flanke umgangen und den Rücken bedroht sah, stürzte er den Säbel in der Faust in die Türken, die vor dem wilden Angriff seiner Garden wichen. Auf die fliehende Masse der eigenen Leute ließ der Pascha sein Geschütz sprühen, und hier war's, wo eine Falkonetkugel dem ritterlichen Fürsten die Hüfte zerschmetterte; zwei Hiebunden am Kopfe hatten ihn nicht vermocht, aus der Schlacht zu reiten. Einer meiner Ahnen war sein Schulkamerad und treuer Begleiter auf allen seinen Zügen gewesen; er war es, der ihn aus dem Kampf rettete, auf sein Schloß Großwardein, wo Georg II. nach zwei Tagen starb. Sein Roß ward dem Banffy geschenkt, der ihn vor Gefangenschaft und Mißhandlung geborgen. Der Sattel ist es, den stets der Älteste unserer Familie bewahrt.

Georgs Enkel war Franz Rakózi, der sich mit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts gegen den Nemecz Császár, den deutschen Kaiser, erhoben hat. Mehrere Male sahen die Wiener ihre Vorstädte, durch seine wilden Reiter angezündet, flammen; Frankreich, Habsburgs Erbfeind, unterstützte ihn mit Geld und Truppen, so daß er wohl 80,000 Mann im Felle hatte, die aber keine Subordination kannten, und Ordre parierten, wenn sie ihnen gerade gefiel. Auch die Polen thaten gegen Oestreich, was sie nur heimlich konnten. Die Schlacht bei Zibó endete die ganze Geschichte, wo das geordnete österreichische Fußvolk die regellosen Massen der Ungarn und die französischen Grenadiere unter dem Marquis Desalleurs auf's Haupt schlug, obwohl Franz so sicher auf den Sieg rechnete, daß er alle Küchenrequisiten zum Krönungsfest in Fejervár mitführte. Die Deut-

* von 1703 — 1710.

schen tranken seine Gesundheit in seinem eigenen Todelayer. Er nahm Dienste in Frankreich, und bildete dort die ersten Husaren.“ —

Der Alte versank nach dieser kurz abgebrochenen Erzählung in trübes Sinnen; der Mond war heraufgekommen und warf zitternde Lichter, schwankende Schatten durch die vom Abendwind leise bewegten Zweige der duftenden Linde. Nur der Wasserfall rauschte in den Garten hinab und leise klinkerten die rastlosen Stricknadeln der alten Frau. Da erscholl plötzlich Jella's klare, volle Stimme vom Haus her; sie sang die wilde Weise, die mir schon zweimal so aufgefallen war, und deutlich verstand ich die Worte:

„Auf zur Rache, Brüder, in des Kampfes Blut,
Färbet Eure Säbel schwarz in Türkenblut!
Rächt mit Schwert und Brande
Unsers Fürsten Schande.
Lofung heißt: Georg, führ's Vaterland!“

„Was ist das für ein Kriegerlied?“ fragte ich die Alte. „Es ist der alte Rakóghimarsch“ antwortete sie leise. —

Der heilige Dreikönigs-Abend.

Von Max Rosenheym.

Nach einem alten Aberglauben soll am Abend des Dreikönigstages der Himmel sich auf einen Augenblick öffnen, und wer dies sieht und dann zugleich einen Wunsch ausspricht, dem wird er in der nächsten Zeit gewährt. Viel froher und beglückender ist freilich der Glaube, daß für einen frommen Wunsch der Himmel allezeit offen stehe und der Vater droben ihn erfülle, wenn anders es gut für uns ist. In nachfolgender Erzählung hat sich dies auch wirklich bewährt.

In einer armen Hütte lebte vom Ertrage ihres kleinen Weinberges eine Mutter mit drei Kindern; sie war Wittve und hatte keine Freude, kein Glück auf der Welt, als jene. Nun hörte der älteste Knabe von einem freundlichen Manne, der oft um ein kleines Almosen

bei ihnen ansprach, jene Sage auch und theilte sie seinen Geschwistern mit, einem Knaben, der Heinrich hieß, und einem Schwesterchen, der kleinen Martha. Da beschloßen sie untereinander, den Abend des heiligen Dreikönigstages heimlich auf dem Weinberge zuzubringen und den günstigen Augenblick zu erwarten. Sie verschwiegen aber gegenseitig ihre Wünsche, und jedes freute sich, die Anderen in der glücklichen Wacht zu übertreffen.

Als nun der Tag gekommen, ging die Mutter zu einer kranken Base, die fern wohnte, übergab dem Knaben Fritz, der schon zwölf Jahre zählte, die Obhut des Häuschens, und die guten Kinder geleiteten sie noch eine weite Strecke des Weges. Als es aber dunkel wurde, da gingen sie Hand in Hand auf den Weinberg, dessen Reben und Stöcke sorgfältig in Stroh gepackt waren, zum Schutze gegen die Kälte. Sie setzten sich dicht zusammen, denn es rieselten große Schneeflocken vom Himmel herab, und die Kinder hatten nur eine dürftige Kleidung. Vor Nachtzeit konnte die Mutter nicht zurückkommen; sie verschloßen daher ihr Häuschen und saßen ruhig beisammen in dem vom Winde aufgehäuften Stroh.

Schon ganz weiß war die Erde von Schnee. Der Wind blies kalt aus Norden und die kleine Martha war halb erstarrt vor Frost. „Geh' du heim, Schwesterchen!“ bat Bruder Heinrich, „wir wollen schon genug wünschen für dich und uns; du könntest uns krank werden oder dir die Händchen abfrieren.“

„Nein, nein!“ sagte die Kleine und huschte frostig zusammen. „was ich wünschen will, könnt ihr ja doch nicht wissen. Ich muß schon hier bleiben; laßt mich nur; ich will gewiß nicht mehr klagen, daß mich friert.“

„Bleibe nur bei uns,“ sagte Fritz, „ich will meinen Rock wie einen Mantel umthun und dich mit hineinwickeln.“

Das that der Junge, und an der Brust des Bruders lag die Kleine und lächelte zu dem besorgten Beschützer auf.

Da zerriß der Sturm die dichten Schneewolken. Der Mond trat mit siegender Gewalt am Himmel hervor, und eine leichte große Sternschnuppe fiel herab und bildete eine große goldene Straße. Die Kinder meinten, nun sei der rechte Augenblick gekommen. Die Knaben sprangen auf und riefen ihre Wünsche laut in die stille Nacht hinein. Die kleine Martha aber hatte die Händchen gefaltet und schien nichts

zu wünschen, sondern leise zu beten. Eine Wolke überdeckte bald wieder den Mond; nur einzelne Sterne leuchteten noch, und die Kinder gingen schweigend und mit klopfendem Herzen zu der Hütte zurück. Auf der Landstraße, über welche sie der Weg führte, kam eilig ein Wagen daher und der Mutter wohlbekannte Stimme rief ihnen daraus entgegen: „was wollt ihr denn, Kinder, und was macht ihr in so später Nacht noch auf dem Weinberge?“

„Ich will es dir wohl sagen, liebe Mutter,“ sprach Fritz, „doch mußt du uns nicht böse seyn: denn nun ist alle Noth und aller Kummer vorbei.“

„Wir waren auf dem Weinberge, fiel Heinrich freudig ein, „und haben alle etwas Schönes gewünscht: denn es ist ja heiliger Dreikönigsabend.“

Die Mutter lächelte; aber aus dem Wagen neigte sich ein stattlicher Mann; es war der Besitzer der Grafschaft, in welcher die Hütte der armen Wittve lag, ein menschenfreundlicher Greis, der eben von einer Reise zurückgekehrt, der armen Wittve begegnet war auf ihrem Gange nach Hause und der Ermüdeten einen Platz in seinem Wagen angeboten hatte.

„Kommt zu mir herein, Kinder!“ sprach er gütig, „und erzählt mir doch mehr von euren Wünschen.“

„Dürfen wir, Mutter?“ fragten die Geschwister, und sprangen auf die erhaltene Erlaubniß lustig in den Wagen. Martha hing am Halse der Mutter und drückte die kalten Wangen an den Mund der Geliebten.

„Nun, deinen Wunsch!“ sprach der Graf zu Fritz, und dieser begann ohne Schüchternheit: „Die Mutter hat nur einen kleinen Weinberg und weder Acker noch Vieh; daven ernährt sie uns drei, leidet aber oft große Noth, und da hab’ ich denn gewünscht, der Weinberg möge doppelt reiche Früchte tragen, damit die gute Mutter nicht mehr betrübt sei oder gar weine.“

Gerührt wandte sich der Herr zu Heinrich: „Und du Kleiner?“ fragte er, „hast dir wohl schönes Spielzeug gewünscht, Trommel, Sabel und Bleisoldaten?“

„O nein!“ sagte dieser erröthend, „ich habe mir gewünscht recht groß und stark zu werden; um für Mutter und Schwester arbeiten zu können!“

Eine Thräne glänzte in dem Auge des Grafen, und die Mutter drückte beiden Knaben bewegt die Hände. Die kleine Martha aber ward von dem Grafen nicht gefragt, denn das Mägdlein schien ihm noch zu kindisch. Da schmeichelte Heinrich: „Sag' es uns doch auch, liebes Schwesterchen, was du dir gewünscht hast! du sprachst so leise und hattest deine Hände gefaltet, als ob du den Abendsegens gesprochen.“

„Ich habe auch gebetet,“ sprach das kleine Kind. „Ich hatte der guten Mutter viele schöne Sachen wünschen wollen; aber nun dacht' ich daran, wie dies alles uns und ihr nichts nützen könne, wenn sie uns stürbe, und da betete ich schnell: „Erhalte uns, lieber Gott im Himmel, noch recht lange unsre gute liebe Mutter.“

Eine Sekunde lang schwieg der Graf und die freudeweinende Mutter; auch die Kinder verhielten sich ruhig, und nur das Rollen der Räder im Sande des Weges war zu hören. Martha lag im Arme der Mutter, überströmt von deren Thränen und schweigend ward die Wittwe mit ihren guten Kindern an der Hütte von dem edeln Grafen entlassen. Am andern Morgen aber kam ein Diener desselben, wies der Wittwe zwei benachbarte Weinberge als ein Geschenk seines Herrn an und beschied sie zu ihm. Freundlich sagte ihr nun dieser, wie die frommen Wünsche ihrer Kinder sein Herz ergriffen hätten und er mit Freuden für deren Erfüllung sorgen werde. Deshalb wolle er den Knaben Heinrich in eine Schule thun und einen tüchtigen Burschen aus ihm machen, indeß Frey ihr die Sorge um Haus und Weinberge tragen helfen solle, die immer von allen Abgaben frei bleiben würden. Zugleich händigte er der glücklichen Mutter 20 Dukaten ein und sagte: „Den rührenden Wunsch Ihres Töchterleins kann nur ein Höherer als ich erfüllen, und er wirds auch gewiß: denn er hört ja auf die Stimme der Unschuld und vernimmt gern deren Gebet.“

Papageien - Geschichten.

Von Emma Riendorf.

Wir stoßen so oft auf gepuzte Leute, die viel plappern; das Leben führt uns so manchen seltsamen Vogel vor — warum sollten wir uns nicht auch einmal von solchen unterhalten, die sich in bunte Farben kleiden, ein strahlendes Gefieder tragen und eitel Worte machen? Der Wig der Papageien, an welchem Laune von Menschen und Zufall Theil hat, vergnügte mich öfters, und es ist mir schon in den Sinn gekommen, eine Chronik dieses redseligen Geschlechts zu entwerfen: die Geschichte dieser Gefährten unserer Thorheiten und unseres Müßiggangs, dieser kostbaren Spielzeuge, die wir ihren heimischen Wäldern entfremden, und in Spottbilder von uns selbst, in unsere nur zu bereitwilligen Lehrlinge, zuweilen aber auch, wo rührende Sympathie in die Thierseelen dringt, in treue Freunde verwandeln. Einige Züge zu der beabsichtigten Papageien-Historie will ich hier niederlegen:

An den Reihen meiner schnatternden Bekannten in fürstlichen Vorzimmern vorüber — den gefiederten Höslingen hinter goldenen Stäben — laßt uns in das Gemach eines greisen Feldherrn zu dem Käfige jenes lustigen Gefellen eilen, der, wenn man ihn allein in der Stube läßt, flugs mit lauter Stimme schreit: „Was ist denn das?“ Und zu den Festen des Ministers, dessen Papagei, wenn einer der Gäste sich stellt, als nähme er eine Priße, dazu nist. Oder zu jenem vielfarbigen Schall meiner schottischen Freunde, der sehr geläufig spanisch fluchte und Trommeln und Pfeifen nachahmte. Einen andern in England erzogenen Kakadu habe ich gesehen, der, wenn seine Dame Walzer, Polka, Anglaise u. s. w. auf dem Piano spielte, dazu tanzte, in ganz drolligen Schritten und Sprüngen. Ueberhaupt scheinen mir — so albern das klingen mag — die brittischen Papageien geschickter und klüger, als die unsrigen. Sollte der Verkehr eines großen Volks, das auf weitem Schauplaze sich freier entfaltet, auch an den geflügelten Jünglingen sich kund geben? Dinehin sind Papageien achte



Lith. u. col. bei Arnz & Co in Düsseldorf.

Mährchenfiguren und gemahnen uns leicht wie verzauberte Menschen. Man begegnet in England Vögel dieser Gattung, vor welchen man sich fragen muß, ob sie denn nicht wirklich und wahrhaft Verstand haben.

Keineswegs als Beweis dafür erwähne ich zuerst die Anekdote vom Papageien-Bazar: Eine Dame wollte sich einen solchen bunten Liebling kaufen. Sie suchte den Ort auf, wo eine reiche Sammlung dieser, aus allen Welttheilen angelangten Vögel, ausgeboten ward. Da sah man die Prachtigsten: lauter leuchtende Farben — ein Regenbogen-gefieder; und all die hundert und hundert Kehlen schrien durcheinander. Wie schwer war da eine Wahl zu treffen! Ein einziger Papagei in all dem Lärm und Getreisch, das beinahe betäubend die Räume füllte, saß ganz stumm und wehmüthig in einem Winkel. „Warum bist du denn allein so trübselig,“ sagte die Frau, „und allein so schweigsam, warum sprichst du denn gar nicht?“ — „I think the more,“ antwortete er, „ich denke desto mehr.“ — Da kaufte sie ihn flugs und meinte den weisesten aller Papageien zu besitzen; aber sie hat nie ein anderes Wort von ihm gehört, nie etwas von seiner gerühmten Philosophie erfahren, als das prunkende: „Ich denke desto mehr!“ — Dieses Rezept hat schon mancher leere Kopf benützt, um für einen klugen Mann zu gelten. Ein Kamerad von unserem kleinen Gelehrten in der Federkappe schaukelte sich unter einem sonnigen blauen Himmel auf der stolzen Terasse eines hochragenden Schlosses. Da schießt plötzlich ein Habicht auf ihn herunter und fliegt mit ihm davon durch die Luft. „I am ridling now; ich reite jetzt,“ ruft der Papagei in seiner Angst einem vorübergehenden Landmanne zu. Der Habicht seinerseits erschrickt so sehr über die Stimme und das unerwartete Sprechen, daß er den Papagei fallen läßt, und dieser ist gerettet.

Wir haben indessen auch wahrhaft historische Papageien; da ist z. B. der Heinrichs VIII., der Liebling seines Gebieters, und ganz ausgezeichnet schön. Einmal lustwandelte der König am Strande mit seinem Vogel auf dem Finger. Der Papagei flog davon in das Meer hinaus. Als er sich aber von den Fluthen umringt sah, ward ihm bang und er rief: „a pound, a pound for a boat! ein Pfund, ein Pfund“ (neulich *Swelling*), „für ein Boot!“ — Es klang wie der Angstschrei eines ertrinkenden Menschen. Ein Fischerknabe, der es hörte, kam dem Vogel mit seinem Rachen zu Hülfe, brachte ihn dem Könige und begehrte den versprochenen Lohn. Der König fand aber ein Pfund (über einen

Leonid'or im Betrag) zu viel. Der Knabe hingegen berief sich auf die Verheißung des Papageis, auf das deutlich ausgesprochene und vernommene Wort. Nun entschied der Herr dahin, daß der Vogel selbst zum Schiedsrichter ernannt würde und sagen sollte, was dem Ketter gebühre. Da schrie der Papagei: „Give to that Knave a groat!“ *) „Gebt diesem Schalk einen groat!“ und wiederholte es zum großen Ergötzen seines Gebieters, welcher den kleinen Ausreißer liebte.

Wir kehren in die moderne Gegenwart zurück, um einen guten Kameraden zu betrachten, der in einer englischen Familie lebt und zu der kleinen grünen Gattung gehört, die man „Lorrie“ nennt. Wenn die Frau vom Hause Besuch haben soll und sich verläugnen läßt, ruft der in diesem Augenblicke etwas unbequeme Vogel, sobald der Bediente dem Fremden sagt, daß die Gebieterin ausgegangen: „That's a lie!“ „Das ist eine Lüge.“ Frühstückt die Dame mit ihrem Gemahle und bedenkt nicht sogleich den bestiederten Schelm in gewohnter Weise mit seinem süßen Theile, so schnarrt er: „For schame, Emma, Lorrie“ (so nennt er sich immer selbst) „is hungry!“ „Schäme dich, Emma, Lorrie ist hungrig!“ — Daß er von antworten „schnakelschnell“ ist, nemlich als Papagei — wer kann es ihm verargen? Aber seine kleinen Zudringlichkeiten, sein vorlautes Geplauder werden auch durch ernste und entscheidende Dienste aufgewogen. Er rettete sogar einmal seiner Herrin das Leben: der Gatte war schon geraume Zeit krank gewesen, ein Gemüthsleiden hatte ihn befallen, eine Art von Tiefstimm, wobei es jedoch noch nicht zu einem eigentlichen Ausbruche gekommen, obschon man anfang, große Besorgnisse für die Zukunft zu hegen. Eines Morgens saß die Dame bei irgend einer Beschäftigung, als der Papagei rief: „Emma, take care!“ „Gieb Acht!“ — Sie sah sich um — da stand ihr Mann mit bloßem Messer hinter ihr. Doch hatte sie in ihrem Entsetzen noch Zeit zu fliehen und nach Hülfe zu rufen; Leute kamen herbei, man bemächtigte sich seiner. Aber auch noch kehrte die traurige Krankheit eine so schlimme Wendung nahm, trug er sich doch schon mit manchen Seltsamkeiten. Oft nahm er sein Gewehr, ging hinunter in Hof und Garten und schoß, was ihm gerade vorkam. Besonders hatte er es auf Katzen abgesehen. Einmal erlegte er sogar den Liebling seiner Frau, eine große, schöne, weiße Angora-

*) Groat ist eine alte Münze, außer Gebrauch, wofür Kreuzer im Werth, und unserem Groschen namensverwandt.

kage, welche freien Zutritt in alle Zimmer hatte und zu den Füßen der Gebieterin auf weichem Kissen ruhte. Als man Nachricht von dem gewaltsamen Tode des Thieres brachte, rief der Papagei: „Poor cat!“ — „Arme Kage!“ —

Eines Tags kamen Freundinnen aus der Nachbarschaft zum Besuche in das Haus. Lorrie sollte seine Künste machen, aber Lorrie war nicht aufgelegt, war eigensinnig; da half nichts, weder Schmeicheln noch Drohen; auch Neckereien wurden vergebens angeboten. Zur Strafe verbannte man ihn, steckte ihn hinter die herabgelassenen Vorhänge in eine Fensternische, wo er sich nicht rührte, sondern mauschenstill blieb. Es währte längere Zeit, vielleicht einige Stunden, daß er kein Zeichen von sich gab. Als die Damen endlich sich zum Aufbruche anschickten, ihre Tücher und Hüte holten, ohne sich mehr um den Vogel zu kümmern, dessen Anwesenheit sie beinahe vergessen hatten, streckte er plötzlich nur den Kopf zwischen den beiden Theilen der Gardine heraus, lachte hell: „Ha, ha, ha!“ und sagte: „Now I will speak.“ „Nun will ich reden.“ —

Sind diese kleinen Thatfachen, von welchen einige fast an die äußersten Grenzen des Wahrscheinlichen streifen, uns von glaubwürdigen Personen bestätigt, so verbürgen uns einen andern Fall selbst öffentliche Blätter: In einem derselben („Bolton Chronicle“ 1848) heißt es: „Lezten Mai erkrankte eine Tochter des Herrn *** Sie blieb einige Zeit in einem Gemache des obern Stockwerks vom elterlichen Hause, und ward später eine Treppe weiter herunter gebracht. Ein Papagei, den man hier aufgezogen, sagte in vernehmbarer Tone, indem er das Mädchen anschaute: „Alice, art poorly?“ — „Alice, bist du nicht leidend?“ — und wiederholte diese Frage nachmals jeden Morgen bis zum Tode der jungen Miß, der im Juni erfolgte. Seitdem hat der Vogel, welcher bisher sehr lebendig und geschickt im Sprechen gewesen, kein Wort mehr geäußert und sich ganz stumpf gezeigt: er zehrte ab und starb letzte Woche.“ —

Wir wollen mit einem andern Beispiele von Papageientreue schließen, das mich besonders ergreift, eine, wie versichert wird, wahre Begebenheit, welche der Schotte Campbell zum Gegenstande einer seiner schönen Dichtungen erkor. Hier aber folgen wir nur dem Faktum. An den Klippen von einer der Orkney-Inseln *) strandete ein Schiff.

*) Orkadische Inseln, nördlich von Schottland.

Ein armer Matrose verlor seine kleine Habe, die ganze in tausend Gefahren und Mühen errungene Baarschaft, mit der er sich im Alter ruhige Tage zu machen dachte; er rettete nur sich selbst aus der schäumenden Brandung, das nackte kümmerliche Leben, und seinen Papagei, den er wie einen Freund aus der Ferne heimgebracht, aus dem fremden Goßlande über den Fluthen, die der Niedergang mit seinen Purpurstrahlen malt. Der Seemann mußte, wenn er nicht verhungern oder Einsiedler auf dem kleinen Eilande werden wollte, sich entschließen, für geringe Münze seinen besiederten Schatz hinzugeben, nur um das Leben fristen und die Weiterfahrt bestreiten zu können. Einheimische Schifferleute kauften den geliebten prächtigen Vogel, von dem sich der frühere Besitzer nur mit heißen Thränen losriß. Oft wandte er sich noch nach dem schilfgedeckten niedern Dache, das den treuen, einzigen Gefährten eines bunt abenteuerlichen und doch oft so einsamen Daseyns umschloß, nach der Küste, welche dem Wandersmann der See sein bestes Gut abgefordert. Muß doch der Matrose immer sein Liebstes zurücklassen am Ufer! Und geht es nicht jedem Menschen so auf seiner Erdenfahrt? —

Der Papagei blieb also in einer Fischerhütte am Gestade unter fremdem Volke, das er nicht verstand und von dem er nicht verstanden ward.^{*)} Da saß er mit seinem wunderfamen, schimmernden Farbenkleide, das die Hausfrau, in ihre Arbeit versenkt, nicht einmal mehr anstaunte, mitten in der kargen engen Wirthschaft. Umsonst suchte aber der Mann, wenn er vom Geschäfte heimkehrte, dem gefangenen Gaste, der weit weit aus dem Sonnenlande Mexiko kam, etwas von seinen Tönen abzufragen. Der Vogel, welcher so schön und klug spanisch gesprochen hatte, und dadurch seinem ersten Besitzer so lieb geworden war, ließ dem Lauscherohre keinen Laut mehr vernehmen. Er hat nie wieder geredet, seit sein Herr von ihm geschieden. Seit jenem Tage blieb der sonst so heitere, unermüdliche Plauderer stumm. Jahre vergingen, neue Bewohner der Hütte erschienen und schwandten, das ganze Menschengeschlecht um ihn veränderte sich; selbst der Umriß des Ufers, an welches die immer wiederkehrenden Bogen schlugen. Der Vogel-Gremi wurde alt, alt — Papageien erreichen oft hundert Jahre — der Tod schien den Fremdling vergessen zu haben, den kein Flügel Schlag von der Insel der Verbannung, aus den tiefen nordischen Nebeln in ein ersehntes Land, unter einen goldenen blauen Himmel, zu glühenden Heimathblumen

^{*)} s. Das Albumblatt.

trug. Der Vogel-Eremit wurde alt, seine glänzenden Farben bleichten sich; alt, wurde grau und blind, aber er blieb stumm. Da strandete wieder ein Schiff an der Insel. Zwei Matrosen kamen an das Land. Einer von ihnen sprach spanisch. Wie der greise blinde Papagei, welcher stumpf und taub auf seinem morschen Stänglein zu sitzen schien, das hörte, diese Musik der südlischen Rede, die Klänge des Glücks, der Jugend, der Liebe: schlug er mit den Flügeln, rief ein paar spanische Worte und starb.

Das treue Papageienherz ist vor Weh und Lust gebrochen. Erging es unserem Vogel nicht noch gut, nach so langen Duldern Jahren doch an einer schönen Erinnerung zu sterben? Alle verwehten Frühlings sind in dem Einen Gruß noch einmal zu ihm hergezogen. Alles ist wieder zu ihm gekommen. Er wähnt, daß ihn wieder sein Herr von ehmal's rufe, jener arme Matrose, den längst Gott weiß auf welcher Hemisphäre die Schollen der Erde oder die Wellen der See decken.

Der Tamarind - Baum. *)

Von C. Valentin.

Der Tamarind-Baum gehört in die Reihe der Fabaceae oder Hülsenfrüchte, gleich der Akazie, dem Rosenholz und Färberholz, dem Genst oder Psoraleumkraut; der Bohne, Erbse, Wicke; dem Klee, Indig, arabischen Gummi u. s. w. Es giebt zwei Gattungen von Tamarinden, die ost- und westindische, welche einige Verschiedenheit zeigen, hauptsächlich in den Schoten, die in letzterer Art viel kürzer sind, wie auch die Früchte minder markig und voll. In Westindien wird die Schale abgelöst und das Innere aufbewahrt, indem man es in steinerne Röpfe zwischen Lagen von Zucker setzt, oder das Gefäß mit geläutertem Zucker füllt, der bis auf den Grund dringt. Türken und Araber bedienen sich dieser Frucht, entweder mit Zucker oder Honig bereitet, zur Nahrung, und lieben sie, wegen ihrer kühlenden Eigenschaft, bei

*) Schwarze Datteln.

Wanderungen durch die Wüste. In Arabien macht man Kuchen daraus, welche in der Sonne gebacken werden. Auch in Indien benutzt man sie sowohl zur Speise als zum Tranke; nur vermischt man sie hier nicht mit Zucker, sondern trocknet sie blos an der Sonne. Wenn man die Frucht isst, wird sie geröstet, in Wasser geweicht und gesotten, bis sie an Geschmack der Bohne gleicht.

In Indien ist der Tamarindbaum ein Schmutz der Gegend und bietet mit seinen weitausgebreiteten Zweigen, trotz der feinen Blättlein, dem müden Pilger doch reichen Schatten. Zu einer Jahreszeit erfrischen die strohfarbenen Blüthen das Auge, und in der andern gewährt die lange braune Frucht ein mehr greifbares Labfal. Die Hindus schätzen sie aber vorzüglich als Reinigungsmittel für ihr Kupfergeschirr, obgleich sie die Schoten auch als Zuthat zu Gerbereien und Speisen gebrauchen, und Eingemachtes und Latwerge daraus fertigen. Zu dem letzterwähnten Zwecke zieht man eine rothe Abart vor, bei welcher Holz und Frucht Blutfarbe haben. Man trifft den Tamarind jedoch häufig am Wege gepflanzt oder an den Dämmen der kleinen Teiche; und in den untern Theilen von Bengalen, wo er in Wäldern wächst, dient er als gewöhnliches Brennholz. Niemals wählt der Eingeborene diesen herrlichen Baum, gleich der Palme, um seine Hütte damit zu überschatten, noch nimmt er ihn in die den Göttern geweihten Mangeshaine auf, obgleich der Seiden-Baumwolle und der Moumha dieser heilige Boden nicht versagt ist.

Aber das Vorurtheil geht noch weiter. Kein Khitmutgar oder Koch mag ein Stück Fleisch an einen Tamarind-Baum hängen; er meint, daß dieses Fleisch sich nicht gut halten und zum Einsalzen eignen würde. Ein Reisender, wenn schon sehr geneigt, die Frucht zu genießen, wird seine Last nicht abladen und ruhen unter den Ästen, und ein Krieger, obgleich noch so sehr ermattet vom langen Marsche, lieber noch weiter wandern, als seine Waffen an den Stamm legen. Man glaubt wirklich, mindestens in Bengalen, daß etwas Unheilvolles oder Ungesundes, irgend ein alter Zauber oder schädlicher Dunst um den schönen Baum schwebt.

Eine andere seltsame Kunde knüpft sich an den Tamarind, die uns ein Reisender mittheilt. „Ost,“ sagt er, „betrachtete ich als Jüngling mit Staunen ein paar Arbeiter, welche mit ihren Beilen nützig auf eine starke knotige Wurzel von etwa acht Fuß im Rund

einhalten, daß die Späne in alle Winde flogen. Wenn ich die Holzsplitter aufsaß, fand ich sie gewöhnlich mit unverständlichen Buchstaben bedeckt, von welchen die Arbeiter mir erzählten, es sey die Schrift der Götter.“ —

Da haben wir unsern Baum in einem neuen Lichte: dieser von den geweihten Wäldern Ausgestoßene ist mit heiligen Linien bezeichnet! Soll diese Legende ihn trösten für den Undank der Menschen? Wir wissen nur, daß die weißen, tannenähnlichen Körnlein des Tamarindholzes in einer unbekannten Sprache, mittelst einer kleinen, gleichsam wie drohender Aber von schwarzer Farbe, durchschrieben sind.

Ein verwandter Aberglaube hängt an einem andern indischen Baume, die **Kulpa briksha** oder Silberbaum, also geheißten von der Farbe seiner Rinde. Die ursprüngliche **Kulpa**, die nun im Garten vom Gott Indra im ersten Himmel steht, wird unter den vierzehn merkwürdigen Dingen aufgezählt, welche beim Buttern des Meers durch Götter und Dämonen auf die Oberfläche kamen. Wie dem auch sey, der Name **Ram's** und seiner Gemahlin **Seeta** ist auf den silbernen Stamm aller indischen Abkömmlinge dieses Baums geschrieben. Oberst Sleemann war auf seinen Streifereien in Oberindien neugierig genug, viele von diesen Sprösslingen, an beiden Seiten der Straße, zu untersuchen, und der oben erwähnte Name des menschengewordenen Vishnu ließ sich sicher deutlich genug erkennen, in Sanscritbuchstaben aufgezeichnet, scheinbar durch eine übernatürliche Hand, nämlich — laut dem Berichte — „mit einer Weichheit des Drucks, als ob ein Geisterfinger die Züge gemacht hätte.“ — Unser Reisender versuchte umsonst, seinen Führern die vorgefaßte Meinung zu benehmen, denn unglücklicherweise konnte er nah und fern keinen Baum ohne diese Namen auffinden; der einzige Unterschied bestand im Umriss der Lettern, welche bald kleiner, bald größer waren. Endlich gewährte er eine **Kulpa** in einer Schlucht am Wege, und eine andere auf schwindelnder Höhe an steiler Wand, beide auf so schwer zu erreichender Stätte, daß er überzeugt war, kein sterblicher Schreiber hätte sich bis zu ihnen verstiegen. Er erklärte zuversichtlich, daß man die Namen in diesen Bäumen nicht entdecken werde, und der Erfolg bestätigte den Ausspruch. Aber das störte den Wahn der Hindous nicht. „Wahrscheinlich,“ sagte der Eine, „sind die Namen auf irgend eine Weise abgekratzt worden, aber Gott wird sie zu rechter Zeit erneuen.“ — „Vielleicht,“ bemerkte ein Anderer, „hat er

es überhaupt nicht für nöthig gefunden, an Plätzen zu schreiben, wo der Wanderer es nicht entziffern kann.“ — „Aber seht Ihr denn nicht,“ entgegnete der Oberst, dem die Geduld ausging, „daß die Namen sich sämmtlich auf Stämmen befinden, welche Menschenhand noch zu erreichen vermag?“ — „Allerdings befinden sie sich nur da,“ antwortete man ihm, „denn das Wunder würde ja nicht erkannt werden von den Menschenaugen, wenn die Namen in höheren Bäumen geschrieben stünden.“ —

Ein Strauch, den man Trolsee nennt, dient als Bild der nämlichen Göttin Seeta, und wird alljährlich mit großer Feier einem heiligen Steine, Saligram geheißten, vermählt, ein abgerundeter Kiesel, der angeblich den Gott Vishnu darstellt, dessen Incarnation Ram war. Bei einer ausführlich geschilderten Festlichkeit dieser Art bestand der Zug aus 8 Elephanten, 1200 Kamelen, 4000 Pferden, alle geritten und kostbar gezäumt. Dem Schauspieler wohnten 100,000 Menschen bei, und der Kiesel ward auf den Leit-Elephanten geladen und zu seiner Busch-Göttin getragen. Alle Ceremonien einer indischen Ehe wurden vollzogen und dann Gott und Göttin beisammen gelassen, um ruhig bis zur nächsten Jahreszeit im Tempel von Sudera zu verharren.

Man muß übrigens zugeben, daß in jedem Betrachte die indischen Bäume sich der Ehrenbezeugungen des Aberglaubens würdiger erweisen, als die Waldeskinder einer minder glühenden Zone. Ein anderer Reisender erzählt uns einen seltsamen Vorgang zwischen zwei Eöhnen des indischen Forstes. „Zwei Bäume,“ meldet er, „von verschiedener Gattung, jedoch nur drei Fuß auseinander, hatten die Höhe von 50—60 Fuß erreicht, als sich einer von ihnen die Freiheit nahm, einen untern Zweig in solcher Art zu treiben, daß er den Nachbarstamm berührte und ihm viel Störung und Ungemach verursachte. Der leidende Baum stieß jetzt seinerseits einen Auswuchs aus, der nicht nur den schädlichen Ast umschlang, sondern ihn zusammenpreßte, bis er völlig verdorrte; das Ende des erstorbenen Zweigs langte drei bis vier Fuß über den Auswuchs hinaus, während der letztere auf eine Entfernung von drei Fuß bis zum Schaft des Baumes reichte, gleichsam um alle künftigen Regungen desselben unmöglich zu machen.“ —

Und in einem Lande, wo Bäume der Gegenstand so großer Verehrung sind, wird der schöne, schattenreiche, wohlthätige Tamarind wie

ein Verdanunter, der Variach des Hains betrachtet? Wir vermögen darin, so weit die Wissenschaft gegenwärtig reicht, nur die Wirkung von Vorurtheil und Laune des Menschen zu erkennen.

Das treue Pferd.

Von Max Rosenheyn.

In einem französischen Husaren-Regiment diente ein alter Trompeter, der in vielen Kriegen und Schlachten geblasen und gestritten hatte. Er und sein Pferd waren überall voran, wo Muth und Schnelligkeit sich zeigen konnten, und in der ganzen Armee kannte man den tapfern Ramont, der das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust trug, wie auch seinen Schimmel, von dem der Trompeter behauptete, daß er den Orden wenigstens eben so gut verdient habe, als sein Herr selbst. Ramont liebte dies Pferd, das ihm wohl zehnmal das Leben gerettet hatte, wie ein Bruder seinen Bruder lieben soll. Mochten die Anstrengungen noch so schwer seyn; er sorgte für seinen Freund. Mochte er selbst hungern, wenn nur jener etwas zu fressen hatte, und unter dem Kugelregen der Feinde sah man ihn, auf dem Bauche kriechend, Wasser holen, nur damit sein treues Roß nicht dürste. Das Pferd erwiderte diese Liebe in jeder Weise, aber ach! es schlug die Stunde, wo beide sich auf ewig trennen sollten. In einem Gefecht an der Donau im Jahre 1809 wurde Ramont durch eine Kugel getödtet, die sein Herz durchbohrte. Er stürzte zu Boden, das Regiment ging über seinen Körper fort, aber sein Pferd blieb bei ihm stehen und schien ungeduldig zu warten, daß sein Herr, der aus so vielen Schlachten ohne Wunden davon kam, auch diesmal wieder aufstehen werde. Aber vergebens; er rührte sich nicht. Von Zeit zu Zeit wurde das Thier ungeduldig. Es neigte sich zu ihm nieder, öffnete weit seine Rüßtern und suchte ihn durch seine Bemühungen zu ermuntern. Als einige Stunden so vergangen waren, naheten sich Soldaten, die Ramont erkannten und seine Leiche aufheben wollten; doch das Pferd gerieth in Wuth; es

verteidigte seinen Herrn mit Hufen und Zähnen und ließ Niemand nahe kommen. Einer der Husaren, der einen Hufschlag von ihm erhalten hatte, wollte sich durch einen Säbelschlag rächen, als Kaiser Napoleon eben über das Schlachtfeld sprengte. Er bemerkte das Getöse, ritt näher, erkundigte sich nach der Ursache und nachdem er mit ernstem Blicke das Pferd beobachtet hatte, das mit gesenktem Kopfe über seinem Herrn stand, befahl er, es in Ruhe zu lassen. Nicht weit davon war ein französischer Posten, dessen Sergeant den Auftrag erhielt, das Thier unter seine Aufsicht zu nehmen, am nächsten Morgen aber zu berichten, was mit ihm geschehen sei. Der General Berthier übergab folgenden Tages dem Kaiser nachstehenden Rapport:

„Das Pferd hat die Nacht hindurch über seinem Herrn zugebracht. Bei Sonnenaufgang bemerkten wir, daß es den Leichnam mehrmals umwälzte und ihn vom Kopf bis zu den Füßen berösch. Wahrscheinlich gewann es nunmehr die Ueberzeugung, daß sein Herr todt war: denn es begann dumpf zu wiehern; dann eilte es der Donau zu, stürzte sich hinein und ertrank.“

„Ich möchte wohl wissen,“ rief der Kaiser erstaunt und gerührt aus, „ob die Menschen, welche den Thieren nichts Göttliches zugestehen wollen, auch jetzt noch behaupten werden, daß diese nichts sind als Maschinen ohne Gedanken!“

Albumblatt:

E. Papageiengeschichten E. 186.

Reise zu den Tropfstein- und Eolithen-Höhlen der Fränkischen Schweiz.

Von J. G. Kohl.

E i n l e i t u n g.

Im Nordosten des jetzigen Königreichs Baiern, im ehemaligen Fränkischen Kreise, — am Fuße des Fichtel-Gebirges und des Böhmerwaldes, — haben die Naturgewalten, welche die Oberfläche unserer Erde gestalteten, ein Gebirgsplateau aufgeworfen, das man die Fränkische Hochebene nennt. —

Es besteht dieses Plateau aus mehreren übereinander gelagerten 10 bis 20 Fuß dicken Schichten einer Art Kalkstein, welche die Geologen mit dem Namen Höhlen- oder Jurakalkstein bezeichnen. — Diese Höhlen-Kalksteinschichten, die wie mächtige Folianten übereinander gelagert sind, ruhen unten auf der Basis eines weitreichenden Flözes von Sandstein, oben aber werden ihre höchsten Spitzen von sogenanntem Dolomit gebildet, welches eine dem Höhlenkalkstein ähnliche Gebirgsgattung ist. — Das ganze Plateau erstreckt sich seiner Hauptlänge nach von Norden nach Süden von den Main-Quellen bis an die Donau bei Regensburg. Im Osten verschmilzt es mit den Vorbergen des Fichtel-Gebirges und des Böhmerwaldes, im Westen aber hört es mit einem ziemlich schroffen Abfalle gegen die Fränkischen Ebenen auf, in denen der Donau-Kanal und die Regnitz fließen, dem die alten Nürnberg-Bamberger Handelsstraßen von der Donau zum Main und die Central-Eisenbahn des Königreiches Baiern vorüberstreichen.

In den vorhistorischen Zeiten waren diese Ebenen, die nicht bloß auf der Seite unseres Plateaus, sondern auch sonst ringsumher von Höhen umgeben sind ohne Zweifel mit Wasser bedeckt, und bildeten große Binnen-See-Becken. In Folge von Naturereignissen und Vorfällen,

über die uns Niemand berichtet hat, bildeten sich an den Höhenrändern dieser Binnen-Seen Durchbrüche und Thore aus, durch welche die gesammelten Gewässer zum Theil nach Süden zur Donau hin, zum Theil nach Westen zum Rhein hin Abfluß erhielten. Es entstanden die Thäler und Flußsysteme der Altmühl, die unweit Regensburg in die Donau geht, und die der Regnitz und des Main, die dem Rhein zufließen. —

Der westliche Rand der Fränkischen Hochebene, der früher das Ostufer jener Binnenseen gebildet hatte, stellte sich nun als ein Höhenzug mitten im Lande, als die Gränze der Fränkischen Niederung dar, und die atmosphärischen Gewässer, welche auf dieses Plateau niederschlugen, so wie die Quellen, welche aus ihm hervordrangen, sammelten sich nun in einzelnen Wasserfäden oder Flüssen, welche in die Ebene hinabstiegen und ihren Inhalt zum Theil in die Regnitz und den Main und zum Theil in die Donau ausschütteten. Anfangs mochten diese Gewässer in reißendem Laufe und mit Bildung vieler Kaskaden von dem Plateau herabstürzen. Aber je länger sie flossen, desto mehr schnitten sie in den hohen Boden ein, bildeten darin tiefe Thäler und Rillen aus, deren Boden nun fast eben so niedrig war, wie die Ebenen, denen sie zufließen. Auf diese Weise wurde dann jenes Plateau, dessen Anblick anfangs sehr einförmig sein mochte, in eine Menge Abtheilungen mit schmalen Ausläufern, Vorgebirgen und in viele einzelne Höhenmassen zerschnitten.

Die hauptsächlichsten der kleinen Thäler und Flußsysteme, welche auf diese Weise entstanden, waren im Süden das der Naab, die ebenfalls wie die Altmühl unweit Regensburg in die Donau geht, im Norden das der Wiesent, die bei Forchheim sich mit der Regnitz verbindet, und in der Mitte das der Regnitz, die bei Nürnberg der Regnitz zufließt.

Wir wollen uns hier bloß mit dem Gewässer und Thäler-Complex des zweiten oder nördlichen Flusses, der Wiesent beschäftigen, das in neuerer Zeit wegen vieler hier zusammentreffender Umstände häufiger besucht und durchforscht ist, und das unter dem Namen der „Fränkischen Schweiz,“ den man ihm seiner vielen Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten wegen gab, bekannt geworden ist. —

Das ganze von uns bezeichnete Plateau scheint hier im Norden etwas höher zu seyn als weiter unten im Süden. Die Flußthäler sind daher auch tiefer eingeschnitten. Die durch sie gebildeten und ausge-

schliffenen Vorgebirge und Felsenpartieen, die entstehenden einzelnen Bergspitzen, Steingadern und Gruppierungen sind höher und eben daher auch mannigfaltiger. Alles ist großartiger und wie man zu sagen pflegt romantischer. Auch die Höhlen, von denen übrigens das ganze Jura-kalkstein-Plateau durchlöchert ist, sind bedeutender.

Zwei große deutsche Städte, Bamberg und Bayreuth, haben das kleine Flußgebiet der Wiesent, die sogenannte Fränkische Schweiz, gleichsam mitten zwischen sich. In der Nähe von Bayreuth liegen die Quellen, unweit Bamberg die Mündung des Ganzen. Die meisten Reisenden, welche diesen hübschen Abschnitt unseres deutschen Vaterlandes besuchen, pflegen daher auch gewöhnlich entweder von Bamberg oder von Bayreuth aus jenen einsamen Thälern, Felsen und Bergpartieen und ihren Höhlen zuzueilen. — Von Bayreuth aus kommt man in die hinteren, engeren und wilderen Theile zuerst und steigt dann mit dem Gewässer zu den lachenden verkehrreichen Ebenen der Regnitz bergab. Von Bamberg aus aber verläßt man diese lebendigen Straßen, tritt in die weiten nachher engen und engeren Thäler hinein, reist den Fluthen und Fischen entgegen und verliert sich allmählig in der immer einsamer werdenden Gegend und zwischen den immer wilderen Felsen und Wäldern. Mein Geschick wollte es, daß ich im Spätherbste des Jahres 1849 diesen letzteren Weg zu jener berühmten Höhlen-Gegend einschlagen sollte, von der ich schon in meiner Jugend so viel Interessantes gelesen hatte, die mir daher schon seit vielen Jahren als ein Erdstee im Gedächtnis lag, zu dem ich noch einmal pilgern mußte, und die ich fast schon im Voraus so liebte, wie man einen Menschen liebt, den man zwar nicht kennt, von dem man aber schon längst viel Gutes gehört hat. —

Es war zwar schon spät im October, auch wettelte, stürmte und regnete es draußen, und die Aspekte für eine „romantische“ Bergreise waren schlecht. — Allein das Wetter und andere ungünstige Umstände können uns in der Ausführung eines lange gehegten Planes nicht irren, und dem berühmten Nürnberger Reise-Peter, der so weit gereist wäre, wenn nicht der fatale Kreuzweg gekommen, und wenn es draußen nur nicht so kalt geworden wäre, wollte ich doch nicht gleichen. — Ich nahm daher in meinen Reisemantel gehüllt, trotz dem Grollen der Elemente einen Platz in einem Coupé der Bamberg-Nürnberger Eisenbahn und löste ein Billet für das Städtchen Forchheim, welches gerade an der Mündung der genannten Wiesent in die Regnitz einige Meilen vor

Bamberg liegt. Unsere Reise-Mäntel sind jetzt fast alle zu solchen Zauber-Mänteln geworden, wie sich Faust einen wünscht. Kaum hat man sich auf der Eisenbahn darein gehüllt, und dem Lokomotiven-Kutscher gesagt: „ich wünsche nach Berlin, oder nach Leipzig, oder nach Forchheim zu kommen,“ so ist man auch schon an Ort und Stelle gelangt.

Forchheim ist eine jetzt zwar sehr unbedeutende, ehemals aber sehr bekannte und uralte Stadt. Es wird schon in den Annalen der alten Fränkischen Könige als ein Handels- und Stapelplatz an der großen Regensburger Handelsstraße, die von der Donau zum Main und Rhein führte, erwähnt. Im neunten und zehnten Jahrhundert wurden hier zu wiederholten malen deutsche Reichstage gehalten. Es war hier ein Königshof (oder Kaiserpalast) und viele deutsche Kaiser hielten sich hier mehr oder weniger lange Zeit auf. Zur Zeit des Kaisers Arnulph bewahrte man hier sogar die Reichsinsignien. Und man hätte damals denken können, daß aus Forchheim (oder Vorchheim) noch einmal eine deutsche Hauptstadt, ein Frankfurt, Aachen oder Wien werden müßte. —

Alein die später aufblühenden Städte der Nachbarschaft, Nürnberg und Bamberg, deren geographische Lage günstiger war und deren Bürger sich unternehmender und energischer zeigten, ließen ihm den Rang ab. — Sie wurden groß, volkreich und berühmt. Forchheim aber mußte seine Reichsinsignien herausgeben, blieb klein, und ist jetzt fast vergessen und den meisten Deutschen kaum noch dem Namen nach bekannt. — Angethan mit einem Panzer alter zum Theil jetzt verfallener Festungswerke, welchen ihr die Bischöfe von Bamberg anlegten, und mit ihren grauen Thürmen, kleinen Häusern und winklichen Gäßchen, sieht die Stadt fast so aus wie eine runtsichte und greise Alte, die abseits steht — (sie liegt in einiger Entfernung von der Eisenbahn) — und etwas neidisch auf das lebendige und jugendliche Treiben hinschaut, das an ihr vorüberbraust, und das sie nicht viel mehr angeht, wohl aber ihren jüngeren Nachbarinnen zu Gute kommt.

Unter den 3000 Einwohnern von Forchheim suchte ich bloß den Herrn Sattlermeister meyer auf, denn ihn hatte man mir als einen Bürger bezeichnet, der für mein Fortkommen sorgen werde, ich meine für meine Weiterreise zu den Höhlen der Wiesent-Thäler. Wenn er nicht zu Hause wäre, so sollte ich mich an den Sattlermeister

..... dorfer wenden. Es scheint nämlich, daß hier zu Lande die Sattlermeister unsern Malern und Künstlern in gewisser Hinsicht nachahmen. So wie diese in ihren Ateliers eine hölzerne lebensgroße Figur haben, der sie ihre zu malenden Kaiser • Ornate, Faltenwürfe &c. anprobiren, so haben jene regelmäßig ein lebendiges Pferd im Stalle, dem sie die fabricirten Sättel und Geschirre anprobiren, und mit dem sie dann nebenher den Riethkutschern ins Handwerk pfschen, vermuthlich um den Leuten praktisch zu zeigen, wozu das Ding gut sei, oder um das lederne Zügelwerk, die Stränge und die Peitsche an den beweglichen Tanz auf des Pferdes Rücken zu gewöhnen. Ich fand den Sattlermeister meyer glücklicher Weise zu Hause. Er griff gleich sehr bereitwillig zu Peitsche und Pferdegeschirr. Ich war nun ganz beruhigt, denn, wo man dieß nur erst in Forchheim sieht, da kann man ganz sicher darauf zählen, daß nun auch gleich das ganz natürliche Zubehör solcher Dinge aus Stall und Remise hervorklappen und rollen werde, nämlich ein vierbeiniger Brauner und ein Wägelchen. Der Herr Sattlermeister setzte sich vorn auf, und wir befanden uns bald auf der Straße im Osten von Forchheim, welche gerade ins Wiesent • Thal hineinführt. —

Die Wege waren zwar nicht sonderlich, und vom October • Wetter mit einer dicken sammetweichen Decke von Schmutz überzogen. Das Wägelchen ächzte und quiekte, und warf sich hin und her, als ginge es nur widerwillig in den Wind und in die Berge hinaus. Aber unser Brauner setzte scharf an, und es mußte — wollend oder nicht — seinem Triumphzuge wohl folgen. — Bei diesem Triumphzuge machte der Sturm uns eine imposante Musik, die zahllosen Regentropfen flogen uns mit einer Erbitterung ins Gesicht, wie vom Feinde entsendete Pfeile, und da unser Wägelchen ganz ohne Verdeck war, so gefellte sich auch das von den Rädern und Pferdehufen aufgeregte liebe Erdbreich dazu, hing sich an unsere Mäntel und Hüden, und wir — Passagier, Sattlermeister, das Geschirr und Zubehör — sahen noch ehe wir nur eine der berühmten Föhlen geschaut, sehr bald so aus, als hätten wir Wochen lang in ihnen gehaust. — Ich wollte manchmal mit dem Wägelchen stöhnen und klagen. Doch gedachte ich dann der deutschen Fürsten und Großen, die Anno Domini 1009 unter Kaiser Arnulph zu dem Reichstage nach Erfurt wohl auf noch unbequemere Weise heranreisten, und die vielleicht bei der Beförderungsweise, welche mir das

neunzehnte Jahrhundert gewährt, noch viel Veneidenswerthes gefunden haben möchten. —

Von Forchheim aus fährt man noch erst ein Stündchen in der großen Fränkischen Ebene fort, hat aber schon den Ostrand jenes von mir bezeichneten Hochplateaus vor sich. Da wo die Wiesen und ihr Thal aus diesem hervorkommt, ist ein breites Thor, zu dessen Seiten zwei höhere Berge, gleichsam wie die Thorwächter oder Pfosten liegen. Der am meisten in die Augen fallende ist der auf der rechten oder südlichen Seite, eine hübsch gefornnte Berg-Pyramide, die man weit und breit aus der Regnitz-Ebene erblickt. Er trägt kein Volk einen Namen, den erstaunlich viele Berge in allen Ländern haben, in welchen einst Slaven wohnten oder noch jetzt wohnen. Die Leute nennen ihn nämlich „Weibeles-Berg“ (Weiber-Berg^{*)}). Er hat aber auch andere Namen. Er heißt nämlich auch der „Walpurgisberg,“ oder „Walperlesberg.“ (Auch „Ehrenburg“). Wahrscheinlich mochten in den alten heidnischen Zeiten solche wie die Hochaltäre der Natur hervorragenden Berge den Göttern und Göttinnen geweiht seyn. Als aber bei der Ausbreitung des Christenthums der alte Glaube nur noch als Aberglaube bestehen blieb, als die Götter und Göttinnen vor dem hellen Lichte der neuen Religion sich in Dämonen und Hexen verwandelten, da wurden dann auch die alten Götterberge zu Baba-Goren, zu Hexen und Weibeles-Bergen, und das Volk, das doch nicht ganz von seinen alten Traditionen lassen wollte, nahm nun unter Anleitung seiner neuen christlichen Priester an, daß auf diesen Bergen nicht mehr die Götter, sondern der Böse und sein Gefindel sich versammelte. Diese Versammlungen sollen sowohl hier, als auf dem Brocken, wie auch auf vielen andern Bergen der deutschen und slavischen Länder im Beginn des Frühlings, zur Zeit der Walpurgisnacht, wo die Alten ihre Frühlingsfeste feierten, vorzugsweise statt haben. „Um Walpurgis“ sagte mein Wagenlenker, „da ist der Weibeles-Berg ganz voll. Da zappelts drohen schier von Tausenden von . . .“ — „Hexen die bösen Spud treiben?“ unterbrach ich ihn erschreckt. „Nein, von Tausenden von Menschen, die Bier trinken. Sie kommen dann, Junge und Alte, Weiber und Männer, Bornehme und Geringe von Forchheim, von Bamberg, von Erlangen

^{*)} Im Slavischen Baba-Gora. Nicht nur in Böhmen, in den Karpathen, in verschiedenen Gegenden Oesterreichs, sondern auch in mehreren slavischen Provinzen der Türkei giebt es sehr viele Berge dieses Namens.

und von noch weiter her. Und dazu ist großer Markt Kauf und Verkauf oben. Und 's Bier wird von allen Seiten auf g'schafft. Dann ist da ein Trinken und Essen, das Gott d'erbarm. Sie singen und jubeln schier den ganzen Tag. Viele bleiben auch die Nacht oben, und lugen nach dem Aufgang und Untergang der Sonne." —

Das Wiesent-Thal erstreckt sich gleich hinter seinem Ausgange sehr gerade ins Innere des Gebirges hinauf, und man sieht stundenweit den schmalen Thalgrund und die Höhen zu den Seiten vor sich. So weit ich blicken konnte, bemerkte ich leider noch immer viel Regenschloß über dem Thale schweben. Die Wolken hingen wie zahllose, vom Winde bewegte, graugefärbte Vorhänge von oben und von den Seiten her herab, und ganz hinten im äußersten Hintergrunde war es völlig dunkel grau und schwarz von den dicht zusammengezogenen Himmels-Gardinen, wie der Eingang einer Höhle. Je weiter wir aber in das Schwarze hineinkamen, desto weiter wich es zurück, und beständig entwickelte und gestaltete sich irgend etwas Anschauenswerthes aus dem dunkeln Hintergrunde hervor, entweder ein frischer Wiesengrund, oder ein friedliches Dorf, oder zur Seite dann bald auch schon eine malerische Felsenpartie, und zuweilen die Ruinen einer alten Burg auf ihrem Gipfel. Zuerst Kirchhefenbach, dann Prettsfeld, weiter Ebermannsstadt, endlich Streitberg. Auch bemerkte mein Kutscher zu seiner und meiner Freude, daß „die Luft vom Gebirge hergehe," d. h. daß der Wind aus dem Innern der Fränkischen Schweiz das Thal herabkomme und daß er nicht aus der Fränkischen Ebene, wie wir, längs der Wiesent „hinaufziehe," und dieß sollte ein gewisses Zeichen sein, daß das Wetter am folgenden Tage umschlagen würde. Die Berge schaffen hier das gute Wetter, die Ebene bringt Regen.

Bei Streitberg, einem kleinen hübsch gelegenen Dorfe, mit alten Schloßruinen in der Nähe, ist man schon recht mitten in die romantische Gegend der Fränkischen Schweiz gelangt. Auch giebt es hier in der Nähe schon Höhlen in den benachbarten Thalwänden, die Brunnstein-, die Schönstein-, die Ludwig-Wundershöhle, wie man denn, wie gesagt, in diesem Höhlen-Kalkstein-Plateau fast überall auf so viele Höhlen stößt, wie in einem von Raminchen durchwühlten Sandhügel. — Man hat in neuerer nach Naturgenuß und Naturerkenntniß begierigen Zeit sehr viele solcher Höhlen in der Fränkischen Schweiz entdeckt und zu-

gänglich gemacht. Unter den weniger bekannten will ich beispielsweise noch folgende nennen: die König Ludwigs-Höhle, — die Klaussteiner-Höhle, — das Schneiderloch, — die Allersdorfer Höhle, — die Kautenberger Höhle, — das Pulverloch, — der Hungerbrunnen, — die Hegenküche, — das Rühloch, — die Oswalds Höhle, — die Bettelmannsküche, — die Emmertshöhle, — die Enchenreuther-Höhle, — die Gaspers-Höhle, — die Neudecker Felsengrotte, — die Förstershöhle oder Zeuchbachshöhle, — die Kohlenbrenners-Höhle, — die Silber- und Goldstein-Höhle, — das Zahnloch, — das Zwergloch, — das Windloch, — das Bierloch, — die Wassergrotte, — die Todtmarterstein-Höhle, — das Pferdloch, — die Rauhenbergen-Höhle, — das Gaisloch, — das Hundloch, — die Hungerberger-Höhle, — das Baderloch. Ein einheimischer Schriftsteller zählt nicht weniger als fünfzig bekannte und mit Namen versehene Höhlen in den verschiedenen Thälern der Fränkischen Schweiz auf. —

Diese Höhlen sind alle von sehr verschiedener Beschaffenheit und Größe und bieten alle ein sehr verschiedenes Interesse dar. Einige haben einen großen, hohen und breiten Eingang, wie das weite Thor eines mächtigen Schlosses. Bei den meisten ist der Eingang sehr versteckt, eng, hoch gelegen und schwer zu erreichen. Manche sind nur den geschickten und kundigen Höhlenbesteigern ohne Gefahr zugänglich. Bei vielen geht erst ein brunnenartiger senkrecht abtiefender Schacht in die Felsen hinein, bevor man in das Innere der Höhle gelangt. Da bedarf es denn besonderer Anstalten, wie bei einem Bergwerke, Stricke, Leitern u. s. w. um hineinzukommen. In neuerer Zeit hat man bei den am meisten besuchten die Eingänge erweitert, bei einigen auch einen eigenen horizontalen Stollen durch die Felsen zur Höhle hindurchgesprengt, um jenen gefährlichen brunnenartigen Schacht zu vermeiden, und diesen künstlichen Eingang dann vorn ausgemauert und mit einer zu verschließenden Thüre versehen. Manche sind bloße wenig tiefe und weite Grotten, andere ziehen sich zuweilen in mehre Gänge und Aeste zerspalten sehr tief und sehr kunt durch das innere Geflüste der Berge hindurch. Ihr Boden ist sehr rauh und uneben, es geht darin bergauf und bergab, oft erweitern sie sich zu hohen Kammern oder Sälen, dann wieder verengen sie sich zu so knappen Löchern, daß man auf allen Vieren durchkriechen muß. In den am meisten besuchten hat man die

Wege zum Theil geebnet, an den gefährlichen Stellen Geländer angebracht, und Treppen oder Leitern hergestellt.

Auch das Interesse, das diese Höhlen dem Naturforscher darbieten, ist, wie ich sagte, ein sehr verschiedenes. Einige sind bei frühern großen Wasserfluthen, welche über das ganze Fränkische Hochland noch zu der Zeit hinweggingen, als dasselbe schon von lebenden Wesen bevölkert war, mit Schlamm, Pflanzenstoffen und mit Thierknochen angefüllt. Andere haben von diesen Pflanzen und Thierknochen keine Spur. In vielen haben die durchtröpfelnden Gewässer, welche seine Theilchen von dem Kalksteine der Berge auflösten, sogenannten Kalksinter mit sich führten, und beim Verdampfen in den Höhlen wieder absetzten, im Laufe der Jahrhunderte eine Menge vom Boden herabhängende Steinsäulen, oder Stalaktiten und Stalomiten gebildet. Manche Höhlen zeichnen sich durch die Größe und Schönheit ihrer Stalaktiten aus. In andern aber wieder hat das durchtröpfelnde Gewässer gar keine Spur von dieser Säulen bildenden Eigenschaft. Sie haben daher nichts als die kahlen Steinwände und Steinklüfte, und sind bloße kalte Felsenlöcher ohne besonderes Interesse.

Die Eingänge vieler Höhlen, die in uralter und ursprünglicher Zeit offen da liegen mochten, sind im Laufe der Zeiten durch allerlei Ereignisse wieder versteckt und verschlossen worden. Büsche und Bäume sind davorgewachsen. Sie sind mit Erde und Rasen verdeckt. Auch sind ihre Thore zuweilen verwittert und eingefallen, oder von oben herab durch hereinrollende Steinblöcke verstopft. — Es ist daher möglich, daß wir bei weitem noch nicht alle Höhlen des Gebirges kennen, und daß dieses noch manchen naturhistorischen Schatz in seinen Innern verbirgt. Diejenigen, welche neue Höhlen auffinden, oder zugänglich machen, pflegt man als ihre Entdecker zu bezeichnen. In neuerer Zeit ist diese Höhlen-Entdeckung zu einer wahren Leidenschaft geworden. Diese Entdeckungen fingen am Ende des vorigen Jahrhunderts an und die allerinteressanteste und schönste Höhle im ganzen Gebirge, die Sophien-Höhle, hat man erst in den dreißiger Jahren des jetzigen Säculums entdeckt und zugänglich gemacht. Manche treiben eine Art Geheimnißfrämerei mit den Höhlen die sie kennen. Ich traf einen Mann, der mir sagte, er wisse eine wunderschöne große Höhle im Gebirg, die niemand außer ihm kenne, die er allein zuweilen besuche, zu der der Eingang sehr schwierig sei, in die man sich an Flaschenzügen herablassen

müsse, und in die er nur einmal einen kühnen Engländer hinabgeführt habe. Als ich ihn bat, mir auch diese Höhle zu zeigen, versicherte er, daß dieß nicht so schnell ginge, daß wir wenigstens zwei Tage dazu haben müßten, und diese konnte ich ihm nicht bewilligen.

Manche Höhlen haben ihren Namen von ihrem ersten Entdecker oder wissenschaftlichen Beschreiber erhalten, andere nach vornehmen Personen, welche sie zuerst besuchten, und gleichsam einweihten. Die meisten haben uralte Namen beim Volke, und selbst jene führen gewöhnlich noch neben ihren vornehmen oder wissenschaftlichen Namen noch einen volksthümlichen, der gewöhnlich bezeichnender und poetischer klingt, und der, wie das oben gegebene Verzeichniß lehrt, entweder an die Winde und Gewässer erinnert, welche in diesen Höhlen ziehen und fließen, oder auf die Zwerge, Hexen, Teufel, Räuber, Kohlenbrenner, Hunde, Kühe, Pferde u. s. w. hindeutet, welche etwa in ihnen hätten hausen können, oder wirklich einmal gelegentlich darin gehaust haben. —

Also bei Streitberg, sage ich, waren wir schon mitten in dieses kunte und interessante Höhlen-Gebiet hineingekommen, und im Sommer lassen sich viele Naturfreunde schon in Streitberg in dem dortigen freundlichen und anlockenden Gasthose „zum Kreuze“ nieder, um von da aus ihre Bergtouren und Höhlenwanderungen zu unternehmen. Ich zog es indessen vor mein Pferdegeschirr-Zubehör, — ich meine unsern Braunen, — noch etwas weiter thalaufwärts bis Muggendorf traben zu lassen. Es ist dieß ein gefälliger kleiner Ort an der Wiesent recht mitten in dem ganzen Thäler- und Höhlengebiete der Fränkischen Schweiz. Von hier aus kann man Alles am besten erreichen. Daher die ganze Fränkische Schweiz auch wohl die „Muggendorfer Gegend“ genannt wird, so wie auch wohl alle ihre Höhlen unter dem Namen der „Muggendorfer Höhlen“ zusammengefaßt werden. —

Wir fanden hier, Gott sei Dank, einen ganz wasserdichten Gasthof; dieß war uns Regenburchnäßen zunächst die Hauptsache. Darinnen übrigens auch eine recht behagliche Hauswirthschaft, und einen freundlichen Hauswirth, der uns sogleich mit der angenehmen Nachricht, daß „das Barometer hinauf sei“ entgegenkam. „Das Barometer ist gestiegen“ wie wir uns ausdrücken, das verstehen die Leute hier nicht, „es ist hinauf“ muß es heißen. Auch den Ausdruck „Barometer“ acceptire ich für den Rest unserer Tagesgespräche als einen heilbedeuten- den. Unglück und schlecht Wetter machen abergläubig und wir hoffen,

der Herr „Barmometer“ würde wohl, wenn wir ihn so landesgemäß titulirten, etwas Erbarmen mit uns haben, und uns den morgenden Tag gut Wetter senden. Was denn auch richtig elutraf.

Da es schon ziemlich dunkel geworden war, konnte man uns weder Höhlen, noch Stalaktiten, noch antediluvianische Thierknochen, nach denen unser Geist hungerte, mehr aufsuchen und wir mußten uns einstweilen mit Lammknochen, und dem gebratenen Zubehör einer Hammelkeule, mit frischgefangenen, in dem klaren Wasser, in dem sie gelebt, frischgekochten, *) übrigens nun auch frisch von uns verspeisten Forellen abfinden lassen. —

Zu unserm Nachtmahle fanden sich die Herrn Nachbarn, der Herr Küster, der Herr Müller und andere Gevattersleute ein. Auch saßen die Weiber, Töchter und Mägde des Hauses herum, und strickten, nähten und spannen Strümpfe, Hemden und Feierabendgespräche, welchem Allem ich seinen Lauf ließ, indem ich mich des Umstandes freute, daß ich zu so später Jahreszeit in diese Thäler gekommen, und daher gar keine gewöhnliche Fremden-Gesellschaft, sondern lauter Landes-Kinder und natürliche Gebirgsleute um mich versammelt fand. Man hatte mir zwar in Bamberg mit einigen Englischen Fischanglern gedroht, die ich wohl in Muggendorf noch zu überwinden haben würde. Aber auch diese hatten die letzten Wind- und Regentage schon entführt, und so war mir denn ganz freies Feld gelassen. —

Jetzt wohnen in diesen Gegenden bis zum Böhmer-Walde hinauf und sogar bis tief in Böhmen hinein lauter ehrliche — wollte Gott man könnte den Ausdruck buchstäblich nehmen! — Deutsche. Sehr lange aber haben sowohl hier als überhaupt in den ganzen obern Main-Gegenden bis nach Bamberg (Rabenberg? Weiberberg?) hinab, so wie auch in dem ganzen Regnitz- und Pegnitz-Thale Slaven gehaust und zwar Slaven Sorbischen Stammes. Die Namen der Flüsse Regnitz und Pegnitz, so wie die Namen vieler anderer kleinen Flüsse, Berge und Ortschaften sind hier noch heutiges Tages Slawische. Auch sollen die jetzigen Einwohner, die sich dem deutschen Stamme der Franken zählen, die aber als germanisirte Nachkommen eines aus Deutschen und Slaven entstandenen Völkergemisches anzusehen sind, in ihren Sitten,

*) Es ist hier, wie anderwärts ein allgemeiner Glaube der Köchinnen, daß die Forellen nur ganz fein schmecken, wenn sie in demselben Flußwasser, aus welchem sie kommen, auch gesotten werden.

Meinungen und Gebräuchen noch viel Slavisches haben, was von mir aber natürlich nicht sogleich wahrgenommen werden konnte, weil dazu eine längere Beobachtung gehört. —

Zu Karls des Großen Zeit belegte man diese ganze Gegend noch mit dem Namen Slavia (Slavenland). Und trotz der vielen Anstrengungen Karls des Großen und seiner Nachfolger und ihrer christlichen Missionarien, so wie trotz der vielen Kriege- und Kreuzzüge, welche die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, die Markgrafen von Schweinfurt und andere deutsche Fürsten am Main in diesen oberen Maingegenden unternahmen, soll doch erst im elften und zwölften Jahrhundert das Christenthum hier recht völlig durchgedrungen seyn und sich festgesetzt haben. Etwas mag dazu der Höhlenreichtum dieser Berge beigetragen haben. Denn es wird uns gemeldet, daß die slavischen Heiden in diesen Höhlen noch lange ihr Wesen getrieben hätten.

Bis zur Reformation gehörte die ganze Gebirgsgegend zu dem Sprengel des Bisthums von Bamberg. Die Reformation Luthers fand auch hier viel Anhang, und heutiges Tages sind Katholiken und Protestanten hier derartig gemischt, daß nicht nur das eine Dorf katholisch, während das Nachbardorf protestantisch ist, sondern daß auch in demselben Dörfe Katholiken und Protestanten und Kirchen beider Confessionen neben einander gefunden werden. — In unserer Muggendorfer Abendgesellschaft befand sich sowohl ein katholischer als ein protestantischer Schullehrer und Küster, und es war mir interessant, die verständigen Äußerungen dieser Leute über Religionsverschiedenheit zu hören, zu denen sie sich herbelließen, als ich das Gespräch auf dieses Thema brachte. —

Die Rosenmüllersche Höhle.

Da ich mir vorgenommen hatte, von den 50 Höhlen der Muggendorfer Gegend die drei größten und merkwürdigsten, nämlich die sogenannte Rosenmüller, die Gallenreuther und die Rabenstein oder Sophien-Höhle, zu beschauen, und da die Entfernungen von einer zur andern zum Theil mehr Meilen betragen, so hatte ich am andern

Tage ein ziemlich bedeutendes Tagewerk vor mir, und ich machte mich früh morgens dazu auf den Weg. Ich hatte mir am Abend zuvor einen hübschen jungen und gesprächigen Bergbewohner zum Führer aufgesucht — er hieß Jonas, — und mit ihm wanderte ich nun zunächst auf dem kleinen Bergpfade, welcher zu der meinem Stationsorte Muggendorf am meisten benachbarten Höhle, der sogenannten Rosenmüllerschen, führte. —

Die Sonne hatte auch eben ihr Nachtlager verlassen, und blickte mit einem etwas blassen und kühlen Angesichte hinter einigem Gewölle in das hintere Thal hinein. Sie sah, so zu sagen etwas schlaftrunken und angegriffen aus, und als könne sie sich noch nicht recht bestimmen, ob sie nach der stürmischen Bewegung von gestern wohl ausgeruht habe, und ob die Laune des anbrechenden Tages sich heiter gestalten würde. — Doch schien es mir, als gehe eine Umwandlung in der Atmosphäre vor: Die Winde hatten sich ausgeblasen und die Lüfte waren ganz ruhig und regungslos. — Von den gelben Blättern der Bäume fielen die Tropfen des letzten nächtlichen Regengusses, mit dem das ganze Unwetter geschlossen haben mochte, von Zweig zu Zweig auf den Boden herab, wo sie sich bald verliesen, und wo unser felsiger Fußpfad sehr sichtlich in rascher Abtrocknung begriffen war. Freilich hingen noch überall zerrissene und zerstreute Wolkenfetzen in den Thälern und an den Höhen. Aber Jonas sagte, das wären nur lauter „felli Nebelmullen.“ Allerdings sind selbst die Wolken, welche Blitz, Donner, Platzregen und weiß Gott was sonst noch bergen, bloße Nebelwolken. Mein Begleiter aber wollte damit andeuten, wie er nicht glaube, daß diese Wolken mit Regen drohten.

Die Rosenmüller's Höhle ist schon seit uralten Zeiten dem Volke in der Umgegend bekannt gewesen, und hat sonst anders geheißen. Ihren jetzigen Namen aber hat sie von einem Professor Rosenmüller erhalten, der sie am Ende des vorigen Jahrhunderts im Jahre 1793 zuerst bestieg, durchforschte und beschrieb; dadurch so wie durch die kurz vorher ausgeführte Entdeckung und Untersuchung der Gellenreuther Höhle wurde denn auch der Impuls zur Entdeckung und Untersuchung anderer Höhlen gegeben, welche seitdem nun so weltberühmt geworden sind, über deren Versteinerungen und Knochenschätze dann ein so interessanter und lehrreicher Streit unter den Gelehrten entstand, über deren

Inhalt, Bildung und Bedeutung seitdem viele Werke und Bände geschrieben sind, und von denen Cuvier in Paris eben so gut wie Humboldt in Berlin und Owen in London genaue Notiz genommen haben.

Wenn auch jetzt nicht mehr, wie in den alten heidnischen Zeiten jede Höhle ihre Egeria oder ihre eigene Gottheit hat, so hat doch jede ihren eigenen Aufseher und Wächter, oder wie es hier heißt ihren „Höhlen-Inspektor.“ Natürlich konnten wir Deutschen doch unmöglich die hübsche Gelegenheit der Entdeckung dieser Höhlen vorübergehen lassen, ohne dabei ein neues Amt, eine neue Würde und einen neuen Titel zu erfinden. Wir hatten den Herrn Höhlen-Inspektor der Rosenmüllerschen Höhle, — ob der von Muggendorf, welcher von der Regierung angestellt wird, nicht gar „Ober-Höhlen-Inspektor,“ oder „Königl. Bairischer Stalaktitenhöhlen Ober-Inspektor“ ist? — schon im Voraus Nachricht von der Zeit unseres Erscheinens bei der Höhle gegeben, und wir fanden ihn daher bereits in Erwartung unserer Ankunft, wie des Odysseus' Polyphem vor dem Eingange der Höhle saß. Er hatte ein junges Männchen bei sich, von dem ich nicht erfahren habe, ob es sein Sohn oder vielleicht ein Königl. Bairischer Oberhöhlen-Inspektors-Adjunkt und Gehilfe war.

Zu Professor Rosenmüllers Zeit mußte man sich noch durch ein senkrecht in die Erde hinabgehendes Loch oder einen solchen Schacht, wie ich ihn oben beschrieb, in die Höhle hinablassen. Jetzt hat man von der Seite her einen horizontalen Stollen zu ihr hindurch gesprengt und man tritt nun ohne Unbequemlichkeit auf flachem Boden hinein. Wir bekamen jeder einen kleinen Talgkerzen-Stümpel in die Hand, bei dessen glimmernden Flämmchen uns die schwarze Finsternis im Innern des Schlundes erst recht erkennbar wurde. Mein Höhleninspektor und sein Adjunkt schleppten aber einen ganzen Kasten voll solcher Talgstümpelchen mit sich. Sie hießen uns dann ein wenig warten, stellten uns, um uns eine Ueberraschung zu bereiten, mit dem Gesichte gegen die finstere feuchte Wand der Höhle, und krochen nun sink in allen Theilen der Räume herum, um ihre Lichterchen an den bestimmten Stellen aufzusteken. Dann commandirten sie: „Kehrt Euch“ und wir sahen es nun aus allen Löchern und Gewölben, sogar noch aus dem entfernten „Allerheiligsten“ und der „Wachskammer“ und dem „Paradiesgärtlein“ (so benannte Abtheilungen der Höhle) recht weihnachtsmäßig hervorströmen. In der Mitte der größeren Gewölbe hingen aus hölzernen

Stäben zusammengenagelte Kronleuchter; alle herabhängenden Säulen und Säulchen, alle „Lannengapfen“, „Fahnen“, „Kürbisse“ und „Schweinsopfen“ (Namen, welche die Leute gewissen häufig wiederkehrenden Formen der Stalaktiten gegeben haben) waren beleuchtet oder wenigstens beschimmert, und die Illumination lief an den Geländen und Treppen, die man im Innern der Höhle angelegt hatte, hinauf und hinab. —

Zuerst stiegen wir den „Varnas“ hinauf. Dieß ist eine etwa 50 Fuß hohe, felsige Anhöhe, welche auf dem Boden der Höhle ihre Mitte einnimmt, und über welche die Höhle sich selber hinweg wölbt. Auf dem Gipfel dieser Höhe übersteht man das Ganze, sowohl nach dem Eingange zu, als auch in die engeren Hintergründe hinein, am besten. Hier oben ist man überall von den schönsten Tropfsteinbildungen umgeben, die von dem Felsengewölbe in sehr bunten Gestaltungen herabhängen. Man muß es bewundern, wie die Natur durch einen so einfachen Prozeß, wie es der Tropfenfall und der dadurch bewirkte Ansaß von fester Materie ist, so mannigfaltige Formen zu Wege bringen konnte. Das Gewöhnlichste, was dabei entsteht, ist zwar die runde perpendikulär herabhängende Säulenform. Wenn der Boden oben, von dem die Tropfen herabkommen, ganz horizontal flach und glatt wie ein Spiegel wäre, so würde immer nur diese Form entstehen, die Feuchtigkeit würde sich beständig an gewissen Punkten zu Tröpfchen zusammenziehen, diese Tröpfchen würden abfallend immer an derselben Stelle oben, ein feines Schichtchen Steinmaterial oder Kalkfinter zurücklassen, so wie auch an derselben Stelle unten ein eben solches Schichtchen hineinführen, und es würden so überall von unten herauf und von oben herab sich zwei ganz gleiche runde Steinsäulen oder Stämme entgegenwachsen. — Der Boden aber ist oben so wie unten sehr uneben. Es giebt da eine Menge kleiner und großer Hervorragungen, Spizen und Warzen der Felsenmassen, auch sind sehr verschieden gestaltete Löcher und Risse vorhanden. Stellenweise ist die Decke horizontal, stellenweise aber unter den mannigfaltigsten Graden abgeseigt. Eben so mannigfaltig wie diese unregelmäßigen Hervorragungen und diese Grade der Abdaugung der Decke, sind auch die darauf entstehenden Stalaktiten. — Wo ein mächtiger Felsenzacken herabragt, da laufen natürlich die Tropfen von allen Seiten herzu und tröpfeln an der Spitze des Zackens ab. Sie lassen dabei auf ihrem Wege immer dicker anschwellende Kugeln, die

wie Wurzelwerk aussehen, zurück, und an der Spitze arbeiten sie entweder an der Bildung einer einzigen dicken Säule, oder stellen einen ganzen dicken Bündel dünner und mit einander verschmelzender Zapfen her. — Tritt irgendwo eine lange scharfe und geradlinigte Felsenkante hervor, so laufen sie alle dieser Kante zu, an deren äußerstem Rande sie herabfallen. Dann entsteht längs der Kante eine lange Linie von Zapfen, die sich oft ebenfalls so nähern, daß sie unter einander verschmelzen und dann gewissermaßen das Stück einer runzlichten Wand bilden. Da wo Klüfte und schmale Risse oder Löcher im Felsen-Gewölbe sind, stürzen natürlich von oben her besonders viele steinbildende Gewässer herbei, und das feste Material, was sie im Laufe der Jahre oder Jahrhunderte in diesen Spalten zurücklassen, quillt dann aus den Spalten und Löchern wie ein zum Stillstand gebrachter und gefrorener oder versteineter Wassersturz hervor. — Die Säulenform wiederholt sich aus sehr natürlichen Gründen am häufigsten. — Die hübscheste und merkwürdigste Form ist aber diejenige bei der sich oft ganz dünne und durchsichtige steinerne Tücher, Vorhänge und Gewande herstellen. Es sind dieß Stalaktitengebilde, die ganz frappant den Faltenwürfen an unseren Fenstergardinen ähnlich sehen und zwar so genau ähnlich, daß man sich oft kaum überredet, es seien nicht wirklich versteinerte Vorhänge, und daß ein Maler die Gesehe des Faltenwurfs hier eben so gut studiren könnte wie an einem Theater-Vorhange selber. — Zuweilen fehlt nichts daran, weder die Quasten, oder das äußerste Ende einer herabhängenden Zeugmasse, noch die Pauschen und Wallungen der Falten noch auch die Besätze an den Rändern.

Um sich die Entstehung dieser steinernen Gardinen zu erklären denke man sich unter dem Boden des Gewölbes eine sehr flach abgesechrägte Abdachungsfläche. Der herauschwitzende oder aus dem Innern auf diese Fläche hervortretende Tropfen, wird sich noch eine Zeit lang auf der Fläche halten, er wird unentschieden und schwankend daran hingleiten, und einen Zickzack oder Schlangenweg darauf beschreiben. Auf diesem Schlangenwege wird er überall bis zu dem Punkte, wo die Abdachung aufhört und wo er also ohne Anhaltspunkt bleibend abfällt, etwas Steinmaterial zurücklassen. Ist einmal eine solche Linie ange deutet oder hergestellt, so werden alle nachfolgenden Tropfen auch auf ihr hinschwanken, ebenfalls etwas Material zurücklassen und so muß

dann wohl endlich auf diese Weise eine dünne vielfach gebogene Wand oder ein faltiges Steintuch entstehen. Zuweilen bleibt es nicht bei der gerade fortlaufenden Zickzack- oder Schlangenlinie. Zuweilen drehen sich die Tropfen bevor sie abfallen, an den Gewölben in Kreis- oder Spirallinien um sich selber herum, und aus einer solchen Bewegung müssen dann, wie Jeder sich leicht denken kann, zusammengedrehte Steintücher, oft wie Glocken oder wie Papiertüten gestaltet entstehen. — Die Wände dieser steinernen Tüten oder Glocken sind so dünn, daß sie das Licht durchschimmern lassen. Meine Höhlenführer hielten in einige ihre auf Stöcken befestigten Talgkerzen hinein, und die Glocken strahlten dann in der Höhlenfinsterniß Licht aus wie die Argantischen Lampen in unseren Zimmern. Auch geben diese Steinglocken, wenn man sie mit einem Schlüssel oder einem andern harten Gegenstande anschlägt, Klänge von sich. Sie tönen genau so, wie die altmodigen, aus Eisenblech geschmiedeten gigantischen Kuhglocken, welche man noch heutiges Tages zuweilen auf den Alpen der Schweiz am Halse der Leittühe hängen sieht.

Ich sagte auch, Franzen oder regelmässige, zierlich gestaltete Besätze finde man an den stalaktitischen Vorhängen. Diese Besätze sind augenscheinlich eine andere Arbeit, als die Vorhänge selbst, sie sind nicht glatt, sondern geresselt und wie mit einer Kesselmachine gleich unseren Hemdenfragen gekräuselt. Sie sind auch anders, meistens heller gefärbt, als die Vorhänge selbst. Die Entstehung dieser gekräuselten Besätze habe ich mir nach einer Unterhaltung mit meinen Höhlenkennern — und ich glaube richtig, — so erklärt: Die das Steinmaterial mit sich führenden Stalaktitischen Gewässer können eine lange Zeit, oft Jahrhunderte lang, auf demselben Wege zu derselben Stelle des Gewölbes herabgeführt werden. So lange geht dann die Bildung und der Wachsthum derjenigen Steingestalten, Säulen oder Tücher, an denen sie arbeiten und weben, stets fort. Zuweilen aber können sich oben gewisse Wege oder Rillen verstopfen, die Gewässer ganz abgeleitet oder anders wohin geführt werden. Dann geräth der Wachsthum unten ins Stocken. Der Vorhang vergrößert sich nicht mehr, veraltet und nimmt auch im Laufe der Zeiten eine dunkle alternde Farbe an, da er anfangs eine frische, etwa wie nicht völlig weißes Wachs hatte. — Nun kommt es aber zuweilen, daß die verstopften Canäle oben im Laufe der Zeiten sich wieder von Neuem eröffnen, und daß die Feuchtigkeit wieder an dieselbe Stelle geführt wird. Doch mag nun die Art und Weise

ihres Fortschritts längs des Randes des Steintuches eine andere seyn. Früher, als die Bahn längs dieses Randes durch die beständig sich folgenden Tropfen stets naß war, glitten sie ohne Unterbrechung dahin. Jetzt ist der Weg trocken. Sie nehmen daher statt einer glatten, eine zitternde Bewegung an, sie hüpfen gleichsam etwas mühseliger von Punkt zu Punkt, setzen daher ihr Steinmaterial nicht mehr auf einer ununterbrochenen Linie, sondern auf einer Reihe von Punkten ab. Und da nun jeder folgende Tropfen genau die Bewegung der vorhergehenden macht, so entstehen daraus nicht mehr Fortsetzungen der glatten Fächerfalten, sondern eine gereiffelte oder treppenartige Kante, und diese unterscheidet sich auch wie ein anders gefärbter Besatz von dem Hauptvorhange, der dunkler gefärbt ist, während der neue Anwuchs hell und rein wie Wachs glänzt.

Sie und da konnte ich der Decke der Höhle so nahe kommen, daß es möglich war, die ersten Anfänge neuer Säulen und Stalaktitenbildungen genau zu betrachten. Ich bemerkte zu meiner Verwunderung, daß das Ganze nicht eigentlich gleich mit einer vollen und compacten Masse, sondern vielmehr zunächst mit einem kleinen Röhrchen beginne. Wenigstens sah ich hie und da eine Menge kleiner dünner sehr zerbrechlicher Röhrchen nebeneinander sitzen, welche mir meine Führer als die Anfänge neuer Säulen bezeichneten. Mit Mühe und Vorsicht gelang es mir einige dieser Röhrchen abzubringen und unverseht herunter zu bringen. Sie waren nicht ganz einen Zoll lang, hatten etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Linien im Durchmesser und sehr dünne Wände, an der geöffneten Spitze einer jeden saß ein frischer Tropfen. Da wo dieser Tropfen anfaß waren die steinernen Wände der Röhren besonders dünn, zerbrechlich und wie halbflüssig. Hartes und Flüssiges schien sich hier fast zu vermischen. Diese Röhrenbildung kann man sich nur daraus erklären, daß man annimmt, der Tropfen habe eine Zeit lang am Boden festgeessen, bevor er abgefallen, und habe einen feinen kleinen Steinring um sich herum abgesetzt, indem an seinem Rande die Verdunstung, und folglich auch der Steinniederschlag, schneller vor sich gegangen als in seinem Innern, wo Alles, von der Luft geschieden, mehr flüssig geblieben. Der folgende Tropfen setzte diese Ringbildung auf derselben Stelle fort und so entstand eine Röhre. Ob alle Stalaktiten so mit einer kleinen Röhre anfangen, wage ich nicht zu behaupten, denn die Natur, — dieß kann man eben recht wieder in diesen Stalaktitenhöhlen

lernen, — ist so reich an Mitteln, daß sie fast nichts auf dieselbe Weise anfängt und vollendet. — Uebrigens wachsen auch diese Röhren in der Folge schnell zu, und das Ganze wird dann eine dichte Masse, die sehr hart ist, die Feuer am Stahl giebt, und die auch, wie ich schon sagte, in dünnen Wänden wie Metall erklingt. —

Eben so mannigfaltig wie die Zapfen oder Stalaktiten oben, sind die Stoffablagerungen oder die Stalomiten unten. Doch sind diese am Boden stehenden im Ganzen für's Auge nicht so ansprechend, weil nicht so regelmäßig als die oben hängenden. Die Tropfen, die sich oben zusammenhalten, werden unten beim Auffallen mehr verspritzt, und breiten sich daher mehr in breiten Massen, als in zierlichen und feinen Gebilden aus. Sehr häufig lagern sich bloß sehr dicke runde Haufen der strömenden Masse ab, die wie Hügel oder Berge im Kleinen oder wie „Altäre,“ oder wie „Gletscher“ aussehen, daher sie auch von den Höhlenbesuchern dergleichen Namen erhalten. Zuweilen aber, wo die Tropfen sehr regelmäßig fallen, entstehen auch ordentlich hohe und lange Säulen, die mitunter wohl so weit hinaufgehen, daß sie sich mit den von oben herabhängenden Zapfen verbinden und am Ende Einen Höhlenspfiler bilden. Wie der obere Zapfen (der Stalaktit) gewöhnlich mit einer feinen birnensförmigen, convergen Spitze endigt, so hat das untere Säulenpedestal (der Stalomit) gewöhnlich einen glatten, oder auch etwas ausgehöhlten, concaven Kopf, in dessen Höhlung die Tropfen hineinfallen. Man erkennt auch hier gewöhnlich den frischesten und jüngsten Absatz an der hellen Farbe. Und diese ist zuweilen noch so weich, daß man mit einem Messer etwas — aber nur sehr wenig, — davon abschaben kann.

Doch ist auch unten noch das Wasser sehr launenhaft und schöpferisch in allerlei Gestaltungen. Da der Boden von Haus aus sehr uneben ist, und die Steingebilde selbst ihn noch unebener machen, so fließt das Wasser in allen möglichen Richtungen ab und zusammen. Zuweilen verbreiten sich die Tropfen über die ganze kuppelförmige Fläche eines Felsenkopfes hin und überziehen ihn mit einem Steinmantel. Haben diese Felsenköpfe dann zur Seite schroffe Absätze oder plötzlich tiefabgehende Abgründe, so ragt dann jener Steinmantel wohl schräg abfallend über den Abgrund hinaus, und fällt in die Luft hinab wie ein verkalkter Katarakt. Man kann dann wohl hinter die Stalaktitenwand zwischen ihr und dem Felsen, von dem sie herabfällt hineinkriechen, wie hinter eine große Glocke, oder wie bekanntlich auch hinter die abstehende

Wasserwand des Niagara-Wasserfalls. Eine sehr merkwürdige und ziemlich großartige Bildung dieser Art befindet sich z. B. eben in der Rosenmüllerschen Höhle. — Zuweilen bleibt es in kleinen Tümpeln und Teichen stehen, aus denen dann breite und flache Ueberzüge oder Krusten von Stalaktiten-Massen niederschlagen. Das Merkwürdigste ist, daß diese Tümpel dann auch oft zu den Seiten Wände bilden. Und diese Wände, die dann oft eben so gewellt und gekräuselt sind, wie die Garnituren bei den Vorhängen oben, laufen dann unter mehr oder weniger rechten Winkeln auf dem Boden hin und her, und bilden hier gleichsam mehre Abtheilungen oder Kästchen, wie in einer Schublade mit mehren Fächern oder Abschnitten. Die Entstehung dieser senkrecht, oft sogar auch schräg und etwas gewölbt auf dem Boden aufstehenden dünnen Wände, habe ich mir am wenigsten erklären können.

Für alle Hauptformen der Stalaktiten haben die Leute bezeichnende Namen erfunden. Einige vergleichen sie mit Kirchengeräthschaften und nennen sie z. B. „der Altar“ oder „der Leuchter.“ Die wie Vorhänge aussehenden, welche ich beschrieb, nennen sie meistens „Fahnen,“ mit denen sie auch die größte Ähnlichkeit haben, nämlich mit den Fahnen, wie sie aussehen, wenn sie still und unbewegt von den Wänden eines Kirchengewölbes herabhängen. Die weniger entwickelten Vorhänge, die zusammengedrehten Papiertüten gleichen, nennen sie „Schweinsohren,“ eine Form, die sehr oft vorkommt. Ein Westphälischer Bauer würde bei dem Anblick der vielen Zapfen ohne Zweifel an seinen mit Würsten, Schinken, Speckseiten und anderem Rauchfleisch gefüllten Rauchfang gedacht, und aus ihm noch mehr Namen und Vergleiche geschöpft haben. Bei den Zapfenbündeln, von denen ich sprach, neigen sich die Spitzen unter sich abrundend zuweilen alle wieder zusammen, und es entsteht eine eiförmige Masse, die einer gestreiften Melone ähnlich sieht. Man hört die Leute daher auch von „Melonen“ oder „Kürbissen“ sprechen. Kleinere Gestalten nennen sie wohl „Stein-Confect,“ und haben z. B. einer Menge sehr hübscher Stalaktiten und einer Abtheilung der Rosenmüllers Höhle in dem Allerheiligsten den Namen „Zucker-Confect“ gegeben. — In dieß Allerheiligste ist der Eingang, wie gewöhnlich in das Innerste und Beste aller Dinge auf Erden, etwas schwierig. Man kann nicht anders als kriechend hineingelangen, und da der Boden keineswegs so glatt ist, wie eine Schlange, Schnecke oder sonst ein kriechendes Geschöpf ihn immer wünschen möchte, da er

vielmehr überall mit Säulenknäusen und Stolumitenköpfen gespickt ist, wie ein Hasenrücken mit Speck, so wäre diese Operation, wenn sie lange dauerte gleich einer körperlichen Züchtigung. — Als ich hineinkroch huschte eine kleine Maus bei mir vorüber. Diese Thierchen sind mit den Menschen, in dessen Nähe immer einige Brosämlen für sie abfallen, in diese Höhle eingewandert. Hier sind es die zahllosen Talglichtertropfen, welche bei den häufigen Besuchen von den Kerzen des Höhleninspektors abfallen, und von denen, so wie von seinem Lichterkasten, wenn sie dazu gelangen können, die Mäuschen im Winter zehren und lecken. — Auch blieb mir unterwegs eine Fledermaus in den Haaren hängen, die ich beim Weiterkriechen vom Steine abgestreift hatte. Diese Thierchen überließen sich schon ihrem Winterschlaf und hingen an verschiedenen trocknen Stellen des Tropffsteingewölbes. Es that mir anfangs sehr leid, daß ich das Thierchen in seinem sanften Schlummer so rauh und ungewarnt gestört hatte. Doch tröstete ich mich bald, da mir einfiel, daß es noch circa 5 Monaten Zeit zum Auschlafen habe. Indem ich meinen kleinen Talglichtklümpel dicht an das Gewölbe hielt, von dem die Fledermaus herunter gekommen war, sah ich dort noch mehr andere kleine Wesen im ungestörten Genuße der Höhlenruhe sitzen, Rücken, kleine Nachtschmetterlinge, und andere solche Thierchen. Das letzte October-Unwetter mochte sie hier hineingetrieben haben. Einige von ihnen, denen ich mit dem Lichte nahe kam, zuckten ein bißchen mit den Flügeln, versanken dann aber wieder in unerschütterliche Ruhe. Andere flatterten auf, ließen sich aber in einer Entfernung von einer halben Elle wieder nieder und tranken fort aus dem tiefen Becher des Schlafes, den Morpheus ihnen in diesen laut-, licht- und regungslosen Höhlen darreichte. Eine schien auch meinen Armel, auf den sie herabfiel und an den sie sich anklammerte, für eine dazu passende Stelle zu halten. Diese aber setzte ich lieber wieder vorsichtig auf einen Stein, der im Vergleiche zu meinem Arm und Ärmel ein wahres Eiderdunenbett für sie seyn mußte.

Ich drang bis in die innersten und hintersten Verstecke der Höhle vor, und hier schloß sich vor meinen Augen der Mund der Erde in einer ganz schmalen Spalte, in die ich kaum meinen Arm und ein Licht hineinbringen konnte, mit steinernen Lippen, zwischen denen auch noch hie und da einige Stalaktiten wie Zähne hervorragten. — Dann machten wir kehrt und bewegten uns zum Tageslichte zurück. Vor dem Ein-

gange der Höhle bot sich uns nun ein schöner Anblick dar, den wir, uns niederlegend, einen Augenblick genossen. Wir genossen hier eine hübsche Aussicht ins Muggendorfer Thal. Die Sonne hatte sich, unterdessen ganz über die Berge hervorgemacht, die „Nebelwulken“ zerstreut und bis auf den letzten Rest aufgezehrt, und beschien den etwas geschützten Höhleneingang ganz lieblich und warm. Einige von den Höhleninsekten, die nahe bei dem Eingange gefressen haben mochten, waren von der Wärme und dem Lichte herausgelockt, und umschwirrten uns sehr geschäftig, wie in amuthiger Frühlingszeit. — Ich war dieser Verwandlung sehr froh, that einen tiefen Zug — (aus dem ganz sanft, milde und duftig gewordenen Luftmeere), ließ Jonas auch einen Schluck nehmen, — (aus unserer Reiseflasche), und trieb ihn zur Weiterreise an. — Wir mußten mit dem Höhleninspektor zunächst nach Muggendorf zurück, durchreisten den Ort raschen Fußes und befanden uns bald jenseits in dem grünen Thale, das zu der Gegend der Gailenreuther Höhle hinaufführt. —

(Fortsetzung folgt.)

Schachkönig.

Von Adler.

Da stand einmal an einem Waldrande ein mächtiger Eichenbaum, der mochte wohl viele hundert Jahr alt seyn, so groß und dick war er. Der Baum war sehr gutmüthig, denn er gab in seiner grünen Krone unzähligen Singvögeln Wohnung und Schutz vor den bösen Hagelschlägen, die zuweilen über die Gegend hingen. Auch wohnten unter den breiten Blättern die lustigen Elfen, welche die Waldblumen pflegen, die unter der Sorgfalt der unsichtbaren Gärtner duftig blühen. Der grüne Specht wohnte auch in dem Eichenbaumwipfel. Er war der Thurmwächter des Waldes, und wenn die Singvögel schlafen gehen sollten, da pickte er mit dickem Schnabel wider den Baumstamm; die Vögel, die es hörten, wußten dann, was es geschlagen hatte und setzten sich in die Nestlein, wo sie vor der Eule mit den Glüh-

augen geschützt waren. Das war aber noch nicht alles. In den Runzeln der Rinde fanden unzählige Käfer und Käuplein Nahrung, die sich in den Moosgärtchen vergnügt herumtrieben. Der gute Baum duldete Alles. In der Wurzel sogar wohnte die sorgsame Felsmaus, mit ihrer zahlreichen Familie sicher und ungestört. Wenn die Sonne recht heiß hernieder schien, da warf der Baum eine weite Schattendecke auf das Gras, und die vorüberziehenden Wanderer ließen sich gerne darin nieder. So war der gute alte Eichbaum weit und breit geachtet und geliebt.

Einst aber zog der wilde Herbststurm seldeinwärts um ein Paar große Wolken zu fangen, die nicht regnen wollten, und widerspenstig von der großen Wolkenheerde, die über die Himmelswiese zog, entflohen waren. Der Herbststurm ist ein riesiger, wilder Geselle, und wie er in seinem allzugroßen Eifer nicht auf die Erde blickte, überfah er den guten Eichbaum, der ihm im Wege stand; und Herbststurm hatte sich fast ein Auge ausgestoßen, darüber wurde er noch wilder, er zankte mit dem Baume herum, schrie mit ihm, weil er nicht ausweichen sey, ja sein Zorn wurde so groß, daß er ihm mit der mächtigen Faust einen Schlag auf den Wipfel gab, daß der Baum taumelte, frachend und dröhnend zur Erde fiel und todt war.

Da hätten ihr den Jammer hören sollen, den die Singvöglein anhuben! Wie viele Nestchen waren zertrümmert, wie viele Eierchen zerbrochen, wie viele der armen Thierchen erschlagen worden? Weibchen jammerten um ihre Männchen, Männchen um ihre Weibchen, Kinder um die Eltern, Eltern um die Kinder. Der alte Thurmwärter Specht flog auf einen andern Baum und hämmerte mit seinem Schnabel Sturm; da kamen fern und nahe die Waldvöglein und halfen hämmern bis zum andern Tag. Käfer und Käuplein waren wehemüthig fortgeflogen und gekrochen und suchten eine neue Nahrung. Ob sie wohl eine andere fanden, die eben so gut war? Auch die Waldgärtner, die Elfen, waren weitergezogen da welkten die Glocken- und Sternblumen, die Blätter sanken müde in das dorrende Gras, und die Spaziergänger flohen den wüsten Wald, an dessen Rand der todt Eichbaum lag.

In einem Dorfe, nicht weit vom Walde, wohnte zu dieser Zeit ein Bäuerlein mit seinem Weibe, das Bäuerlein aber war ein Hezenmeister. Als es nun erfuhr, daß der Herbststurm den Eichbaum todtgeschlagen hatte, da machte es sich auf, um die Baumleiche

zu holen, denn das Hegenmeisterlein mußte sehr wohl, welche geheime Dinge der Stamm des Baumes unter der häßlichen Rinde verberge.

Gesagt, gethan. Hegenmeisterlein spannte des Morgens sechs starke Gänse vor einen großen Wagen, fuhr hinaus an den Waldbrand um den todten Baum aufzuladen. Das war aber keine leichte Arbeit, denn die Leiche war schwer, daher konnte das Bäuerlein erst spät nach Hause kommen. Als das Bäuerlein tüchtig gegessen und geschlafen hatte, machte es sich den andern Morgen mit seinem Zauberwerkzeuge, Axt und Säge an die Arbeit. Große und kleine Klöße wurden abgehauen und daraus Sachen und Säckelchen geschnitzt. Besenstiele, Backtrüge, Kochlöffel und Quirle, Töpfe und Näpfe, und tausend Dinge mehr. Bis auf ein letztes Stück war der Eichbaum verwandelt. Da nahm nochmals das Bäuerlein das Schnitzmesser zur Hand und schnitt daraus zweiunddreißig Schachfiguren. Sechzehn gehörten je zusammen, und an jeder Spitze stand ein König mit seiner Königin und dem ganzen Hofstaat von Käufern und Reitern; die trugen alle wundersame hölzerne Kleidchen und hatten rothwangige Gesichtchen. Schachkönig war der Herrscher eines breitternen Reiches, das aus schwarzen und weißen Feldern bestand. Die beiden Schachkönige trugen ungleiche Farben, der eine war weiß, der andere schwarz, und die Unterthanen kleideten sich in dieselben Farben. Ja die Festungen des Landes waren ebenso angestrichen. Als das Bäuerlein die Schachpuppen fertig hatte, legte es sie zusammen in eine Schachtel, sodann schnitzte es noch aus dem letzten Spahn eine Gliederpuppe, und nun wollen wir sehen, was das Bäuerlein mit seinen Sachen anfangen wird. — Ihr müßt nicht glauben, daß das Schnitzen und Sägen so rasch ging wie ich es Euch erzähle, denn Bäuerlein hatte damit den ganzen Winter über zugebracht, und als es fertig war, wunderte es sich, daß schon wieder die Bäume grünten und die getrösteten Vögelchen sangen; denn bei der Arbeit läuft die Zeit sehr rasch vorüber; zwar den faulen Leuten geht sie auch vorbei, aber zu langsam, und sie ärgern sich deshalb, bis sie am Ende einsehen, was mit der Zeit auch so viel schönes dahingezogen ist, da sehen sie dann und haben das Nachsehen.

Unser Bäuerlein lud seine Arbeit auf den Wagen, fuhr nach der Stadt, wo alle Sachen und Säckelchen bald verkauft waren. Mit vielem Gelde zog es heim und lebt in dem Dorfe, wahrscheinlich noch mit seinem Weibe, froh und vergnügt. Wir wollen uns auch nicht um

den Besenstiel in der Hand der Hausmagd kummern, auch nicht um die Töpfe und Kämpfe in der Speisekammer, sondern wir suchen den Schachkönig auf und die Gliederpuppe. Die finden wir in Wilhelms Kinderstube, wohin die gute Mutter, das Schachspiel für die Knaben und die Gliederpuppe für die kleine Schwester, gebracht hat. Knaben und Mädchen dankten tausendmal für das schöne Jahrmarktgeschenk und nun ging's an's Spielen. Während Alwine die Puppe aus- und anleidete, spazieren trug und in's Bettchen legte, bekriegten sich der weiße und schwarze Schachkönig auf dem Brettreiche. Wie es zuing, das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß der schwarze Schachkönig in drei Schlachten gesiegt hatte. Nun sollte das letzte entscheidende Treffen gewagt werden; siegt der schwarze König wieder, dann wehe euch Weißen, ihr werdet auf ewig die Sklaven des Schwarzen, das hatte Wilhelm mit Theodor ausgemacht. Alwine wollte dem Treffen zusehen, sie trat auch an den Tisch und stellte ihre Gliederpuppe neben sich. Die Gliederpuppe trug einen schwarzen Sammtspencer, der war mit Gold gestickt; ferner ein rothes Röschchen mit schwarzem Besage, schöne Zwickestrümpfchen und schwarze Schuhe, das Lockentüschchen guckte unter einem grünen Kaschorhut hervor. Dem schwarzen Schachkönig muß die Puppe sehr gut gefallen haben, denn er ließ während der ganzen Schlacht kein Auge von ihr. Daher kam es auch, daß mehr Bauern als gewöhnlich in Gefangenschaft geriethen; bald mußte sich auch ein Festungsthum ergeben, denn wenn der Feldherr nicht aufmerksam ist, was hilft da die Tapferkeit der Soldaten? Kurz, nach einem heftigen Kavalerie-Angriff hatte der schwarze König die Schlacht verloren und mußte sich gefangen geben. Wilhelm, der sehr heftig war, ärgerte sich sehr darüber, er schlug auf den Tisch, daß die Schachmännlein durcheinander purzelten und kopfüber auf dem Brette lagen. Der schwarze König aber fiel herunter und rollte unter den Tisch. Wilhelm ärgerte sich noch lange und weinte, bis er in's Bett gebracht wurde, Theodor ging mit ihm zu trösten. Die Kindermusik legte die Figuren in die Schachtel, der König aber blieb unter dem Tische auf dem Stubenhoden. Er war vom Fallen noch betäubt und so matt von der Anstrengung in der verlorenen Schlacht, daß er sich nicht zu regen vermochte. Die Leute im Hause waren alle schlafengegangen und die Uhr schlug so eben Mitternacht, so laut und dröhnend, daß Schachkönig von dem Klang erwachte. Er sah sich um und erkannte, daß er sich auf ganz-

lich unbekanntem Boden befand. Eine ganz neue Welt umgab ihn. Da fühlte er sich schmerzlich bewegt von dem Gedanken, daß nunmehr seine Unterthanen ihn vermissen werden, daß er durch seine Thorheit in dieses Unglück gerathen sey, daß seine gute Königin ohne ihn sich in Gram verzehre und er allein auf dem unermesslichen Stubenboden liegen müsse, während er doch sonst sein gekröntes Haupt in den Schoß eines seiner Unterthanen legen konnte. Während nun diese Ideen in seinem Kopfe hin und niederzogen, wurde er plötzlich durch ein Trippeln, das sich ganz nah an seinem Ohre vernehmen ließ, aus seinem Sinnen geweckt. Er blickte um sich und sah ein Thier auf sich zukommen, welches ihm als ein Ungethüm erscheinen mußte. In einem spizen Kopfe glänzten zwei dunkle Augen, wie glimmende Schwefelhölzchen, grauer Pelz deckte das Kriechende, hinter ihm bewegte sich ein langer Schweif, der wohl vier Schachfelder lang war. Uns ist das Thier, das pipsend daher kam, bekannt, wir nennen es — Maus, der arme Schachkönig aber, in dessen friedlicher Schachtel nur für das Schachvolk Raum war, auf dessen weiß und schwarzen Fluren aber stets nur Kämpfe tobten, er konnte das Thier nicht kennen, wir dürfen es ihm daher auch nicht verdenken, wenn er sich fürchtete. Die neugierige Maus ging ganz nahe zum König heran, sie sekte dabei alle Ehrfurcht außer Augen, pfeifend rief sie ihrem Manne, der Mäuser kam und die beiden Eheleute rollten den halbtodtgeängstigten Schachkönig dem Mauseloch zu. Dort angelangt, riefen die Eltern den jungen Mäusen, welche sich mit dem Spielzeug, denn als solches betrachteten sie den Schachkönig, herzlich freuten. Bald war er in dem dunkeln Mäuseloch und die Mäuselein spielten damit. Die alten Mäuse, die viel in der Welt herum gekommen waren, wußten wohl, daß es außer ihrem Geschlechte noch viele andere gebe; zu welchem er gehöre, wußten sie aber dennoch nicht. Bis die Frau Feldmaus, die ihre Familie in der Stadt gerade damals besuchte (es sprachen alle Zeitungen davon), mittheilte, daß es eins von jenen Geschöpfen sey, welche im guten seligen Eichbaum gewohnt haben. Da machten sich die Mäuse heran und fragten den Schachkönig, was seine Schicksale gewesen seyen; der König verstand aber nicht mäusisch, er sprach nur persisch, und konnte nicht antworten; das that der ganzen Gesellschaft sehr leid, und der gute König, der bisher nur in Wohlleben seine Zeit zugebracht hatte, sah zu spät ein, wie schlimm es ist, wenn man nur das Nothwendigste lernt. Die

Mäuse ehrten nun den König, so gut sie konnten; nur mußte er sich gefallen lassen, daß ihm das spitze Krönlein abgenagt wurde, denn er stieß damit überall an.

Wir wollen nun den König unten bei den Mäusen lassen und nach dem Schachvoss, der Puppe und den Kindern sehen. Als es morgen geworden war, erhob sich Wilhelm aus seinem Bette, ging hin zu seinem Bruder und bat ihn um Vergebung, wenn er ihn in seiner Heftigkeit beleidigt haben sollte. Theodor vergab und die Brüder gingen hinaus in die Kinderstube, um nach dem Schachspiel zu sehen. Da lag das hölzerne Böttchen wohl in der Schachtel ruhig wie immer, aber in dem Herzen nagte der bitterste Kummer um den verlorenen König. Gleiches Gefühl bemächtigte sich der Knaben, als sie den Verlust bemerkten. Suchen, die Winkel durchstöbern, Alles war umsonst, der König war und blieb verloren. Da legten die Kinder nun die Figuren in die Schachtel, stellten sie in's Spielzeugschrankchen, mit dem Spielen war es aber aus. In jener Unglücksnacht hatte Alwine die Puppe wie gewöhnlich mit zu Bette genommen. Da träumte dem Mädchen, die Schachfiguren, zu Riesen angewachsen, kämen an sein Bett und drohten mit langen Spinnenarmen, das Kind und die Puppe zu holen und beide in die Schachtel zu sperren. Alwine ängstigte sich darüber dermaßen, daß sie im Schlaf die Puppe aus dem Bette in's Zimmer warf, wo sie am andern Morgen gefunden wurde, aber wer beschreibt den Schreck? mit zerbrochenen Beinchen! Unter Weinen und Klagen wurde die verstümmelte Gliederpuppe zum Schachspiel in's Spielzeugschrankchen gelegt und die Mutter versprach, Weihnachten neues Spielzeug zu kaufen. Es verging nun Frühling, Sommer und Herbst, die Kinder hatten unter neuen Vergnügungen des Schachspiels und der Puppe längst vergessen. Eines Abends saßen die drei Kleinen in der Kinderstube, sie waren müde in den Bilderbüchern zu blättern, und sahen sich gähnend einander an. Auf einmal legte Alwine den Finger an's Ohr und rief den Brüdern mit einem leisen „hícht!“ zu, aufmerksam zu seyn. Wie sie nun da so ganz stille aufhorchten, vernahmen sie am Ende des Zimmers ganz deutlich ein leises Klopfen, das aus dem Fußboden zu kommen schien. Alwine stellte sich auf ihren Stuhl, denn sie fürchtete, es könne irgend etwas ihr in die Füße beißen. Die Knaben steckten zwar auch die Köpfe zusammen, bald aber gewannen sie wieder Muth und schlichen auf den Zehen dem Orte zu, von wo

das Klopfen ausging. Bald war es still, bald fing es wieder an. Die Knaben suchten, endlich fanden sie in dem entferntesten Winkel ein Loch im Fußboden. Theodor horchte und siehe, das Klopfen kam aus dem Loch. Leise rief er Wilhelm herbei, die beiden brachen einzelne Stücke von den morschen Dielen ab, bis sie deutlich hinabsehen konnten. Da war aber gar nichts zu bemerken. Noch mehr Holz wurde abgerissen, plötzlich jauchzte Wilhelm freudig auf, er hatte entdeckt, was da unten klopfte, mit zwei Fingern zog er es jetzt hervor, hob es in die Höhe, es war — — Schachkönig mit dem zerbißenen Krönlein. Im Triumph wurde er an's Licht gebracht, aber wie sah die arme Majestät aus! Staub und Schmutz lag auf dem hölzernen Köckchen, die sonst so rothen Wangen waren verschwunden, vermuthlich aus Sorge und Gram. Graue Haare von Spinnweb deckten seinen sonst gekrönten Scheitel. Sorgsam wurde der König gereinigt, Wilhelm setzte ihm eine neue Krone von rothem Siegellack auf; sodann wurde die längstvergeßene Schachtel hervorgefucht und die Schachmännlein in Parade vor dem verlorengeglaubten Herrscher aufgestellt. Auch die lahme Gliederpuppe wurde wieder zurechtgeleimt, so gut es gehen wollte. Da steht sie nun auf dem Tische neben dem Schachbrett, auf dem Schachbrett stehen die schwarzen und weißen Männlein sich gegenüber. Heute schießt der schwarze König aber nicht mehr nach der Puppe, denn er ist durch Schaden klug geworden. Wir dürfen deshalb auch hoffen, daß er die begonnene Schlacht gewinnen wird, trotzig steht er auf seinen weißen Gegner, der von der Pracht der rothen Siegellackkrone schier geblendet ist. Was werden die Mäuslein gesagt haben, als sie den hohen Gast nicht mehr vorfanden!?



Löwe und Tiger.

Der Löwe.

(Fells Leo.)

Von Grunewald.

Wir wollen die Reihe von Bildern aus der Naturgeschichte, welche wir in der Folge unsern jungen Freunden vorzuführen gedanken, mit dem Löwen eröffnen. Er gehört freilich zu dem Kagen- geschlechte, dem nicht Jeder hold ist; allein dies schadet seiner königlichen Majestät nicht. Er wird, ausgewachsen, gegen neun Fuß lang, bei fünf Fuß hoch, und noch schwerer als ein ausgewachsener Hirsch. Sein Kopf ist im Verhältniß zu seinem übrigen, etwas schmalen Körper, groß und länglich viereckig. Nach Kagenart stehen seine großen Augen vorn. Die Ohren kurz und rundlich. Die breite Zunge stachlicht, sein Gebiß groß und stark. Ueber dem Maul die breitgedrückte Nase. Mit einer stattlichen Mähne sein Hals geschmückt, deren Farbe gewöhnlich dunkler ist als der übrige gelbbraunliche Leib, die aber dem Weibchen fehlt; auch der Kopf der letzteren ist mehr rund als länglich. Der Schweif wird bei vier Fuß lang und hat am Ende einen Haarbüschel. An seinen breiten Taten hat er gewaltige Klauen, die er einziehen kann und weiche Ballen. Stark sein Knochenbau. Sein Magen ist lang, die Reibung desselben sehr bedeutend, daher seine Begierde nach Raub fürchterlich. Eben so außerordentlich seine Muskelkraft. Sein Blut rollt fünfzehnmal schneller durch seinen Körper als beim Menschen, und die Galle ist schwärzlich.

Dieser gewaltige Bewohner der Büste von Süd-Asien und Afrika lebte zu Zeiten der Griechen und Römer auch in Macedonien, Griechenland u. s. w. Veränderungen des Klima's, Ausrottung der Wälder und namentlich der spätere Gebrauch des Schießgewehres trugen viel dazu bei, daß er in diesen Gegenden allmählich verschwand. Damit das Gleichgewicht unter dem Thiergeschlechte erhalten wird, ist der Löwe sowie der Tiger und viele andere Thiere in der großen Haushaltung der Natur bestimmt, als Raubthier zur Verminderung anderer

Geschlechter dazu beizutragen. Er geht des Nachts auf Raub aus, da er im Dunkeln besser steht als bei Tage, denn sein Auge verträgt das Sonnenlicht nicht. Er hat einen leisen Schlaf, da sein sehr warmes Blut schnell durch den Körper strömt. Er läuft nicht, sondern schleicht laienartig dem Raube nach, erhascht aber denselben oft durch gewaltige Sprünge von zwölf bis fünfzehn Fuß. Sein Königsgeschmack verschmäht faules Nas. Das Lecken mit seiner stachlichten Zunge verwundet schon, und dann erwacht sein wüthender Blutdurst, hat er aber einmal Blut geschmeckt, läßt er nicht mehr von seiner Beute. Um seinen Hunger zu stillen, bedarf er täglich bei 15 Pfund Fleisch; im gefangenen Zustande begnügt er sich mit einer weit schmaleren Kost. Sein Fleisch wird nur von wilden Völkern gegessen. Die Jungen haben die Größe von kleinen Hunden, sie bekommen aber erst bis ins vierte Jahr hin Mähnen. Die Löwin ist zwar kleiner als der Löwe; sie zeigt aber eine größere Schnelligkeit in ihren Bewegungen, und wird deswegen oft mehr gesücht.

Der Löwe, obgleich der König der Thiere genannt, hat doch auch seine Feinde, die über ihn zuweisen den Sieg davon tragen, z. B. der Elephant, das Rhinoceros, das Nilpferd, der Tiger — der letztere ist ihm wegen seiner Behendigkeit am gefährlichsten — und in neuern Zeiten das Schießgewehr. Wird er angegriffen, so zeigt er sich in seiner furchtbaren Majestät. Sein großes Feuerauge rollt wild umher, die Mähnenhaare sträuben sich empor, radförmig schlägt er den Erdboden mit seinem Schweife, womit er ein Pferd zu Boden schlagen kann, und aus seiner gewaltigen Brust stößt er ein donnerähnliches Gebrüll hervor, daß die Gebirge davon in der Stille der Nacht widerhallen. Im wilden Sage springt er auf seinen Feind los; er nimmt es mit dem größten Büffelochsen auf, packt ihn mit seinen gewaltigen Tagen, reißt ihn zu Boden und weist ihn dem Tode. Hierig labt er sich an dem herausströmenden Blute und sättiget seinen Heißhunger an dem Fleische, welches er mit seinem gewaltigen Gebiß, womit er die stärksten Knochen zermalmt, herabreißt. — Wir sehen hier im Wilde den Kampf mit seinem gefährlichsten Feinde dem Tiger — welcher eine Scene, wenn diese furchtbaren Ragen auf einander losstürzen, welche schreckliche Naturlaute, wenn das Gebrüll des Löwen sich mit dem Geheule des Tigers vermengt! Wehe dann dem Besiegten, der den Klauen und mörderischen Bissen des Siegers unterliegt. — Und

welch ein Schauspiel mag es für das an Blut und Mord gewöhnte Auge des Römers gewesen seyn, als Pompejus einen Kampf von sechs-
hundert Löwen dem Volke zum Besten gab! —

Dennoch hat dieser wilde Sohn der Wüste eine Scheu vor dem Feuer und selbst vor dem Menschen, er soll letzteren nur anfallen, wenn, von Hunger getrieben, er keiner andern Beute habhaft werden kann. Ja die Beispiele sind nicht selten, daß der Eigenthümer eines Löwen in dessen Kästch ging, letzterer auf den Befehl desselben sich niederlegte, der Herr sich auf ihn setzte, seinen Rachen öffnete u. s. w. Selbst Beispiele der Anhänglichkeit, der Großmuth und Dankbarkeit werden von dem Löwen gerühmt. In der Menagerie zu Paris behandelte ein Löwe ein kleines Hündchen, das ihm zum Fraße vorgeworfen worden, mit einer gewissen zarten Schonung, scherzte mit ihm, ließ sich sogar von demselben necken, ohne im mindesten erzürnt zu werden, und als das Thierchen später starb, wurde der Löwe unruhig und verlor auf einige Zeit seine Grehlust.

Man hat Beispiele, daß Kinder mit Löwen scherzten, ohne von ihnen verletzt zu werden. In dem Palaste eines türkischen Ministers zu Constantinopel soll ein Löwe frei herumgelaufen seyn, ohne nur im Geringsten den Hausbewohnern gefährlich geworden zu seyn. Auch die weitverbreitete Erzählung von dem römischen Sklaven Androkles, wenn sie wahr ist, möge des Löwen Dankbarkeit hinlänglich beweisen. Ersterer war wegen allzugroßer Strenge, seinem Herrn entlaufen, und verbarg sich in eine Höhle. Zu seinem Schrecken kam aus dem Innersten dieses Felsenloches ein Löwe hervor, der, statt feindlich sich zu bezeigen, dem Sklaven eine seiner Tassen entgegenhielt. Androkles untersuchte sie, fand sie durch einen Dorn, der noch darin steck, verwundet, und zog ihn solchen heraus. Späterhin wieder zurückgekehrt, wurde der ehemalige Flüchtling entdeckt, und auf Befehl seines Herrn, wilden Thieren vorgeworfen. Da erschien der Verurtheilte im Circus. Sein grausenhafte Loos erwartend, sah er mit Angst und Schrecken eine Galtthüre sich öffnen, es stürzte ein Löwe heraus, fuhr auf den Unglücklichen los, aber statt ihn anzufallen, stellte er sich nachher ruhig vor denselben hin und liebkoste ihn. Die Zuschauer erstaunten, und nach geschehener Untersuchung ergab es sich, daß dies derselbe Löwe war, dem er einst den Liebedienst erwiesen hatte, und der kurz vorher war eingefangen worden.

Ähnliches erzählt man von einem französischen Ritter, der im Mittelalter die Kreuzzüge mitgemacht hatte. Als derselbe in eine wilde, einsame Gegend kam, hörte er ein fürchtbares Brüllen, da ging er auf dasselbe los, fand einen Löwen von einer großen Schlange umwunden und kämpfend gegen dieses Ungethüm. Da hieb der tapfere Ritter die Schlange entzwei, und rettete den Löwen vom Tode. Von nun an, ging dieser nicht mehr von seiner Seite, und der Ritter nahm ihn endlich sogar mit nach Frankreich.

Zum Schlusse möge hier noch angeführt werden, was uns Fugger in seinem österreichischen Ehrensiegel erzählt. Der kaiserliche Jüngling Maximilian I. besuchte einstens die Menagerie in München. Da war auch unter andern Thieren ein gewaltiger Löwe zu sehen. Er betrachtete dieses Thier eine Zeit lang, dann faßte er Muth, riß mit seinen Händen des Löwen Rachen auf, und zum Erstaunen aller hielt er ihn am Gitter fest. — Schon in den ältesten Zeiten wurde auch der Löwe in den Wappen als Bild des Muthes angebracht. So führen Baiern und Belgien in ihren Wappen das Bild des Löwen. Der griechische Heros Herkules wird dargestellt, mit einer Löwenhaupt bekleidet. Die Helden der Vorzeit erhielten ähnliche Beinamen, z. B. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern; Richard Löwenherz, König von England, der mit Recht diese Bezeichnung verdiente; denn er war ein so gefürchteter Türkenfeind, daß die türkischen Frauen ihren ungezogenen Kindern zuriefen: „Nimm dich in acht, Richard kommt!“ —

Jugend-Album.

Plätter für den häuslichen Kreis.

Erster Jahrgang.

[27]



1. 1916. 726

5.

9



Buch der Edward Gallberger'schen Offizin.

Die Schutzgeister der Akropolis.

Von Emma Riendorf.

1.

Unsere achtsündige Fahrt von der Insel Syra bis in den Piräeus bot eine Fülle von Eindrücken. Betrachten wir zuerst das Wandervöcklein auf dem Verdecke des Dampfschiffs: Hier die junge, von Odessa oder Constantinopel heimkehrende Athenienserin, deren dunkle Augen aus dem Pariser Gute leuchten, und die ihren russischen Pelz unter die kleinen Füße gebreitet hat. Dort ein Engländer, über die makellose Kleidung einen schottischen Shawl malerisch geworfen, unbeweglich in Blick, Miene und Gebehrde, gerade von Oxford angelangt, bloß um siebzehn Tage, nicht mehr und nicht weniger, zu einem Besuche von Marathon, Platea, Theben, den Thermopylen, Delphi und einigen andern, in seinem Reisebuche bezeichneten klassischen Stätten zu verwenden. Neben ihm beugt sich ein stolzer Kunstsoldat mit hoher breiter Stirne, bligendem Auge, gedrängtem Halse und starkem Schnurbarte über den Rand des Bootes. Er trägt die homerische Weinbekleidung. Seinen Gürtel schmücken ein schöner Dolch und ein damascirtes Pistolenpaar. Die Schultern deckt ein weißes Fell. Weiterhin sitzt ein Armenier mit gekreuzten Beinen, langem Gewande und langem Barte, und läßt ruhig alle Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten. Ein junger Palikare steht eitel und sorglos neben einem beweglichen und aufmerksamen Juden. Matrosen von Hydra schwagen unter einander in den rauhen Tönen ihrer Albanesersprache.

Dann, über diese bunten Gruppen hinaus, die weite Szenerie, durch welche wir wie auf dem beschwingten Rücken von einem der Fabelthiere der alten Welt hinfiegen: Kaum sind wir zwischen den beiden Eilanden Thernia und Zea durchgeschifft, bekannt durch ihre Rebhühnerjagd, als das Vorgebirge Sunium vor uns aufsteigt, mit seinen noch jetzt den Gipfel überragenden Säulen, welche ihm den Namen Cap Colonna gegeben haben. Bald erblicken wir Aegina und den stolzen

Tempel. Jetzt taucht Salamis auf mit seinen großen Erinnerungen; von rückwärts in der Ferne die Spitze des tragischen Cithäron. Daran gerade uns gegenüber, der noch immer an köstlichem Honige reiche Berg Hymettus, und zu seinen Füßen der Felsen der Akropolis, von den Trümmern des im Andenken der Menschen unsterblichen Parthenon *) gekrönt, das Jeder schon einmal in seinen frühesten goldenen Träumen erschaut.

Athen — was für ein Zauber liegt nicht schon allein in dem Namen! Einer meiner Freunde, welcher die Umgegend durchstreifte, fragte einen Hirtenjungen, wie die in der Ferne sich zeigende Stadt heiße. „Man nennt sie Anthina,“ entgegnete der kleine Schäfer. Anthina heißt nämlich so viel als Blumenstadt **). Wohl ist das alte Athen die Stadt der Blumen: Wie viel Begeisterung und Ruhm schwebt um diese der Poesie geweihten Mauern! — Es birgt sich immer ein tiefer Sinn in den Bezeichnungen des Volks, das den Eigennamen oft, indem es sie wendet, eine lebendigere Deutung giebt.

2.

Nach diesem röthlich schimmernden Felsen der Akropolis, den zuerst vom Meere schon der Blick des Fremdlings grüßt, lenken sich auch zuerst seine Schritte in Athen; denn vor allem zieht es ihn zu den Denkmalen, mit welchen Themistokles, Cimon und Perikles die Theseusstadt verherrlichten, und er wird alle Vorstellungen, die er sich davon gebildet, überflügelt finden. Die Akropolis ist noch jetzt eine umschlossene Feste: im Norden von den Mauerresten sogenannten pelagischen Bauwerks; gegen Mittag von den Trümmern der Mauer des Cimon. Man geht unter der Grotte des Apollo und Pan hin, wendet sich etwas um den Felsen und steht vor dem ersten Thore der Festung, über dem Odeon oder musikalischen Theater von Perodes Attikus, welches durch die von Peripatetikern *** besuchten Stoa's oder bedeckten Portikusse des Cumenes mit dem Theater des Bacchus, oder großem tragischen Theater, verbunden war. Von dem Theater des Bacchus blieb nichts mehr, aber der untere Theil der be-

*) Eigentlich: der Parthenon, d. h. der Jungfräuentempel, der Tempel der Minerva s. unten. — **) Antho bedeutet im Griechischen Blumen. So nennt das Volk die Insel Naxos, die schenkte der Gyladen, nicht Naxos, sondern mit einem klangverwandten Namen, der aus dem Griechischen in das Deutsche übertragen: „die Würdige“ heißt. — ***) „Luftwandlern“ so nannte sich eine Philosophensekte.

deckten Stoa's, durch welche es mit dem Odeon zusammenhing, und die Grundmauern des Odeons, mit einigen Lusthäusern, die auf das Meer und die Gefilde sehen, stehen noch. Ueber dem Theater des Bacchus, hoch auf der schroffen Felswand, ragte ein dem Golt geweihter Tempel, den man im Mittelalter in eine Kapelle der Panagia Spirotissa — unsere liebe Frau der Grotte — denn er war auf eine Grotte gebaut, verwandelte. Noch in neuerer Zeit sah man diesen Tempel mit einer sitzenden Statue des Bacchus noch ganz aufrecht bis zum Architrab *). Die Schönheit dieser Statue bereitete dem Tempel Untergang. Ein englischer Gesandter empfing 1799 von der Pforte Ermächtigung, das bewunderte Götterbild zu entführen, nach der vaterländischen kalten Nebelinsel. Es wurde auch glücklich aus seiner Nische geraubt; allein man hatte die nöthigen Vorsichtsmaßregeln unterlassen, und die ganze Vorderseite des kleinen Tempels, der Fries mit den zwei Pfeilern, welche den Kranz trugen, brachen zusammen und ließen vor der Grotte aufgethürmt.

Der Eingang in den gemauerten Umkreis der Akropolis befindet sich über den zwei Theatern, jedoch näher vom Odeon. Noch einige Schritte weiter im innern Raume und wir stehen an den Stufen, welche zu den Propyläen führen, die majestätische Vorhalle dieser ganzen Welt von Meisterwerken. Rechts steigt der reizende kleine Tempel der Victoria **) aptera empor, links ist jener schöne Saal der Pinaothek, in welchem die Gemälde von Zeugis ausgestellt wurden. Sobald man das Vestibul der Propyläen durchwandelt hat, erblickt man das vollkommenste Denkmal der Architektur und Bildhauerkunst, auf welchem je ein sterbliches Auge ruhen durfte: das Parthenon! Seine erhabene Säulenreihe ist unterbrochen durch die Verwüstung, welche eine 1687 von den Venezianern unter Morosini geschleuderte Bombe erzeugte — sie zündete das im Tempel befindliche Pulvermagazin der Türken an — und diese Lücke wird durch eine häßliche, zum Glücke in Trümmer zerfallende Moschee noch mehr verunstaltet. Die Frieße dieses unvergleichlichen Tempels der Minerva Parthenos (der Jungfrau) sind ihrer reizenden Metopen ***) beraubt, welche jetzt unter Englands feuchtem Himmel verwittern. Aber hoch auf seinem Felsen thronend, in dem tiefen wolkenlosen Blau der südlichen Luft, mit seinen edlen Säulen von weißem

*) Bindebalken, Unterbalken. **) Siegesgöttin ohne Flügel. ***) Vertiefte, mit erhobenem Bildhauerwerk gezierte Zwischenräume in der dorischen Säulenordnung.

Marmor, welche der glühende Strahl von Hellas Sonne mit dem gleichen dunkeln Schimmer färbt, mit dem er die Sammetwangen der jungen Töchter des Orients bräunt: wird das Parthenon stets das Bild der wahren reinsten Schönheit, des ewigen Ideals bleiben.

Wer einmal den Weg nach diesem Felsen gefunden hat, kehrt so oft als möglich dahin zurück. Auf meinen Streifereien durch die Ruinen begegnete ich häufig einem besahnten Manne, den ich unter einem vergessenen Gipsfeller gleichsam entdeckt hatte. In seinem Blicke, seinem Gange, in jeder Bewegung lag eine feierliche Trauer. Erschien er mir doch beinahe wie ein Geist dieser Mauern. Nur sein Krankenrock störte mich. Lieber hätte ich ihn in den Zoubé geküßt gesehen, in das weitaermelige Kleid der Kodjabaschis, welches dem ernstn Gewande der Alten etwas gleicht.

Anfangs glugen wir fremd an einander vorüber. Ein Blick, ein Lächeln leiteten zuerst die Bekanntschaft ein. Dann folgte ein flüchtiges Wort, und das nächste Mal setzte er sich neben mich auf einen eingestürzten, von wilden Ranken übergrüntem Mauerfranz, gedachte mit Vorliebe seiner Sammlung von Alterthümern und nannte mir seinen Namen — P 6. Später erfuhr ich von ihm, daß er der Gatte jener schönen Griechin sey, welche Lord Byron 1811 in seinem „Mädchen von Athen“ *) besang. „Der Dichter,“ sagte er, „dessen Herz so warm für die Hellenen schlug, und unter ihnen zu schlagen aufhörte, wohnte damals mehrere Monate in einem französischen Franziskanerkloster, aus welchem man verschiedene Briefe in seiner Correspondenz findet, wie er auch einige der schönsten Strophen von seinem „Childe-Harold“ hier gedichtet hat. Es stand am Fuße des Felsens. Ich werde Ihnen die Stelle zeigen, wenn wir auf der Seite vom Bacchustheater und der alten Dreifußstraße hinuntersteigen. Die Mönche sind fort, die Mauern abgebrochen. Dadurch ward das von ihnen umschlossene zierliche Denkmal des Pyskrates frei, das man unter dem Namen der Demosthenes-Laterne kennt, und welches einst die Bestimmung hatte, den einem Sieger dargebotenen Dreifuß zu tragen.“ —

Seitdem habe ich die Akropolis nach allen Richtungen mit Herrn P 6 durchkreuzt. Sie beschirmte seine Wiege; er wuchs in diesen klassischen Ueberresten auf, lebt darin und wird in ihnen sterben. Denn die Akropolis ist ihm Vaterland, Familie, Schutzgeist. Wenn

*) „Maid of Athens.“

er an die Gendarmen, welche die Ruine mehr als die Festung bewachen, ein Wort richtete, so suchte er ihnen heilige Scheu vor dem Stücklein Marmor einzusflößen, an welches ihr Fuß sorglos stieß; ja selbst vor dem Staube, über den sie die Ehre hatten zu wandeln. Kamen wir an dem längs den Propyläen aufgestellten Piedestal vorüber, auf welchem einst das Standbild des Baukünstlers ragte, der das ganze Monument schuf, aber von der Höhe der Friesen, deren Arbeit er überwachte, leblos niederstürzte: so vergoß mein alter Grieche heiße Thränen über den Architekten, der vor zwei Jahrtausenden den Geist ausgehaucht, ohne sein Werk in Vollendung geschaut zu haben. Fanden wir das Bruchstück einer Base, so hob er es auf als einen Theil derjenigen, aus welcher die ersten, der Minerva geopfert den Weihrauchwolken aufstiegen. Wo nur irgend ein menschliches Gebein auszuspüren, konnte dieses Gebein Reliquie eines Cecrops, Perikles, Sophokles oder Praxiteles seyn.

Unfern dem Parthenon hat sich noch ein anderer Tempel erhalten. Einst führte mich der Greis hin. „Es ist das Erechtheon,“ sagte er, „und besteht eigentlich aus drei verschmolzenen Tempeln. An diesen geheimnißvollen Bau knüpfen sich die größten Erinnerungen der Vorzeit Athens. Hier soll der Pallast des Cecrops gestanden haben; hier ließ Neptun, in seinem Streite mit Minerva, durch einen Schlag seines Dreizacks, eine Quelle aus dem Felsen springen, deren Wellen in den Gewölben des Erechtheon plätscherten.“ — Auf dieser Stätte erzählte mir der Neu-Helene Nachstehendes, das er theils mündlichen Uebersetzungen entnommen, theils einer historischen Handschrift, welche er aufbewahrt, eine Geschichte der Stadt Athen in griechischer Sprache, von den grauesten Zeiten der Fabel bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts.

3.

Es war gegen Ende Juli im Jahre 1799. Leichtbeschwingt wehte die reine Morgenluft vom Aegäischen Meere, gleichsam um die brennende Felsenkirne der Akropolis zu säkeln. Die ersten Frühlichter glitten über das Erechtheon, das so viele Räthsel in seinem Schooße birgt. Ein junger Mann irrte durch des Tempels schweigende Trümmer, die sich zu röthen begannen. Wer die Sonne nie hinter dem Hymettus oder hinter einer der andern zahlreichen Gebirgsketten, welche den hellenischen Boden gegen Osten umsäumen, aufsteigen sah, kam

die alten Dichter nicht fassen. Man lehrt Euch wohl von einer Aurora mit Rosenfingern, welche das Himmelsthor dem Sonnengotte öffnet, und bei seinem Nahen flieht, wenn sie ihn der Welt verkündet hat. Ihr seht sie wohl auch auf den Bildern der Meister — ich erinnere nur an den Urbauer Raphael — dem Wagen des Helios voranziehen und Rosen streuen in die lustige Bahn. Aber wahrhaft begreift Ihr das doch nicht. In den nördlichen flachen Ländern meldet das Tagesgestirn sich selbst an. Es sendet erst raketenartig einige Strahlen, welche durch den Luftkreis dringen. Dann röthet sich der Horizont und trinkt die Sonne mit seinen Purpurvogen, die sich in diesem frühesten Augenblicke von Angesicht zu Angesicht schauen läßt, aber bald die Nebel abstreift, welche ihr zum Schleier dienten und jedes Auge zwingt, sich vor ihr zu senken. Sie hat hier keinen Boten, der ihr vorausseilt. Aber Griechenland hat eine Aurora und die Dichter behalten Recht. Sobald die Sonne sich bis in die ersten Schichten der Atmosphäre erhob, färbt sich diese Luft, welche feiner und durchsichtiger ist, als im Abendlande, mit dem schönsten Rosenroth über den ganzen Umkreis des Himmels, und gießt in Thäler und über Berge den feenhaften Schein, welcher den nahenden Phöbus verkündet. Noch erscheint er nicht, da die höchsten Gipfel ihn verbergen. Aber wenn seine Strahlen höher empor steigen, bleichen sie und das Rosenroth ist verschwunden. Als Siegerin tritt die Sonne über die Gebirgsspitzen, wie über eine Schwelle hervor. So erkennen wir in der Mythe nur die liebliche Hülle einer örtlichen Thatsache, und in den alten Dichtern weit treuere Maler der Natur, als man gemeinhin glauben möchte.

Aber Leonidas — so hieß der junge Mann — war heute zu tief in Gedanken versenkt, um die Aurora seines Vaterlandes zu begrüßen. Mit verschränkten Armen lehnte er an einem Pfeiler, und die reinen Linien seines gleichsam feingemeißelten Profils schienen regungslos, wie er da stand, beinahe mit hinein zu gehören in die Ornamente des Bauwerks. Nur der Wind spielte in den weichen schwarzen Locken; nur das Auge lebte, das große, dunkle Auge. Jetzt erhob es sich unter seinen langen Wimpern nach einer der Fagaden des dreifachen Tempels, wo vier Caryatiden den Karniß *) stützen, jene amuthigen Lastträgerinnen, die ursprünglich von griechischen Künstlern den wegen Sklavensinn zur Sklaverei, also zu schweren Dienstleistungen, verurtheilten Frauen

*) Oder Kranz: der gleich an dem Friesse vortretende oberste Theil.

der Stadt Carpa*) im Peloponnes nachgebildet waren, und später so große Bedeutung für die Architektur gewannen — durch die Kunst allen Zeiten eben so wohl ein Denkmal der Strafe für Verrath an Freiheit, als auch wiederum wie nach langer Buße geweiht und verklärt; denn die Alten wußten, das Vergehen selbst veredlend, es zu rächen zugleich und zu sühnen. Auf diesen Mädchengestalten, die ihre Würde seit Jahrtausenden halten, ohne von ihr erdrückt zu werden, und deren liebliche Grazie auch dem Christen ein Sinnbild giebt, wie er tragen soll, was ihm auferlegt, geistig wie körperlich, ruhte Leonidas Blick. „Ich mußte noch einmal zu Euch herauf,“ flüsterte er halb vernehmlich, „mußte Euch noch einmal sehen, vielleicht zum letztenmale auf lange Zeit, wohl gar auf immerdar!“ —

Auch für sein Leben hatten die Carpatiden große Bedeutung gewonnen. Ihre Bilder webten sich in seine frühesten Erinnerungen, da ihm noch unter diesen Zeugen vergangener Größe seine Mutter auf ihren Knien wiegte. Er pflückte die ersten wilden Blumen zu den Füßen der Marmorfrauen. Sie lächelten auf seine Spiele herab. Seine Mutter wußte manche holde Mähr von ihnen zu erzählen, die ihn lehrte, diese Tempelträgerinnen als eine Art guter Feen zu betrachten. Wollte er nicht gehorchen, so wurde ihm mit ihrem Zürnen gedroht; hingegen Belohnung aus ihrer Hand verheißen, wenn der Knabe sich gut und fromm bewährte. Kleine Gaben, als von ihnen gesendet, erfreuten ihn doppelt. Wenn er Nachts die Augen schloß, sah er ihre anmuthigen Züge vor sich. Eine besonders, die ihm noch vertrauter geworden, als ihre übrigen Schwestern, die Schönste von Allen, die ihm am freundlichsten zu lächeln schien, deren Flechten noch reicher um die Schultern flossen, deren zarter Hals sich noch leichter unter dem Capitäl zu wiegen schien, welches den Karniß hält! Von ihr träumte er oft im Schläfe. Sie neigte sich über ihn. Er fühlte ihren linden Athem, das Wehen ihres Gewandes. Zuweilen trug sie einen Schleier, durch welchen er das befreundete Angesicht mehr errieth als erkannte. Sie brachte ihm eine goldene Frucht oder fremde, wundersam duftende Blumen, welche sie über sein Lager streute, oder zeigte ihm ein glänzendes Spielzeug. Sie sang süße Melodien über ihn hin, die er im

*) Sie hatten es vaterlandsfeindlich mit den Persern gehalten. Nachdem diese zurückgeschlagen waren, tödteten die Griechen die Männer und machten die Weiber zu Sklavinnen.

Wachen wieder vergessen hatte, und unbekannte Worte klangen von ihren Lippen, die er am Tage umsonst sich zurückzurufen und zu enträthseln suchte. Dann, wenn er mit andern kleinen Gefährten an den Säulen des Parthenon sich tummelte, stahl er sich aus dem fröhlichen Häuflein und blieb mit fragenden Blicken vor ihr stehen. Ihm war, als müsse jetzt der Mund sich öffnen, der Arm sich heben zu einem Winke, als müßten die sittigen Gestalten alle, die edlen, in ernste Falten gehüllten Glieder regen, und auf leichten Sandalen von ihren Sockeln herabschreiten. Das sind die Wunder des lebensreichen, gleichsam athmenden Marmors der alten Griechenmeister. Glückliche Kindheit, die ahnungsvoll in Lust und Weh hinspielen darf unter den hehren Denkmälern, dem sichtbar gewordenen Ideal des Schönen aller Zeit, nach welchem sich die Menschen, vom Jünglinge bis zum Greise, aus allen Fernen der Erde sehnen! —

„Ja,“ sprach die Mutter, wenn sie ihren Leonidas bei den Caryatiden fand, „ja das sind „die jungen Mädchen;“ so hat man sie schon genannt, wie mein Urgroßvater noch ein Knabe war, und vorher seit undenklicher Zeit; und so wird man sie noch nennen, wenn wir Alle längst in Staub zerfallen — „die jungen Mädchen.“ („hai Korai“ im Neugriechischen). Sie sind die Schutzgeister unseres Volks. Sie wachen über uns. Athen kann nie untergehen, so lange sie die Stadt beschirmen. An ihnen hängt der Griechen alte Herrlichkeit und Macht. Gott hat uns strafen wollen. Weil Solons Nachkommen von dem einfachen hohen Sinne wichen, die frühe Tugend der Väter verläugneten, wurden wir besiegt. Wir versündigten uns an unsern Schutzgeistern — sie mußten für uns büßen. Die steinernen Schwestern, „die jungen Mädchen“ wurden mißhandelt; sie trauern über unsern entweihten Herd. Sieh ihre schönen, von den Barbaren verstümmelten Arme! Aber so lange sie nur noch unter uns weilen, die theuern Heimathsgestalten, dürfen wir auf Rettung hoffen, kann Hellas sich aufraffen aus der langen Schmach. Wenn wir wieder gut sind, wie in vergangenen edlen Tagen, werden wir auch wieder stark seyn wie damals, wo unser Vaterland bis zu den Sternen leuchtete. Gut muß ein Volk seyn, wenn seine Schutzgeister ihm treu bleiben sollen! „Die jungen Mädchen — hai Korai“ — sie werden uns helfen das fremde, grausame Joch abschütteln, damit Athen frei und groß sei, wie in der goldenen Zeit.“ — Wie lauschte der Knabe und wie klopfte ihm das

Herz bei solchem Worte! Mit welchen stehenden Blicken schaute er zu den Tempelträgerinnen empor, von denen er eine ganze Zukunft für sich und das Vaterland erwartete! War er sich aber eines kleinen Unrechts bewußt, drückte eine Schuld sein Gewissen, dann wagte er nicht das Auge zu den treuen Gestalten aufzuschlagen, die ihm wie Richterinnen erschienen.

Unter den Kindern, mit welchen Leonidas in der Halle bei den Caryatiden spielte, war auch das Töchterlein eines vormaligen Nachbarn, mehrere Jahre jünger als der Knabe. Seine Mutter pflegte, so oft sie der kleinen Thessa die goldbraunen Locken aus der Stirne strich, zu sagen: „Sie gleicht Deinem früh heimgegangenen Schwesterlein.“ — Und wenn er das Kind bei steilem Pfade behutsam auf den Armen trug, daß es sich nicht erhitze oder den Fuß an Steinen verwunde, schlang es beide Händlein um seinen Hals, sah ihn mit lieben Blumenaugen an, wie ein Himmel aus Sternen und sagte: „Du bist mein guter Bruder Leonidas!“ — Aber er wußte auch gar nicht, wie ihr nur genug zu lieb thun, schon aus tiefstem Mitleid, daß sie ihre Mutter nicht mehr gekannt, die eine Jugendfreundin der seinigen gewesen. Alles, was er erhielt, die schönsten Blumen und Früchte, bewahrte er für die Kleine auf, sein Herz lehrte ihn beinahe weibliche Sorgfalt für sie. Um sie zu vergnügen, sang er ihr seine Lieder, ersann Geschichten für sie, erzählte ihr von den Marmormädchen, von seiner Lieblingsfee unter ihnen, alle seine Träume von derselben und noch gar viel Wundersames dazu. Bald wußte Thessa die Züge seiner Vertrauten gar wohl aus der Reihe der übrigen Tempelträgerinnen zu unterscheiden, nickte und lachte ihr zu, und wenn Leonidas das Kind eine Weile unbewacht lassen mußte, oder wenn sie schlafen wollte, breitete er ihr ein weiches Tuch aus und kettete sie zu den Füßen der Caryatide, froh, sein Liebstes gleichsam unter ihrem Schutze zu wissen.

Da jedoch der Knabe mehr und mehr in die Tage des Unterichts hinein wuchs, konnten vielfache Beschränkungen seines Verkehrs mit dem Pfleglinge nicht ausbleiben, und eine erste Trennung gleichsam erfolgte, als nach dem schnellen Tode seines Vaters die Wittve, welche bedeutende Geldverluste erlitt, eine kleine Wohnung in einem entlegenen Stadttheile bezog. So kam die Zeit heran, wo der Sohn einen Beruf wählen, sich weiter ausbilden und etwas in der Welt umsehen sollte, zuerst bei einem Oheim, den er in Smyrna hatte, ein Kaufmann.

Doch konnte Leonidas es nicht über sich gewinnen, sich den Handelsgeschäften zu widmen; seine Neigung zog ihn schon früh zum Feldbau. Er hoffte ein kleines angeerbtes Besitztum künftig selbst zu verwalten und zu erweitern. Die kleine Thessa weinte schon bei den Vorbereitungen zum Scheiden des treuen Spielgenossen die ersten bitteren Thränen ihres Lebens. Am Abend vor der Abreise kam sie noch einmal. Sie zog ein Kreuzlein heraus von lichtgelben, in Gold gefaßten Steinen, dem größten Heiligthume der Neugriechen entnommen, den Mauern der uralten, zur Moschee entweihten Sophienkirche in Constantinopel, durch künstliches Schleifen jedoch dem Topas ähnlich. „Das mußt du immer am Halse tragen, Leonidas,“ sprach das Kind; „es wird Gefahr und alles Böse von dir wenden in der fremden Welt, dich erinnern, daß du betest, damit du fromm und gut wiederkommst, wie du fortgehst.“ —

Jahre flogen hin. Da flog ein Schiff mit heimwärts gerichtetem Kiele über das blaue aufrauschende Meer. Auf dem Verdecke stand ein Jüngling, der sehnuchtsvoll nach der Küste des Vaterlandes spähte, bis endlich der alte Cecropsfelsen aus der Flut tauchte, der — als wollte er das Schönste, was die Erde hat, dem Himmel entgegen tragen — die glänzenden Tempel der Akropolis in den Azur emporhebt. Es war Leonidas, welcher mit hochklopfender Brust, von ferner Woge, die ihm noch unsichtbaren Schutzgeister grüßte, zu deren Füßen seine Vaterstadt ruhte: „Hai Korai!“ sagte erhalb laut für sich. „Habt Ihr mir meine Lieben wohl behütet?“ — Der Mutter Blick am Ufer, der mit freudigem Stolze den Wiederkehrenden umfing, war Antwort auf die Frage. Auch Thessa durfte er bald begrüßen, die man aber jetzt Thessalonika nannte, seit sie zur schlanken Jungfrau herangeblüht. Beide erkannten sich nur an den Augen, den Seelenspiegeln. Leonidas meinte, daß sie nun seiner guten Fee oben am Erechtheon ähnlich sehe. Er zeigte ihr das Kreuzlein von den Steinen der Sophienkirche, das er treu bewahrt. Viel hatten sie gegen einander auszutauschen, er von der Ferne, sie von der Heimath erzählend. „Wie habe ich nur die Trennung aushalten können?“ fragte er sich. „Mir ist, als wenn wir immer zusammen gewesen,“ dachte sie.

Thessalonika sollte indessen bald scheiden, um ihren Vater für einige Monate auf das Land zu begleiten. „Thessa,“ sagte Leonidas, als sie mit andern Freunden die Akropolis erstiegen hatten und vor

den Geryatiden standen, deren Wiedersehen er feiern wollte. „Thessa, wenn wir doch Geschwister wären! dann dürften wir stets beisammen seyn. Weil du meine Schwester nicht seyn kannst, mußt du meine Frau werden, damit wir uns nimmermehr trennen, mein Mütterlein wieder eine Tochter hat, du für die kleine, schlafengegangene Euphrosyne eintrittst, der man dich einst verglich, und ich dir mein ganzes Leben weihen, dich schirmen, für dich sorgen darf, wie ich als Knabe immer so gern gethan.“ — Sie antwortete: „Mir war von jeher, als müßtest du immer mich schirmen, für mich sorgen; ich habe alles Vertrauen zu dir, möchte dir in allen meinen Tagen und Stunden Alles von den Augen absehen und Alles zu lieb thun. Wir wollen uns noch recht mit uns selbst und mit den Eltern berathen, Leonidas. Mein Vater hat keinen Sohn, ich weiß, daß du ihm ein treuer seyn wirst.“ —

Jetzt war Thessalonika wieder nach Athen zurückgekommen, erst vor wenig Tagen, und gestern hatte sie den Jugendgespielen zu einer bejahrten Verwandten beschieden, ihn zu benachrichtigen, daß ein syrischer Handelsfreund ihres Vaters — dieser selbst war reicher Kaufherr — um die Tochter werbe; und zu rathen, daß Leonidas ohne weitem Aufschub seine Wünsche eröffne. Sie fügte hinzu, daß der begüterte Freier, von achtbarem Charakter und reiferem Alter, zwar wegen Geschäftsverbindung dem Vater zweimal willkommen sei, doch liebe dieser sein einziges Kind auch wieder zu sehr, um es gegen dessen Neigung hinausziehen zu lassen. „Denn,“ meinte Thessalonika, „ich würde bei dem fremden Manne und in dem fremden Lande bald hinfiechen vor Heimweh und wohl gar sterben.“ — Man kam überein, daß Leonidas schon heute seine Bitte dem Vater vortragen sollte, schriftlich, weil der Jüngling nimmermehr vermocht hätte, sein tiefstes Herzgefühl über die Lippen zu bringen.

Vorher wollte er noch, an diesem wichtigsten Tage seines Lebens, da oben freie Luft schöpfen, Luft der Hoffnung. Centnerschwer lag es auf ihm. Die Mutter hatte auch den Kopf geschüttelt und mit sorgenvoller Miene gesagt: „Ja, wenn noch Alles wäre wie sonst, wenn dein Vater noch lebte! Aber der alte Nachbar hat von jeher sein Glück auf das Gold gestellt, ich kenne ihn viel zu genau.“ — Die Unruhe trieb Leonidas zur Akropolis. Hoch im reinen Aether, über Land und Meer hinblickend, athmete er leichter. Was wird diese Sonne, die jetzt so blendend heraufschwebt, ihm bringen? Wird sie den Einen

Nieblingswunsch von drei Herzen erfüllen? Oder soll der Jüngling, aus Trauer über ein versagtes Glück, von Neuem in die Ferne wandern, seiner Vaterstadt und ihren Schutzgeistern Lebewohl sagen? „Nein,“ sprach er, gegen die Caryatide gewendet; „du gute Fee, die du meine und Thessas Kindheit bewachtest, du wirst uns auch jetzt treu bleiben!“ — Er betrachtete die hohe reizende Marmorfrau, die leichtschwebend den Tempel trägt und, in Ruhe thätig, ganz Anmuth und Kraft, so viel Vertrauen einflößt; er forschte in ihren Mienen, als wollte er ihnen sein Schicksal abfragen. Mit dem Aberglauben, der Glückliche wie Unglückliche in entscheidenden Stunden beschleicht, dachte er, es möge ihm ein gutes Zeichen seyn, wenn sie wirklich lächle, wenn er nicht Einen trüben Zug in ihrem Antlitze erlauschen könne. Und sie lächelte! — harmlos wie seit Jahrtausenden. — Er ließ die duftenden Perlen eines arabischen Rosenkranzes durch die Finger gleiten, den er bei sich trug: wenn die Zählung eine ungerade Zahl erwies, bedeutet das prophetische Spiel, welches der Sohn der Wüste zu treiben pflegt, frohes Gelingen. Plötzlich sprang Leonidas von dem Steinwürfel, wo er gesessen hatte, auf, aus Angst, sich zu verspäten. Durch die Propyläen eilend, begegnete er einem Häuflein bärtiger Männer von wildem Aussehen, welche allerlei Werkzeuge trugen. Er war jedoch zu sehr zerstreut, um es zu beachten.

4.

Leonidas warf den in seinem Kopfe schon fertigen Brief rasch auf das Papier. Die Mutter begleitete ihn bis vor die Thüre. Ihr Gesicht war fast durchsichtig bleich und sie klagte über Schwäche in Folge schlafloser Nacht. Der Weg ging im Sonnenbrande weit durch abgelegene Gassen. Es mußte dem jungen Manne auffallen, daß sie ungewöhnlich belebt waren. Ueberall standen Leute beisammen im eifrigen Gespräch. Als die befreundeten Laute „hai Korai!“ wiederholt in sein Ohr drangen, blieb er stehen, um den Zusammenhang zu erfahren. Von vielen Stimmen durcheinander hieß es: „Der Engländer wird nicht satt, seine Krallen nach unsern heiligsten Schätzen auszustrecken! Jetzt will er uns die „jungen Mädchen“ rauben, die Marmormädchen auf der Akropolis, unsere Schutzengel. — Das kann er nicht wagen! — Wer wehrt es ihm? — Der brittische Gesandte hat sich in Constantinopel die Erlaubniß dazu geben lassen, und Türken

zu dem Frevel gedungen. Darf die Pforte ihm etwas verweigern, seit die Franzosen in Aegypten gelandet sind? — Wie ruchlos ein Volk, das frei seyn will, und fremdem Unterdrücker hilft, ein anderes zu knechten! Wer kennt nicht die Weissagung, die sich an die „jungen Mädchen“ knüpft? Unsere Feen, die über Athen wachen, vernichtet man, damit sie ihm nicht wieder den alten Glanz geben, uns retten können vor der Tyrannei des Osmanen. — Allerlei fremdes Gesindel streicht oben, gleich Nachtvögeln, um die Tempel. Noch heute sollen die Statuen eingeschifft werden.“ —

Athemlos kam ein Mann gelaufen. Schon von fern rief er klagend: „hai Korai! hai Korai! — Die Eine ist schon fort; sie haben sie unter dem Kranze herausgerissen, und sie schwimmt in ihrer Kiste wie in einem Sarge auf dem Meere.“ — Da gab es heftige Worte und Gebärden. Manches Auge bligte düster, und manche Hand ballte sich. Einige fragten: „Können wir das dulden? Sollen wir immer Sklaven bleiben?! Wenn wir noch einen Funken vom Geiste unserer Väter haben, so wollen wir uns zum Kampfe erheben und unser Herzblut daran setzen, Mann für Mann. Müßten wir auch Alle in den Tod gehen — ist ohne Freiheit Leben? Genug der Schmach! Das Kreuz soll sich nicht länger beugen unter dem Halbmond.“ —

Da stammte wohl auch in Leonidas etwas auf, daß es jetzt an der Zeit wäre, die Ketten zu brechen. Aber der Jüngling preßte die Hand auf die Brust, als wollte er Alles darin bannen; denn er mußte erkennen, daß es über den Wolken noch nicht beschloffen, der rechte Augenblick noch nicht gekommen. Nur wer, wie Leonidas, einem Volke gehört, das schwach und zerissen im Innern, nach Außen machtlos und bedrängt, trotz aller Kraft nimmer erstarren kann und darf; nur wer, wie er, das Haupt beugt unter der Wucht eines auf sein Vaterland geschleuderten historischen Fluchs, versteht, was jetzt in dieser Seele vorging. Ein Volk wird am tödtlichsten verletzt in seiner Kunst, seinen Erinnerungen, seinem Glauben. Wir wissen, daß der Jüngling auch in seinem näheren Hossen, mit dem sich die Marmorschwestern verwebten, durch ihr Schicksal betroffen war. Mit noch schwererem Herzen als zuvor that er den schweren Gang; denn er wollte das inhaltsvolle Schreiben selbst im Hause abgeben.

(Schluß folgt.)

Reise zu den Trosslein- und Boolithen-Höhlen der fränkischen Schweiz.

Von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Die Gailenreuther Höhle.

Die Gailenreuther Höhle hat ihren Namen von einem kleinen Dorfe Gailenreuth, das hoch oben auf dem Plateau der Fränkischen Schweiz über dem tiefen Thale der Wiesent liegt. Ein kleiner Bergpfad, der bei einer Mühle im Grunde des Thals verläßt, führt durch die Wälder, welche die Abhänge des Thaales bedecken, zum Dorfe hinauf. Auf einem hohen Felsenvorsprunge dieses Abhangs liegt ein altes Schloß, das in neuerer Zeit wieder in wohnbaren Zustand versetzt ist und einem Herrn von Panet gehört. Nahe beim Schlosse liegt der herrschaftliche Försterhof, dessen Förster neben den Bäumen, den Hasen, Rehen und Füchsen des Forstes auch die Höhlen der Umgegend und die alten Hyänen, Bären, Wölfe, Tiger und Löwen, deren Gerippe in ihnen versteckt sind, unter seiner Inspektion und Aufsicht hat. — Ich mußte daher zunächst diesen Förster aufsuchen, fand ihn, und streifte mit Jonas so lange, bis „er sich z'sammengerichtet hatte“ — er mußte noch seine Kleider wechseln, Talglichterstümpel, das Feuerzeug suchen, und Kienholz zu Fackeln spalten lassen — in den dem Hofe und dem Dorfe benachbarten Feldern herum.

Hier im Felde begegneten uns sechs jagende Bauern, ein alter und fünf junge, mit Jagdflinten auf dem Rücken, die sich das neueste Gesetz über die allgemeine Jagdfreiheit zu nütze machen wollten, und da Begriff waren, einen lustigen Feldzug gegen die Hasen und Füchse der Umgegend zu unternehmen. Sie hatten zum Theil hohe Lederstiefeln an, dampfende Pfeifen im Munde, Schnaps oder Weinflaschen in der

Tasche, ihre Hüte mit Laub geschmückt, und stiefelten unter lauten Gesprächen recht tapfer darauf los. — Die Flinten baumelten ihnen in allen möglichen Richtungen auf dem Rücken, und wir waren ganz froh, als sie glücklich bei uns vorüber waren, ohne daß ein Schuß losgegangen war, der uns eben so gut wie einen Hasen oder Baum hätte treffen können. — „Seitdem heuer der König die Jagd freigegeben hat,“ bemerkte mein Jonas, „läuft hier Alles bei uns ins Feld, um was zu schießen. Man steht oft noch viel zahlreichere Gesellschaften ausrücken. Sie treiben's mit einem Eifer, als wenn die Hasen und Füchse puren Goldstaub im Pelze trügen.“ „Etwa wie die Californier das Goldgraben?“ sagte ich. — „Ja, ja, so ist es. Es ist eine wahre Leidenschaft zum Jagen unter die Menschen gekommen. Neulich nahm in einem Dorfe sogar ein Mädel die Flinte auf den Rücken und zog mit dem jungen Burschen aus. Es wäre viel besser für sie und für uns alle, an jeder bliebe daham, und beschaffte seine Sache. Mein Vater, und viele verständige Bauern in unsern Dörfern sind ganz gegen diese Jagd, sie sagen, die Leute werden lockere Kunden dabei, gewöhnen sich an das Herumstreifen und Nichtsthun und das thut nicht gut.“ — „Ja, ja,“ sagte der Förster, der sich unterdessen „z'samm gerichtet“ hatte, zu uns getreten war, und mit dem wir nun den Weg zur Höhle einschlugen, — „da hat wohl der König nichts Gutes gestiftet, daß er den Bauern die Jagd freigegeben hat.“

Jetzt gewöhnen sich alle jungen Leute an ein leichtsinniges Leben. Sie glauben, daß sie wunder was für ein Privilegium erhalten haben. Und es thut doch Niemanden nicht gut. Sie streifen den ganzen Tag im Felde herum, reißen ihre Stiefel und Jacken z'sammen, und kriegen doch nichts. Und Abends sitzen sie in den Schenken. Dabei werden die Bauern einander auffällig, zanken sich darüber, wie weit eine jede Dorfschaft jagen darf, und schlog'n sich recht. Neulich haben's gar einen jungen Burschen derschossen, man weiß noch nicht recht aus Versehen oder warum. Und dabei geht die Wirthschaft und das Hauswesen zu Grunde. Manche glauben sich gar als gute Jagdgenossen verpflichtet, das Bißchen was sie haben, noch in der Schenke zu vertrinken und zu verspielen.“ — Wir waren endlich bei dem Eingange unserer Höhle angelangt und hier gab es denn einstweilen andere Dinge zu bedenken, statt neuer Jagdgesetze uralte Naturphänomene, statt der launenhaften Bauern und Jagdjunker, Felsen und Tropfstein-

Säulen, statt Hasen und Fuchsbälge, Bären und Löwenknochen. Die Gailenreuther Höhle heißt vorzugsweise auch die „Zoolithen-Höhle“ (die Thierstein-Höhle) weil sie an alten Gerippen und Knochen viel reicher, an Stalaktiten aber ärmer ist, als die Rosenmüllers Höhle oder irgend eine der andern schon seit längerer Zeit bekannten Höhlen. — Das Volk nennt sie nach seiner Weise auch wohl bloß „den hohlen Berg.“ — Diese Höhle muß zu alten Zeiten recht zugänglich gewesen seyn. Denn der Eingang liegt mitten im Walde, wie ein hoher Thorweg an einer senkrechten Felswand, und führt gleich aus dem Walde in's Innere des Berges hinein. Sie scheint daher auch schon seit den ältesten Zeiten besucht und benutzt zu seyn, und man bemerkt noch heutiges Tages an ihrem Eingange altes Mauerwerk, welches darauf hindeutet, daß sie in Kriegzeiten als Festung und Zufluchtsort gedient habe. Vielleicht versteckten hier die alten Slaven schon ihre Götter und Altäre vor den, mit den Karolingischen Franken eindringenden, christlichen Priestern. Sie ist daher auch diejenige Höhle, welche den Naturforschern schon am längsten bekannt und von ihnen schon seit 1773 untersucht und beschrieben ist. — Als sie und ihre zahlreichen Thiergerippe zuerst besprochen wurden, erregten sie so viel Aufsehen in der gelehrten Welt, daß jeder Naturkundige und jedes Museum in Europa, einige Knochen aus der Gailenreuther Höhle zu besitzen wünschte, und es wurden daher zuweilen ganz hohe Preise für solche Knochen bezahlt. Weil es damals noch keine angestellten Höhleninspektoren und keine ordentliche Höhlenaufsicht gab, so machten sich die Leute in der Nachbarschaft zu nütze, welche nun anfangen, in ihren Knochenhöhlen wahre Fund- und Goldgruben zu entdecken, um diese oft auf eine sehr ungeschickte Weise auszubeuten. Der damalige Markgraf von Ansbach, der sich bei den Engländern einschmeicheln wollte, zahlte viel für einzelne Geripptheile oder ganze Knochen, für einen vollständig herausgebrachten Bärenschädel dreißig Gulden und mehr, und verschenkte diese dann nach England. Da plünderten nun die Leute die Höhlen völlig aus, meißelten und sprengten bei Nacht und Tage darin. — Dabei wurde natürlich Vieles zerstört. Auch später noch, als schon ein Höhleninspektor bestellt und der Eingang mit einer Thüre verschlossen war, wurde diese Thüre zu wiederholtenmalen bei nächtlicher Weile erbrochen, und Schädel und Knochen entwendet. Einmal kamen auch zwei reiche Bewohner jenes Landes, das für seine

flingenden Schätze, alle Continental-Merkwürdigkeiten auf seine Insektenschleppen möchte, zwei Engländer, bestachen die Höhlenaufseher, und ließen ganze Wagenladungen von Knochen herausschaffen, die dann, gleich den Basreliefs jenes Atheniensischen Tempels nach England wanderten, und dort von dem nach Merkwürdigkeiten dürstenden Ungethüm, dem Brittischen Museum, verschlungen wurden. — In neuerer Zeit ist diesem Unfuge endlich gesteuert, und wie ich gleich unten zeigen werde, bei den später entdeckten Höhlen ein vernünftigeres und besseres Verfahren beobachtet worden. —

Wie alle größeren Höhlen, so besteht auch die Gailenreuther aus einer Menge mehr oder weniger großen, hohen und unregelmäßigen Kammern und Gewölben, die durch engere Räume mit einander verbunden sind, mehrfache Neben-Abtheilungen oder Zweige haben, und zuletzt im Innern des Berges mit ganz engen Klüften, Rissen und Abgründen enden. Die Stalaktiten, welche einige Abtheilungen der Höhle enthalten, sind ganz den oben beschriebenen der Rosenmüllers-Höhle ähnlich, doch nicht so zahlreich, mannigfaltig und interessant, als dort. Ich sage einige Abtheilungen, denn merkwürdig genug führt das Wasser, obwohl es überall herabsickert, in einigen Abtheilungen keine Kalksinter mit sich und setzt dann auch keine Stalaktiten an. Noch sonderbarer aber ist dieß, daß sich zuweilen oben ein Stalaktit bildet, während von unten her kein Stolonit ihm entgegen kommen will, oder auch umgekehrt, daß unten ein Stolonit heranwächst, während oben kein Stalaktit herabhängt. Meine Führer machten mich auf mehre solcher Fälle aufmerksam, die wir betrachteten, ohne daß wir jedoch eine genügende Erklärung der Erscheinung auffinden konnten.

Die Thierknochen, welche die Gailenreuther Höhle enthält, hat man anfangs in sehr verschiedenen Lagen gefunden, von denen der jetzige Zustand der Höhle keine Vorstellung mehr giebt. Einige fand man lose und unbedeckt in der Höhle herumliegen. Diese waren zum Theil durch die auf sie herabfallenden Tropfen mit Stalaktiten-Masse, mit Kalksinter überzogen, und theilweise dadurch sogar selbst ganz in Stein, in Petrefakten verwandelt. Andere waren in eine dichte und feste Erde, früheren Schlamm, eingehüllt, aus dem man sie leicht hervorarbeiten konnte, und in dessen Umhüllung sie noch ganz ihre alte Knochen-Materie bewahrt hatten. An solchen Knochen erkennt man noch ganz deutlich das allen Knochen eigenthümliche Gewebe.

Auch enthalten sie noch viel thierisches Fett oder Mark, was man leicht wahrnimmt, wenn man sie an's Feuer bringt, wo sie noch heutiges Tages ganz den eigenthümlichen Geruch verbreiten, den alle Knochen von sich geben, wenn man sie anbrennt. Ich that dies mit mehreren kleinen losen Knochenstücken, die ich fand, und mir schien es dabei, daß ich mir dann die Zeit, in welcher diese Knochen noch von Leben und Athem beseelt waren, durch den Geruch viel näher brachte, als durch das Anschauen und Betasten. Es war mir, als wenn ich die alten, längst vor Tausenden von Jahren untergegangenen Löwen und Bären ganz in meiner Nähe wahrnehme.

Andere Knochen endlich besonders in einer gewissen hintersten und tiefsten Abtheilung der Höhle, sind in einer Masse versteckt, welche sich ganz zu Stein verhärtet hat, in welcher zahllose Knochenpetrefakten verborgen sind, wie die Muscheln in unsern Kalkbrüchen. — Ich besuchte auch diese Höhlenabtheilung, zu der sich die Gänge immer mehr in die Tiefe hinabziehen, und welche einen 20 Fuß tiefen und engen Abgrund bildet, in den man auf Leitern hinabsteigt. Wir befanden uns hier in einem wahren Loco, gleichsam in dem innersten Sacke der Höhle. Aus den Wänden starrten eine Menge versteinerte Knochen, Löwenknochen, Bärenknochen, Hyänenknochen, Vorderbeine und Hinterbeine, Schädeltrümmer, Rückenwirbel dazwischen einzelne blanke Zähne hervor, die zusammen mit dem Gestein, das sie umhüllte, eine dichte Masse, eine Knochenbreccie bildeten. — In der letzten Zeit als alle leichter lösbaren Knochen bereits herausgeschafft waren, haben hier die Menschen am fleißigsten gemeißelt, und wir erkannten überall die Spuren der Hämmer und Eisen der Knochenräuber, welche hier thätig waren, die hier einen Bergbau auf Knochen betrieben, und die, wie Bergleute, wenn sie auf einen reichen Silbergang stießen, besonders jubilirten, wenn ihnen ein ganzer Schädel oder ein vollständiges Gebiß eines Unthieres aus der Wand entgegengrinste, das sie dann behutsam und vorsichtig für irgend ein Museum oder einen Liebhaber, wie Bildhauer herausarbeiteten.

Wie das Gehirn dieser Leute der Geldgewinn, so entflammte natürlich das der Gelehrten die interessante Frage, wie und durch welche Naturereignisse diese Knochen hierher gelangt. Und wie fast auf alle Fragen, so haben die Gelehrten auch auf diese sehr verschiedene Antworten gefunden, und haben nicht ganz darüber einig werden können.

Ich bin zum Theil nicht vertraut genug mit allen den darüber handelnden Schriften, zum Theil auch ist es hier bloß meine Absicht, hauptsächlich nur das zu schildern, was ich auf meiner Reise selber sah. Ich kann daher nicht auf eine umständliche Darstellung aller jener Hypothesen, und der dagegen aufgeführten Einwürfe, wie man sie in den Werken von Rosenmüller, Goldfuß, Hunter, Ruckland, Cuvier und andern Naturforschern findet, eingehen. Ich will zur Belehrung des wissbegierigen Lesers, der in dieser Sache vielleicht noch unkundiger seyn sollte als ich, nur etwa Folgendes bemerken.

Die meisten Knochen, die in der Gailenreuthen und in den andern Höhlen bei Muggendorf gefunden wurden, gehören wilden und großen Thieren an, welche jetzt längst nicht mehr in dieser Gegend leben, namentlich mehrerer Bären-Gattungen, Löwen, Tigern, Hyänen, Wölfen und wilden Hunden. Der allerkleinste Theil der Knochen rührt von Füchsen, Iffissen und andern kleinen Fleischfressern her, wie sie noch jetzt hier vorhanden sind. Man hat auch Menschenknochen in diesen Höhlen gefunden. Doch sind diese dann nicht durch dieselben Ereignisse in die Höhlen gekommen, durch welche die Thierknochen hineinkamen. Sie finden sich mit jenen nicht vermischt, und man hat die zertrümmerten Graburnen dabei entdeckt, in denen sie enthalten waren, und in denen man sie später, als man die Höhlen wie die Egyptischen Pyramidenkammern als Grabgewölbe benutzte, beisezte. — Eben so wenig wie diese späteren Menschenknochen haben auch andere Thierüberreste, mit denen die ganze Steinmasse des Fränkischen Jurakalkstein-Plateaus gefüllt ist, etwas zu schaffen, nämlich die zahllosen Muscheln, Corallen, Wurmgehäuse, Schwammhüllen, Seeigel, die sogenannten Ammoniten, Fungiten, Rädersteine, Sternsteine, Schiniten, u. s. w. Diese Wasserthiere schlugen gleich mit den Steinmassen selbst aus dem Ur-Oceane nieder, und wurden dann in diese eingehüllt, während unsere Höhlenthiere sich bloß in den längst vorgebildeten Höhlen finden, nicht in den dichten Massen der Gebirge selbst, und also ohne Zweifel später hineinkamen.

Unter allen den Höhlenthieren sind die vornehmsten und zahlreichsten die Bären. Ueber drei Viertel aller gefundenen Knochen sollen diesen Thieren angehören. Man entdeckt darunter verschiedene Gattungen von Bären, namentlich eine besondere Art, die jetzt nicht mehr auf Erden existirt und die man den „Höhlenbär“ (*Ursus spelaeus*) genannt hat, eine andere, die ebenfalls nicht mehr lebt und der man den Namen

„Ur-Bär“ (*Ursus priscus*) gegeben hat. Von 100 Bärenknochen sollen nahe an 90 allein der Gattung des Höhlenbären angehören. Dieser Höhlenbär scheint hier also das entschieden vorherrschende Thier gewesen zu seyn.

Von dem übrigen Viertel sollen, nach Cuvier, die Hälfte, einer ebenfalls jetzt unbekannten Hyänen-Race angehören, die man die Höhlenhyäne (*hyaena spelaea*) genannt hat. Viel kleiner ist die Anzahl der Raben-, Löwen- und Tiger-Knochen, so wie auch die der Wölfe und Hunde. — Endlich findet man auch einige Knochen und Geweihe von Störchen und anderen nicht fleischfressenden Thieren.

Manche haben geglaubt, daß diese fremdartigen, einer ganz andern Zone angehörigen Geschöpfe hier gar nicht gewohnt haben, daß sie vielmehr von einer großen, weltumkreisenden Fluth hierher geführt, und die Höhlen mit ihnen dann angefüllt seien. Dagegen spricht aber die gute Erhaltung vieler Knochen. Man hat Schädel gefunden, welche noch alle Zähne enthielten. Auch hat man die Rückenwirbel eines und desselben Thieres oft noch ziemlich bei einander gefunden. Bei einer solchen Weltumkreisung würde aber vermuthlich Alles ganz anders zerrissen, zermalmt und noch mehr durch einander geworfen seyn. —

Es ist darnach und aus andern Gründen wahrscheinlich, daß jene Thiere hier einmal gewohnt haben, und zwar zu einer Zeit, da die klimatischen Verhältnisse des Erdbodens noch ganz andere waren, als sie es jetzt sind. Mitten zwischen jenen großen Binnenseen, von denen ich oben sprach, bildete der Böhmerwald und das Fränkische Hochland einen trocknen Damm, auf dem die Thiere hausten. Vermuthlich bei Gelegenheit derselben uns unbekannten Ereignisse, welche die Durchbrechung der, die Binnenseen trennenden Dämme, und das Abfließen dieser Gewässer in Flüsse herbeiführte, wurde zunächst auch dieses belebte und bewohnte Fränkische Plateau zuerst noch einmal übersfluthet; alle darauf lebenden Geschöpfe gingen dabei unter, und ihre Knochen wurden nun von den Gewässern in die Höhlen geführt und dort niedergelegt. —

Einige, welche nicht an diese Ueberfluthung und an diese plötzliche Zerstörung alles Lebens glauben wollten, haben dagegen die Hypothese aufgestellt, daß die wilden Thiere ganz ruhig in denselben Gegenden, in denen wir sie jetzt finden, gelebt und sich dort genährt hätten, daß sie sich unter einander gejagt und gefressen, und in den

Höhlen die Knochen ihrer erbeuteten Gegner zusammengeschleppt hätten, daß sich die Knochen so verschiedener Racen hier also allmählich angesammelt hätten. Gegen diese Hypothese spricht aber mancherlei, erstlich der Umstand, daß man noch nie einen benagten oder von andern Thiergebissen zermalnten Knochen gefunden hat. Dann die außerordentliche Masse von Knochen besonders wilder Thiere, und die äußerst geringe Anzahl von Knochen solcher zahmer Thiere, auf welche die Fleischfresser vorzugsweise gern Jagd machen. — Die Bären, die Löwen, Hyänen, überhaupt alle wilden Fleischfresser leben gewöhnlich nur Paarweise, und dulden in derselben Höhle keine größere Gesellschaft von Individuen ihrer Race. Jede Höhle wäre daher ohne Zweifel zur Zeit nur von einem Paare dieser Thiere bewohnt gewesen. Um so viele Thiere aber zu verzehren, als wir in einer Höhle bei einander finden, hätte ein solches Paar viele Jahrhunderte gebraucht. Und in einer so langen Periode müßten einige Knochen vom Zahne der Zeit mehr oder weniger zerstört, und die Knochen der zuletzt verzehrten Thiere müßten sich besser conservirt zeigen. Dieß ist aber nicht der Fall. Vielmehr sind sie alle ganz gleich gut erhalten und scheinen allesammt, wie die Ueberreste von Herculaneum und Pompeji, durch eine und dieselbe Katastrophe in ihre jetzige Lage gekommen zu seyn. —

Daß diese Katastrophe eine große, über die Thäler und Berge hinströmende Fluth war, wird aus mehr als einem Umstande wahrscheinlich. Erstlich konnte nur strömendes Wasser mit den Thierkörpern, die es mit sich schleppte, so leicht in das Innerste der Felsenspalten und Klüfte eindringen. Zweitens konnte wiederum nur strömendes Wasser den Schlamm und das Erdreich, und die damals weiche, jetzt versteinerte Masse herbeiführen, in welche wir die Knochen heute zu Tage eingehüllt finden.

Die meisten Ueberreste, ganze Knochen • Breccien • Lager, liegen gerade in den innersten und verstecktesten Winkeln der Höhlen, wo sie gefangen und festgehalten zu seyn scheinen, wie die Fische in dem äußersten Zipfel eines Netzes. Auch dieß erklärt sich nur aus dem Eindringen der Knochen mit Hilfe einer Fluth. Die Bären oder Hyänen hätten sich wohl schwerlich die Mühe gegeben, die Knochen ihrer Schlachtopfer in solche ganz entlegene Löcher und Abgründe zu bringen, und sie erst hier in einer orkusartigen Finsterniß zu verzehren. Ich will zugeben, daß ein Bär bei seinen Mahlzeiten nie einer so

reichen Illumination bedarf, wie wir sie bei unserem Besuche in der Höhle genossen. Aber etwas Licht hat doch auch er bei seinem Thun und Treiben von Nöthen. Wenn je, wie zu vermuthen ist, wilde Thiere diese Höhlen bewohnten, so thaten sie dies ohne Zweifel mehr in denjenigen Abtheilungen und Höhlenkammern, welche sich nicht gar zu weit vom Eingange befinden. In jenen Löchern und Abgründen, die 4—500 Schritt weit im Innern sind, und zu dem die Wege und Stege, ohne Leitern und Flaschenzüge, selbst für einen Bären zuweilen halsoberhend und lebensgefährlich sind, schleppte er gewiß nicht erst mühselig jeden Gang. Das in alle Fugen dringende Wasser dagegen that dies ganz naturgemäß. Die heftig in die Höhlen brausenden Fluthen mußten sogar die Knochen bis in die hintersten Abtheilungen bringen. Hier mochten Wirbel und Strömungen entstehen, indem das Wasser durch die ganz engen Risse des Berges noch weiter drang, und vor ihnen dann die Knochen mit dem Schlamm und auch mit einigen abgerundeten Kollsteinen vermischt niederlegte. Diese abgerundeten Steine, die man ebenfalls bei den Thierknochen findet, und die nur durch das Wasser so abgerundet werden konnten, legen ein abermaliges Zeugniß für die Uebersfluthung ab. — Man hat endlich auch bemerken wollen, daß nur die gegen Süden geöffneten, nie die nördlichen Höhlen, Thierknochen enthalten, und man hat daraus wiederum geschlossen, daß nur eine Wasserfluth, und zwar eine in südlicher Richtung strömende, die Knochen hierhergeführt haben könne. — Ich weiß nicht ob diese Beobachtung wohl begründet ist, und ob sie überall zutrifft. Aber auch wenn es so wäre, so müßte man dies, dünkt mich, aus andern Umständen erklären, und man könnte nicht gleich daraus auf eine Strikt aus Süden strömende Fluth einen Schluß machen. So eine große Wasserfluth, wenn sie auch der Hauptsache nach eine allgemeine Haupttrichtung haben mag, muß doch immer in einem solchen gebirgigen Terrain stets eine Menge Nebenrichtungen annehmen, vielfache Gegenströmungen erzeugen. Und eine im Ganzen aus Süden gerichtete Fluth konnte, so scheint es, durch solche Gegenströme und Nebenrichtungen, auch selbst nach Norden geöffnete Höhlen eben so gut, wenigstens zum Theil, ausfüllen. — Endlich scheint es mir, daß man es bei dem obigen Raisonnement mit dem Einführen der Knochen durch das Wasser zu genau nehme. Ich glaube, daß das Wasser nicht alle diese Knochen, nachdem es die Thiere draußen getödtet, in diese Höhlen erst einge-

schwemmt habe. Mit einem Theil derselben mag dieß der Fall seyn. — Aber sehr wahrscheinlich ist es, daß die Thiere sich auch schon noch lebend in diesen Höhlen, deren Eingänge fast alle sehr hoch liegen, verkrochen, indem sie sich aus den Thälern vor den eindringenden Fluthen zurückzogen. Das immer ansteigende Wasser überraschte dann die dort zahlreich Versammelten; ersäufte sie, die durch die Felsen, Thore und Spalten dringenden Wirbel zerrissen und verwarfen die Leichname und Skelette, und brachten sie in diese Unordnung in der wir sie heute sehen. — Wenn man dieß nicht annimmt, so scheint es fast, daß man zu viele Gerippe und Knochen als in der Fluth vorhanden annehmen müßte. Die Eingänge zu den Höhlen sind in der Regel nichts weniger als sehr weit, vielmehr meistens enge kleine Löcher. Und wenn die vorüberfließenden Fluthen schon so viele Knochen in diese kleinen Löcher hineinführen, und gewissermaßen nur gelegentlich absetzen konnten, so müßte man annehmen, daß sie noch ohne Vergleich viel mehr Knochen und Skelette daran vorüberführten und anderswo ablagerten. Das würde dann einen wahrhaften in Fluß gekommenen, unermesslichen Skelette- und Knochenbrei voraussetzen, und es wäre kaum genug, daß wir uns das Fränkische Plateau von Bären, Hyänen und Löwen so bevölkert dächten wie die Arche Noah. Auch sollte man denken, daß wir dann auch noch in dem Erdreich, der Thäler und anderswo, ähnliche Knochen deponirt finden müßten, und doch ist dieß nicht der Fall, da wir sie bloß in den höher gelegenen Höhlen entdecken. —

Nachdem wir mein guter Förster alle verschiedenen Gewölbe und Kuppeln, auch die hintersten Klüfte und knochenerfüllten Abgründe, auch die „Eisgrotte“ und die andern Raritäten seiner Höhle mit Fackeln beleuchtet hatte, lehrten wir zu dem Ausgange dieses unterirdischen Labyrinths zurück, wo wir den Jonas, den ich dort postet hatte, in schönen warmen Wetter sich sonnend sahen. Indem wir von unserem Förster Abschied nahmen, machten wir uns nun auf den Weg zu der Beschäftigung der letzten und schönsten Höhle, der sogenannten Sophien-Höhle. Aber dazu hatten wir ein paar Meilen weit zu wandern, erst wieder ins Thal hinab, dann über die Berge, und noch einmal ins Thal hinauf und wieder über die Berge, über Moschendorf, über die Loos-Mühle bei Rabeneck vorbei nach Rabenstein.

(Schluß folgt.)

Der arme Heinrich.

Erzählung von F. Brunold.

Kommet mir her und sehet euch zu mir. Will ein Gesichtchen erzählen, das ich einst von einem alten Lehrer vernommen, der nun auch längst todt ist und drüben auf dem Kirchhof schläft, unter dem großen Lindenbaum, in dessen Zweigen die Vöglein so eben ihr Abendlied singen.

Und er sagte: Arme Kinder giebt es genug, selten ärmere als der Heinrich war, des kränklichen Leinwebers jüngster Bub! Gab' selten ein bleicherer Gesichtchen gesehen — und doch war der Knab' nicht träge, nicht faul; hatte immer ein Schreibbüchlein, auch Tinte, Federn und Schiefertafeln, wie's ordentlichen Kindern geziemt. Wußte lange nicht, wie's der Heinrich mache Alles anzuschaffen und in Stand zu setzen. Neu war die Tafel freilich nie, fehlte gewöhnlich hier und dort ein Eck und den Rahmen um dieselbe schien er für Verschwendung zu halten. Gab' wenigstens nie einen um die Tafel gesehen. Was that's! Hatte doch den Heinrich gern; er saß oftmals oben in der Klasse, rückte über andere Kinder hinauf, die Alles fein und sauber von ihren Eltern erhielten — aber unaufmerksam, unordentlich waren. —

Dazumal gabs in der Stadt noch keine Armenschulen, und der Arme erhielt denselben Unterricht, den das Kind der Reicheren empfing. Mir war der fleißigste Schüler der liebste; und den Heinrich hatte ich lieb.

Hätt' ihm gern oft ein Schreibbüchlein geschenkt — aber er hatte immer ein's zur Hand. Schien freilich jederzeit aus einzelnen Blättern zusammengesetzt — und ob verschiedenartige Papierforten in dem Buche waren, dies nahm er — und ich nicht genau. Bitten und betteln fand ich ihn nie; und so mochte ich ihm kein neues, besseres Buch schenken — um die seinigen ihm nicht zu verleißen und die Schlechtigkeit derselben bemerkbar zu machen. Dacht': Kaufft einem Armen nicht für immer besseres geben, ist's besser er lernet das Bessere nie besitzen. Weiß nicht, ob ich recht hatte — glaub's aber.

Nun wie gesagt, den Heinrich fand ich niemals betteln und bitten und wußte lange nicht, wie ers möglich mache alles Nöthige in der Schule zu beschaffen. Sollt's aber auch erfahren. — Zwischenstunde war's. Die Kinder hatten sich auf dem Hofe vergnügt, geneckt und

gejagt und eilten in die Klasse zurück. Kam auch hinein, unvermuthet, wohl unerwartet; und fand die Kinder in einem dichten Knäuel vereint, mitten im Gange stehen, der von den zu beiden Seiten stehenden Tischen gebildet, bis zu meinem erhöhten Sige lief. Mich sah Niemand und ich selbst wußte dies feindliche Beisammenseyn mir nicht zu erklären. Ich vernahm nur einzelne Ausrufe: Heinrich! hier ein Butterbrod! hier, eine Semmel! Da hast du ein Stückchen Apfel, morgen bring' ich dir Kuchen mit. Einen Griffel bekommst du auch. Hab' ich eine neue Tafel, schenk ich dir die alte. — Alle Kinder schienen nur ein Ziel zu verfolgen, nur eine Absicht zu haben. Plötzlich gewahrte mich eines der Kinder, und mit dem Ausruf: Der Lehrer! waren die Kinder auf ihren Plätzen. Nur der Heinrich stand allein im Gang. Er sah noch bleicher, als gewöhnlich aus und die Angst mit der er nach mir schaute, machte ihn noch kränker aussehen. Mir ward Manches klar. Der Knabe war mit Butterbroden, Semmeln und einzelnen Blättern Papier gepackt. Seine Mitschüler hatten für den bescheidenen, armen, aber reinlichen Heinrich gesorgt.

In der Hast und Angst nach seinem Plaze zu kommen, hatte er einzelne Stücke auf die Erde fallen lassen. Ich hob dieselben auf, reichte sie dem Knaben, und fragte freundlich gelassen: Gehören dir die Butterbrode? Der Knabe schaute erst mich, dann schüchtern seine Mitschüler an, endlich sagte er bekommen: Ja — Sie haben sie mir geschenkt.

Ja, ja wir haben sie dem Heinrich geschenkt; er hat nicht gebeten, riefen einige der Kinder. —

Gut, gut! sprach ich und winkte mit der Hand. Aber was machst du mit so Vielem? du kannst doch nicht Alles verzehren?

Ach nein! schluchzte der Knabe, ich nehm' es mit nach Hause. Der Vater ist krank — und die Schwester kocht eine Brodsuppe davon. (Die Mutter war seit Jahren todt.) Die Butter streicht sie ab, die giebt es zu den Kartoffeln.

Ich schwieg: Der Knabe ging nach seinem Plaze. Mich freute die Mildthätigkeit der Kinder ungemein. Die näheren Erkundigungen ergaben, daß sie ihren kleinen, armen Mitschüler, schon seit Wochen gänzlich erhalten hatten — und durch den Knaben fast die ganze Familie. Die kleinen Schelme hatten zu Hause nichts von der Armuth des Heinrich oder der Krankheit des Vaters gesagt, sie hatten nur dasheim um ein größeres Butterbrod gebeten — und dasselbe heimlich

mit dem Heinrich getheilt. Die Schelme! Konnt' aber nicht böse seyn, sondern dachte des Sprichworts: So du Gutes thust, laß die Finke nicht wissen, was die Rechte thut: Mußt' auch der Worte denken: Theile deine Gabe mit dem Armen, wolle es aber nicht ausposaunen; sondern sein stille für dich behalten; nicht wie die Pharisäer, die an den Ecken standen und Almosen gaben, damit die Welt sie lobe. Freute mich der Kinder, daß sie der Ermahnung gehorcht, die ich bei der Geschichte des barmherzigen Samariters gegeben. Konnt' nicht böse seyn, ob der Störung die ich in der Zwischenstunde fand, noch daß die Kinder mich des Vergnügens beraubt hatten an ihrer Wohlthätigkeit Theil zu nehmen. Den Heinrich schickte ich nach der Schulzeit mit einem Topfe Suppe heim — und hieß ihn den Vater schön grüßen und sagen: Würid' auf den Nachmittag selbst kommen und sehen wo es fehle. Das that ich auch. Ging hin zur Wohnung des Leinewebers. War dort eitel Jammer und Noth.

Der Vater auf ärmlichem Lager bleich, todtkrank und um ihn herum sieben hungrige Esser. Das älteste Mädchen besorgte die Wirthschaft, die Buben trugen Holz aus der Gaibe zusammen; aber Brod brachte allein der Heinrich nach Hause; dem gaben's seine Mitschüler, ohne daß er bat. Der Tod saß dem Vater im Herzen, konnt' nicht besser werden; der Armenarzt, den ich hinschickte und befragte, sagte es — und der liebe Gott da oben im Himmel hielt's gewiß für das Beste den armen, kranken Mann abzurufen und ihn aller Erdennoth und Sorge zu entbinden.

Der Vater starb nach wenigen Tagen. Die Träger kamen und trugen ihn schnell und still hinaus nach dem Friedhof, senkten ihn in den weißen kühlen Sand; und die Kinder standen und schauten dem Vater nach, warfen ein Staudensträußlein in die Gruft, fasten sich gegenseitig an die Hand und weinten bitterlich. Der Heinrich hatte die älteste Schwester an der Hand, so gingen sie heim. Hatten nun keinen Vater mehr.

Auf dem Markt spielten Kinder vor dem Hause des reichsten Handels Herrn der Stadt. Der Geburtstag des einzigen Sohnes war. Der Heinrich kam daher, an der Hand der Schwester; er hörte die Schulkameraden jauchzen, spielen und sich freuen. Da mußte er noch stärker weinen. Ottosar aber, des reichen Kaufmanns Sohn, dessen Geburtstag war, sah den Heinrich kommen, lies fort vom Spiel — husch! zur Mutter hinein — und eh' der Heinrich um die Ecke bog, war er hinter ihm, ergriff des Weinenden Hand — und schob ihm ein groß, groß Stück Kuchen hinein. Da! is! is! rief er, und ehe der Heinrich

reden und danken konnte, war der Ottolar davon, spielte und lärmte mit seinen Spielfkameraden, als wäre nichts geschehen. Der Heinrich aber ging still nach Hause und theilte sein Geschenk mit den Geschwistern.

Nun hatten die armen Kinder doch auch Kuchen am Todestag, am Todtenfest.

Der Vater war todt, und die Kinder wurden zu fremden Leuten ausgegeben. Der Heinrich kam zu einem Schuhmacher, der auch mehr Kinder hatte, als er Stiefel des Jahrs über zu machen bekam. Hat's wohl nicht besonders dort gehabt. Wenig Essen, viel Schläge, wenn nicht von dem Schuhmacher, so doch von dessen Kindern. Dazu mußte er alle Arbeit thun, die die Uebrigen nicht gerne thaten, und glaubte er gar ein Freistündchen zu haben, mußte er der Frau Meisterin kleinstes Kind warten und tragen. Die Brüder und Schwestern sah' er selten — und geschah's ein Mal, nun so hatten sie sich auch nichts Freudiges zu sagen; sie dachten des gestorbenen Vaters, der längst geschiedenen Mutter und weinten sich recht satt. Und doch war solch ein Wiedersehen ein Festtag für die Armen, wenn auch kein freudiger.

Nach der Schule kam der Heinrich, von jetzt ab schlecht und unregelmäßig. Die kindliche Unbefangenheit war von ihm geschwunden, scheu und gedrückt sah er da, hatte eben nicht viel Freude mehr an ihm — konnt' aber auch nicht böse seyn. Dabeim bei dem kranken Vater hatte er doch zuweilen ein Freistündlein gehabt, konnt' mit dem Zieglein, das sie hatten, spielen oder es zur Weide führen; die Schwester streichelte ihm das Gesicht und das Haar — jetzt gab ihm Niemand ein gutes Wort, mußte immer arbeiten — und konnte nur selten zur Schule kommen. Der Schuhmacher brauchte ihn dabeim. Schreibbücher, Tafeln u. s. w. hatte er jetzt selten, zu Hause erhielt er nichts und was die Kinder in der Schule ihm gaben, nahmen die Buben des Schuhmachers ihm wieder ab. Der arme Bub!

So war einige Zeit vergangen. Eines Tages kommt der Heinrich wieder nach der Schule, hatte lange geschlief, sitzt auf der Bank gedrückt und traurig, mocht' wohl des todtten Vaters denken, sagt sein Nebenkamerad zu ihm: Heinrich weist? Der Ottolar ist so krank — wird wohl sterben. Besommt der Junge einen Schreck, wird leichenblaß und zittert wie ein Esenlaub. Kaum aber ist die Schule aus — 's war Nachmittags — läuft er nach dem Markt wo die Eltern des Ottolar wohnen — und will — —

Er wußte wohl selbst nicht was er wollte; wollt' wohl nur sehen was der Ottokar mache. Die Hausthüre ist offen, ins Zimmer wagt er sich nicht — er geht der Küche zu. Dort sitzen die Mägde und der Knecht still und betrübt, hatten alle den Ottokar gern, und sprachen von dem Kranken. Der Heinrich lauscht an der Thür. Plötzlich kömmt die Mutter aus der Krankenkub' weint und spricht: 's wird nicht besser. Alles was ich bring', will er nicht: nur rothe Wald-Erdbeeren verlangt er — und die giebt's doch wohl noch nicht! Mit diesen Worten setzt die Frau schön Eingemachtes auf den Tisch — und geht weinend zu dem Kranken zurück. Der Heinrich hatte Alles gehört. Gestern war er drüben im Walde gewesen, hatte Holz geholt; ihm dünkte einige Erdbeeren hätten schon schön roth gegläntzt. Gewiß, gewiß Einige werden wohl schon reif und eßbar seyn. Der Heinrich dacht's — und schnell wie der Wind war er aus dem Hause und lief dem Thore, dem Walde zu. Außerhalb der Stadt wohnte ein Töpfer, dort lagen seitwärts vom Hause gesprungene Schüsseln und Teller. Er nahm den besten Teller, den er in der Gast finden konnte und lief dem Walde zu. War ein gut Stück hin. Die Pantoffeln — Schuh oder Stiefeln hatte er nicht — zog er aus; und nun ging's wie der Wind flüchtig schnell in den Wald hinein. Drüben auf der Bergeshalde liegt die Sonne den ganzen Tag, dort blühten die Erdbeeren weiß und voll, dort wird die Sonne schon einige Früchte früh gereift haben.

Der Heinrich dacht's! und mit Luchsaugen schaute er umher. Nichtig! dort glänzt eine Frucht schön roth — dort noch eine — und mehrere dort. Wie hastig hat der Heinrich gepflückt. Hat nicht eine gegessen. Wohl hungerte den Knaben — aber die Frucht war für einen Kranken, für den Ottokar, der ihm, am Begräbnistage des Vaters, das große Stück Kuchen gegeben und immer so freundlich gegen ihn gewesen. Schon dunkelte es. Der Wind sauste in den Bäumen, die Krähen zogen schreiend vorüber, fern im Grunde schrie ein Hirsch — der Heinrich fürchtete sich nicht. Freilich ein Mal dachte er wohl an die Schläge, die er zu Haus' empfangen würde, für sein Fortgehen, für sein Spätkommen; aber der Ottokar verlangte nach Erdbeeren, die Mutter hatte so geweint — und hatte er Schläge oftmals unverdient empfangen, warum sollt' er sie nicht auch ein Mal verdient hinnehmen. So meinte er. Jetzt fand der Knabe keine Beeren mehr, es unkelte schon sehr; hastig riß er noch einige grüne Blätter ab, deckte

sie auf die Erdbeeren — und nun den Teller steif vor sich haltend, wohl beachtend, daß nicht eine Beere verloren gehe, ging's der Stadt zu. Jetzt war das Thor erreicht, jetzt der Markt — jetzt das Haus. Nun ward der Heinrich bekommen, er wußte nicht wie er ins Zimmer kommen sollte — und hätte dem Ottokar doch so gern die Erdbeeren selbst gereicht. Er schlich zur Küche. Die Thüre stand auf. Niemand war drinnen. Dort in der Nebenküche mußte der Knabe liegen. Er legte die Erdbeeren auf die grünen Blätter zurecht, er öffnete leise die Thür. Die Mutter saß am Bett — der Kranke stöhnte. Der Heinrich schlich näher, er kam bis an das Bett. Die Mutter sah ihn nicht. Jetzt öffnete der Kranke die Augen, der Heinrich setzte zitternd den Teller mit den Erdbeeren auf das Bett. Die Mutter erschrak. Der Kranke aber rief: Erdbeeren! und langte darnach. In der Freude beachtete die Mutter den Geber nicht. Der aber sah den Kranken nach der Frucht lang'en — und leise, schnell, unbemerkt schlich er zur Stube, zum Hause hinaus.

Dem Ottokar hatten die Erdbeeren gar schön geschmeckt und von Stund an besserte er sich. Ob die Besserung durch die Erdbeeren erfolgt, oder ob andere Ursachen die Gefahr der Krankheit beseitiget — wer kann es wissen. Der liebe Gott weiß es — und der hat's wohl gemacht, damit die Sache dem Heinrich zum Glücke ausschlagen möge. Gottes Wege sind wunderbar. Die Mutter hatte des Gebers nicht Acht gehabt, die Angst und dann wohl die Freude ließ sie es verabsäumen. Als der Ottokar aber andern Tages, nach gesundem Schlaf, wunderbar gestärkt erwachte, da gedachte sie des Gebers der Erdbeeren und fragte nach demselben. Niemand wußte von ihm — Niemand hatte ihn kommen und gehen sehen — Niemand hatte den Auftrag gegeben Erdbeeren anzuschaffen. Der Ottokar jedoch hatte den kleinen Geber in der Fieberhize erkannt. Der Heinrich hat die Erdbeeren gebracht, sagte er — und nun gab es ein Fragen und Rufen nach dem Heinrich, den aber Niemand kannte und von dem Niemand wußte; selbst der Kranke wußte nicht, wo er wohnte. Endlich ward nach der Schule geschickt, nein nicht geschickt, daß ich es recht sage, die Mutter kam selbst um sich nach dem Heinrich zu erkundigen. Der hatte seit dem Tage die Schule nicht wieder besucht, und so ging die reiche, vornehme Frau selbst nach der Wohnung des Schuhmachers, bei dem der Heinrich war.

Der arme Bub' mochte wohl für sein unerlaubtes Fortgehen tüchtig Schläge empfangen haben — und hungern hat er gewiß müssen.

Das sollt' nun Alles anders werden. Die Mutter des Ottokar, der ich das Schicksal des Heinrich mitgetheilt, nahm sich des Knaben an und brachte ihn in das Haus ihres Eheherrn. Der Ottokar bekam einen Spielfameraden an dem Heinrich — und der Vater, der reiche Handelsherr ließ diesen mit dem Ottokar zugleich unterrichten und erziehen; und sorgte auch später väterlich für das Fortkommen des Heinrich. So waren die Erdbeeren also dem Ottokar und dem Heinrich zum Glück, zum Segen gewesen. Dankbarkeit ist eine feine Tugend — und wer sich des Armen erbarmt, den liebet Gott. — —

So sprach mein alter Lehrer, der mir die Geschichte erzählte. Den Heinrich aber hab' ich nachmals kennen gelernt. Er war ein tüchtiger Mann, ein Kaufmann geworden. Er besaß ein stattlich Haus in der Stadt, er war mildthätig, fromm und vergaß seines Wohlthäters nicht. Des Ottokars Freund aber blieb er bis an sein Ende.

Der Steinadler.

Aquila (Faleo fulvus).

Wir haben im vorigen Hefte den lieben Lesern und Leserinnen den gewaltigen Löwen aus der Classe der Quadrupeden oder vierfüßigen Thiere zur Betrachtung vorgeführt; jezt sey es uns erlaubt, ihren aufmerksamen Blick auf die Classe der Vögel und zwar insbesondere auf den Steinadler hinzuwenden.

In der Natur ist eigentlich nichts klein, auch das unbedeutendste Würmchen, das kaum sichtbare Insect ist bewundernswürdig, wenn wir es zergliedern, wenn wir die Harmonie seiner Theile betrachten, wenn wir mit dem Mikroskop die Circulation der Säfte wahrnehmen, welche durch sehr zarte Canäle ihren Weg nehmen, und bei solcher sinnenden Betrachtung fühlt der denkende Mensch sich eben so genöthigt auszurufen: „Ja, groß und herrlich ist Gott!“ — wie wenn er die erhabene Ceder oder den Knochen-Koloh, den Elephanten, betrachtet. —

Widmen wir dem Vogelgeschlecht unsere Betrachtung, welch einen reichen Stoff des Nachdenkens und der Bewunderung finden wir da in einem noch höhern Maße. Ein großer Theil der thierischen Wesen im Allgemeinen ist stumm, wieder andere geben nur durch unverständ-



Steinadler und Gemse.

liche Laute, durch Heulen, Schreien, Bellen u. s. w. ihr Bedürfniß, ihren Schmerz oder ihre Freude zu erkennen, nur einige der Vögel ergötzen uns durch Laute, die kein anderes Thier spricht, nämlich durch melodischen Gesang. Sie sind gefiederte Wesen, sind nicht mehr so an die Erde gebunden wie die andern Geschlechter, sondern schwingen sich freudig in die Lüfte empor. Wer bewundert nicht den Metallganz ihrer farbigen Federn. Freilich trifft bei diesem Geschlechte das Sprichwort wörtlich zu: „Das Kleid macht nicht den Mann;“ denn die am schönsten gefiederten Vögel haben meist keinen Gesang, sondern schreien nur; z. B. der Papagei; die ergötzt uns dagegen die Nachtigall mit ihren melodischen Tönen, und sie hat doch nur ein einfaches Kleidchen. — Merkwürdig ist die Muskelkraft der Vögel, stundenlang vermag eine Schwalbe umherzujagen, ohne auszuruhen, und der Lämmergeier raubt manchmal ein Lamm in hohe Lüfte. Sie sind warmblütige Thiere, ihr rothes Blut hat bei einigen 103 Grad Wärme (nach Fahrenheit).

Außer dem Gefieder ist der Schnabel ein Hauptmerkmal, wodurch sich die Vögel von andern Geschlechtern unterscheiden; er ist, so zu sagen, ein verlängertes Maul, und seine Bildungsform ist je nach der Art und Weise, wie der Vogel seine Nahrung aufsucht und auf die Beschaffenheit derselben berechnet.

Die Augen liegen an der Seite, haben eine Stüchhaut und sind bei Raubvögeln sehr scharf sehend, auch sehen z. B. die Eulen im Dunkeln besser als im Sonnenlicht. Das Eulengeschlecht hat ausnahmsweise die Augen vorn stehend wie die Katzen; einige leuchten sogar bei Nacht d. h. sie sind phosphorescirend.

Die Ohren sind mit einem Federkreise bedeckt, denn sie haben keine äußern Ohrmuscheln; doch hören sie scharf und einige sind sogar empfänglich für musikalische Töne, die man ihnen vorspielt, und die sie nach und nach erlernen. (z. B. die Canarienvögel.) Einige lernen sogar Wörter nachsprechen; z. B. Papageien, Raben, Stare etc.

Sie sind zweifüßige Thiere, und die Fußform ist ganz nach ihrem Gang, nach ihrer Lebensweise, nach dem Ort ihres Aufenthalts eingerichtet.

Um nun nach dieser kurzen Einleitung auf unsern hier abgebildeten Steinadler zu kommen, so ist zu bemerken, daß derselbe hinsichtlich seines Aufenthalts einem Einsiedler gleicht, denn er lebt nur in einsamen Wald- und Felsengegenden. Die Nachbarschaft von Andern seines Gleichen liebt er gar nicht, und ob er gleich in der alten und neuen

Welt weit verbreitet ist, so findet man doch stundenweit nicht leicht ein anderes Paar, das sich in seiner Nähe niedergelassen hätte. Man begegnet ihm von der Schweiz an bis hinauf nach Schottland, Norwegen, Polen, Sibirien und Nord-Amerika. Zuweilen verirrt er sich im Winter auch nach Deutschland. Er horstet auf sehr hohen Baumstämmen und Felsengipfeln. — Er führt einen guten Fisch; Hasen sind seine liebste Speise, dann Feldhühner, Schafe und Rehe. Auf unserem Bilde liegt ein Alpenbewohner, eine Gemse, unter seinen mörderischen Klauen. Was frist er nur im Nothfall. Sein hornartiger, dunkelblauer, gebogener Schnabel ist ganz dazu geeignet, um das Fleisch von den Knochen abzuhacken oder abzureißen. Die Wachsheit ist gelblich. Die Augen sind groß, feurig, bräunlich und im Alter goldgelb, sie geben ihm ein gebieterisches Ansehen. Auf höchster Höhe erforscht sein scharfsehendes Auge die Beute und er schießt dann mit Blitzesschnelligkeit auf sie herab. Sein Gefieder ist dunkelbraun, Kopf und Hals rostfarbig und weiß, an der Seite aber mit grauen und am Schwanze mit weißen Federn durchschossen. Die Beine sind befiedert, seine langen gelben Zehen mit starken Klauen versehen, mit denen er den Raub anpackt und nicht leicht wieder losläßt. Sein Nest, das er aus Baumzweigen, Reisern, Gräsern und Moos zusammensetzt, hat vier Fuß im Durchmesser. — Das Weibchen legt zwei weißgraue, röthlich braune gefleckte Eier. Die Alten jagen sehr bald die Jungen aus dem Nest, als wollten sie ihnen sagen: „Helft euch jetzt selbst;“ von zärtlich pflegender Liebe, wie bei andern Vögeln, ist also bei ihnen nicht lange die Rede. Das Weibchen wird größer als das Männchen und ist auch unbändiger; es wird etwas über 3 Fuß lang, mit ausgebreiteten Flügeln 7½ Fuß breit und gegen 10 Pfund schwer, während das Männchen nur die Länge von 2½ Fuß erreicht.

Unter den vierfüßigen Thieren wird der Löwe der König der Thiere genannt, und der Adler ist es unter den Vögeln, denn er hat keinen Feind über sich, wohl aber droht ihm der Mensch mit dem furchtbaren Feuergewehr, und der Tyroler wird siegestrunken, wenn er mit seinem Stutzen diesen König der Vögel aus den blauen Lüften herabschießt. Schon bei den alten Griechen war der Adler der Vogel der Erhabenheit, denn er thront in der Fabellehre an der Seite des olympischen Jupiter. In der Wappenkunde ist er das Sinnbild der Macht und Gewalt.

Der blinde Joseph.

Ritgetheilt von Franz Bocci.

Von meinen Berufsgeschäften ermattet, ist es mir stets die willkommenste Erquickung, wenn ich auf ein paar Tage der Stadt entfliehen und in den nah gelegenen Bergen mich dem Genuße der reizendsten Natur hingeben darf.

So geschah es vor Jahren, als ich kaum die Laufbahn meines ärztlichen Wirkungskreises begonnen hatte, daß ich eines Tags auf meinem guten Kenner zu den Bergen eilte, im Dorfwirthshaus abstieg und von dort aus, meine Botanikbüchse auf dem Rücken, in den Schluchten und Thälern, wie auf den Gipfeln und Höhen mich dem Genuße der Beschauung hingebend, bis zur Ermüdung mich umhertrieb. Schon hatte die Sonne sich so gesenkt, daß lange Schatten sich auf die waldbumgränzten Wiesen niederlegten und ein kühler Abendhauch durch die Blätter der grünen Buchen säufelte, als ich in ein engumschlossenes, einsames Thal niederstieg; meine Sinne und mein Herz waren voll der Schönheiten, die mir der Genuß des herrlichen Tages gewährt hatte, und mit den dankbarsten Gefühlen gegen den Schöpfer all dieses Schönen näherte ich mich auf einem schmalen Fußpfade einer einsam gelegenen Hütte. Eine grüne Flur, auf der ein paar Kühe weideten, umgab sie. Ueppige Linden überschatteten das Dach; ein Gärtchen, zierlich mit Blumen geschmückt und mit Gemüse bepflanzt, umgab das Häuschen. Ich trat näher — Kein Laut regte sich; zunächst der Thüre sah ich ein etwa vierjähriges Kind an einem niederen Tische auf einem Stühlchen sitzen; ein paar rohgeschnitzte Spielsachen lagen auf der Erde und eine Ziege hatte ihr Köpfchen in den Schoos des Knaben gelegt, der mit seinen kleinen Händchen darauf herumtappte, als ob er etwas suche. Ich begrüßte das schöne Kind, dessen blonde Locken über die Schultern herab fielen. Da sah es aufgeschreckt mit stieren Augen dem Laute meiner Stimme entgegen. Bald erkannte ich, daß der arme Knabe blind sey. Ich näherte mich sachte und redete

ihn an: „Wem gehörst du, liebes Kind? wo sind deine Eltern?“ Der Kleine antwortete seinem Alter angemessen, aber klug, daß der Vater in der Arbeit und die Mutter an die Waldquelle gegangen sei, um Wasser zu holen. Ich setzte mich zu ihm auf die Erde, liebte ihn und suchte seine Zuneigung zu gewinnen, was mir auch bald gelang. Mittlerweile rief eine sanfte Stimme aus der Ferne: „Joseph, Joseph, ich komme!“ „Das ist die Mutter,“ rief das Kind und streckte die Ärmchen empor. Eine schöne junge Frau kam den Wiesenpfad entlang, und als sie mich zur Seite ihres Söhnchens sah, war sie nicht wenig erstaunt: „Seid mir gegrüßt, lieber Herr,“ sagte sie. „Ihr müßt wohl die Kinder lieb haben, weil ihr bei meinem Joseph sitzt und mit ihm spielt. Nicht wahr, Joseph, das ist etwas Seltenes, daß du so schöne „Gesellschaft hast?“ — Das Kind lachte und küßte die Mutter, die es um den Hals nahm. — „Ja, lieber Herr,“ sagte diese, „es ist wohl ein „großes Unglück, ein blindes Kind zu haben? Wir sind arme Leute „und nun haben wir auch noch solch einen Kummer! allein wir tragen „die Last gern, weil Gott es will!“ — „Allerdings ein guter Trost,“ erwiderte ich; „aber vielleicht könnte doch dem armen Knaben geholfen „werden, und es wäre wohl Eure Pflicht gewesen, Euch früher schon an „einen Arzt zu wenden.“ — „Das hatten wir auch gethan; allein der „Baader, der im nächsten Dorfe die Leute kurirt, sagte uns, es sei „dem Kind nicht mehr zu helfen. Und so bleibe es denn, wie Gott „will. Das Kind können wir schon ernähren. Mein Mann ist Holz- „hauer und verdient sich ein gut Stück Geld; wir haben ein paar „Kühe und eine Ziege und so, denke ich, wird uns unser Herr Gott „nicht verlassen.“ —

Ich erkundigte mich um die früheren Umstände des Kleinen näher, und nachdem ich seine Augen untersucht, fand ich, daß sich durch eine vernachlässigte Entzündung der Staar gebildet hatte. Ich sah, daß durch eine glückliche Operation dem Kinde geholfen werden könnte.

Da hallte von Ferne eine Männerstimme durch den Wald. Der Kleine hüpfte auf seinem Stühlchen und rief freudig: „Da kommt der Vater!“ — Bald auch zeigte sich ein Mann, der mich kaum wahrnehmend, auf sein kleines Söhnchen zueilte, es emporhob und an sein Herz drückte. Mir kamen die Thränen in die Augen — es war ein schönes, rührendes Bild! — Die Mutter holte nun eine Schüssel Milch und setzte sich, indem sie mich einlud, an der Abendmahlszeit Theil

zu nehmen, auf das Gras neben das Stühlchen des Knaben hin. So auch der Vater. Der Kleine bekam ein Löffelchen; man führte ihm die Hand zur Schüssel und so aß er wohlgemuth. Für mich hatte diese Scene Etwas sehr Erhebendes; dann war es ja nur Liebe, die das ganze Gemälde färbte und belebte. Der Knabe mußte seine Händchen falten, der Vater sprach ein kurzes Gebet vor und trug den Kleinen in die Stube.

Die Ziege lief auch nach, als ob sie zur Familie gehörte. Mittlerweile war der Mond über die dunklen Wälder hervorgewandelt. Ich saß allein vor dem Häuschen. In meine Seele war die Stimmung des beseligendsten Friedens eingezogen!

Ich blieb die Nacht in dieser stillen Hütte und schlief auf einem harten Strohlager in der süßen Hoffnung ein, mit Gotteshülfe vielleicht am nächsten Morgen mit aufgehender Sonne einem menschlichen Wesen auch das Licht des Auges wieder geben zu können. Meine Gewohnheit in einer Brieftasche einige Lanzetten und andere kleine Instrumente stets bei mir zu führen, kam mir hier auch recht zu statten. Am frühen Morgen besprach ich mit dem Vater meinen Plan.

Wie dankbar war mir dieser gute Mann schon im Voraus! Als das Kind erwachte und ins Freie an sein kleines Tischchen geführt ward, kniete ich mich vor ihm nieder. Wenige Augenblicke — und ein Freudenschrei hallte durch das Thal. Die Operation war gelungen; — der Knabe sah! — Die Eltern wußten ihren Gefühlen keinen Ausdruck zu geben; die Mutter fiel auf die Kniee und dankte Gott in Freudenthränen, der Vater wollte mir die Hände küssen und pries das Wunder. Es war keine kleine Kunst, die Leute zu beruhigen und ihnen beizubringen, daß dieß nur der Anfang des Gelingens gewesen sei, und daß es nun nur von der Sorgfalt der Behandlung abhängen würde, ob die Genesung nachhaltig seyn werde.

Ich sandte den Vater zu dem Chirurgen des nächsten Dorfes, dem ich die nöthige Unterweisung gab, den Kleinen richtig zu behandeln. Ich versprach bald wieder zu kommen um die Kur zu überwachen, und ritt von den Segnungen der beiden Leute begleitet in die Stadt zurück. Leider konnte ich mein Versprechen nicht erfüllen; denn kaum in der Stadt angelangt ward ich berufen, eine naturhistorische Reise anzutreten, von der ich erst nach mehreren Jahren in meine Vaterstadt zurückkehrte.

Und so waren vierzehn Jahren verflossen — als sich eines Mor-

gens ein Fremder bei mir anmelden ließ, der Wichtiges mit mir zu sprechen habe. Ein schöner, kräftiger junger Mensch trat in meine Stube, begrüßte mich ehrerbietig und sprach: „Erlaubt, lieber Herr, daß ich meinen Wohlthäter auffuche und ihm meinen Dank bringe!“ — Ich war erstaunt, da mir der Jüngling ganz unbekannt. „Ich bin der kleine Joseph, dem diese Hand sein Augenlicht gegeben hat,“ rief er bewegt und griff zitternd nach meiner Hand! — „Verzeiht, daß ich erst jetzt komme, allein wir wußten Euch nicht zu finden!“ — Nun kam auch mein Gedächtniß mir zu Hülfe! Wer hätte aber in diesem kräftigen Burschen den kleinen, blinden Knaben wieder erkannt? Ich war tief bewegt! — Joseph bat um die Erlaubniß, mir ein Geschenk machen zu dürfen, das ein kleines Zeichen seines Dankes wie meiner Kunst seyn sollte. Er holte ein Gemälde aus dem Vorgemache herein, welches die Abbildung jenes schönen Thales war, in welchem der blinde Joseph vor der Pütte saß! das Bild war voll Wirkung und Poesie. „Seht,“ sprach Joseph, „das hätte ich ohne Euch nie zu Stande gebracht!“ —

Nachdem ich den Knaben operirt hatte, war die Genesung der Augen in geregeltem Gange vorgeschritten. Ein geschickter Landschaftsmaler hatte bald darauf in jener Gegend im Laufe mehrerer Sommer zum Studium seinen Aufenthalt genommen. Der kleine Joseph fand an der Kunst Wohlgefallen. Die schwachen Versuche des Knaben zeugten von seinen Talenten. Auf Zureden des Künstlers gab ihn der Vater in die Stadt zur Lehre. Rasch entwickelte sich die Gabe der Vorsehung, und eben so schnell erwarb sich der junge Mann durch Fleiß und Geschicklichkeit eine nicht unbedeutende Summe Geldes, womit er seinen Eltern ihr kleines Anwesen vergrößern half. Der arme Holzhauer war ein wohlhabender Bauer, der blinde Joseph ein ausgezeichneter Landschaftsmaler geworden. Meiner — obgleich ich mich nicht genannt hatte — ward dabei nie vergessen. Endlich waren die guten Leute durch fortwährende Erkundigung auf meine Spur gekommen. Das Gemälde ward gemalt und mir bestimmt! — —

Auf dem Rahmen hatte der Maler in goldenen Lettern einzeichnen lassen:

„Der blinde Joseph seinem Wohlthäter.“

Und so ist mir denn dieses Gemälde allerdings einer der werthvollsten Gegenstände, und überwiegt alle Objecte, die ich mir auf mei-

nen Reisen im Orient gesammelt habe. Oft lehre ich in dem stillen Thale ein, übernachtete bei Josephs Eltern, und zu meinen schönsten Stunden gehören die dort verlebten stillen Abende! —

Reise zu den Tropfstein- und Boolithen-Höhlen der Fränkischen Schweiz.

Von J. G. Kohl.

(Schluß.)

Die Sophien-Höhle.

Auf unserer Reise zur Sophien-Höhle nahmen wir auch noch alles Interessante mit, was sich uns unterwegs darbott. Dieß war erstlich das Thal der Wiesent selber, in dem wir Stundenweit aufwärts unsere Schritte förderten. Die Wiesen waren noch ganz frisch grün, aber die Bäume, die auf dem grünenden Grunde standen und welche die Abhänge des Thales bedeckten, hatten schon hellgelbe Blätter, die im klaren Sonnenscheine wie lauter Gold schimmerten. Und dieß gab meinem armen Jonas dann zu der Bemerkung, die er selbstgefällig vorbrachte, Veranlassung, ob ich mich nicht wundere über die goldenen Berge, die sich hier überall darböten. Die Toos-Mühle machte ungefähr die Hälfte unseres Weges und wir ruhten hier beim Müller ein wenig aus. Sie hat ihren Namen von dem Gese eines benachbarten Wasserfalls, den die Wiesent bildet. Bei diesem Wasserfalle wird ein gewisser Abschnitt des Flusses auch das Freiwasser genannt. Das Volk erzählt sich, daß eine Burgfrau einmal ihren Handschuh in das Wasser habe fallen lassen, und daß sie dem von den Wellen entführten Lederstück nachschauend, dabei bestimmt habe, so weit der Handschuh schwimme, solle das Wasser Freiwasser, für Jedermann frei zum Fischen und zu anderweitiger Benutzung seyn. Ich glaube, der Handschuh ist nicht sehr weit gekommen. — Aber wäre damals eine uns Deutschen

wohlmollende Wassernize zur Hand gewesen, so wäre sie wohl mit dem Handschuh die ganze Wiesent hinab bis in die Regnitz, die Regnitz hinab bis in den Main, den Main hinab bis in den Rhein, und den Rhein hinab bis in den Ocean geschwommen, und hätte vielleicht zum Heile unseres Vaterlandes alle diese unter vielfachen Lasten und Ketten schmachtenden Gewässer zu Freiwässern gemacht. — Unsere Station bei der Toos-Mühle benutzte ich auch, um die sogenannte Riesenburg, eine am Thalabhänge liegende sehr wilde Felsenpartie, in der eine Anzahl großer Felsstümpfe der Art durcheinander geworfen sind, daß sie mehrere hohe Thorwege, Bögen, Brücken und Grotten bilden, zu besteigen. Die Grafen von Schönborn, wie es scheint, die Förderer und Beschützer alles Schönen in der Fränkischen Schweiz, haben diesen Felsen-Steigarten, der übrigens einen durch Alpenfelsapartien Verwöhnten nicht eben sehr in Verwunderung setzt, angekauft, mit einer Verzäunung umgeben, mit Aus- und Eingangsthüren versehen, zu denen man die Schlüssel beim Toos-Müller bekommt. — Und da nun das Ganze pallisadirt und verschlossen ist, so läuft jetzt Alles herbei, um die Riesenburg zu besichtigen, während sonst, als noch die Zugänge frei waren, sich nur Wenige diese Mühe gaben.

Bei dem Schlosse und der Mühle von Rabeneck führte unser Weg uns aus dem Thale hinaus auf die Höhe des Berg-Plateaus. Auch das Schloß Rabeneck gehört jetzt der Familie der Grafen von Schönborn, welche heutiges Tages die größten Grundbesitzer und Herrn in der Fränkischen Schweiz zu seyn scheinen, wie es ehemals die Reichsherrn von Schlüsselberg und noch früher die Herzoge von Meran waren. Das Schloß Rabeneck, aus mehreren alten und neuen Baulichkeiten bestehend, liegt höchst malerisch auf einer hohen und schroffen Felsen-Pyramide, und bietet eine schöne Aussicht und mancherlei Merkwürdigkeiten dar, mit deren Schilderung ich mich nicht aufhalten will, um Zeit und Raum für die Sophien-Höhle zu sparen. Die letzte Stunde Weges geht ganz auf den ebenen Rücken des hohen Plateaus zwischen Aekern und Stoppelfeldern fort. Nach allen Seiten hin genießt man eine weite Aussicht, schaut über die tiefeingeschnittenen Thalgründe hinweg, und erblickt ringsumher am Horizont die Thürme hochliegenden Dörfer, oder aus der Ferne winkende Burgruinen, Schlösser, Felsen und Bergspitzen.

Endlich erreichten wir die Kapelle und das Dörfchen Rabenstein,

das am Abhänge eines in das Plateau eingefurchten Thales liegt, ließen auf dem Rücken des hohen Felsendamms hin, der zu der Spitze des Rabensteins führt, auf dessen äußerstem Ende das Schloß gleiches Namens gebaut ist. Wir zogen die alte Glocke an der Schloßthüre, und der Castellan, der zugleich der Sophien-Höhlen-Wächter ist, trat hervor. Bis er sich z'samm gerichtet" hatte, besaßen wir das Innere des Schlosses, das wiederum dem Grafen von Schönborn gehört, und die kleinen Anlagen und Blumengärtchen, für die man noch mitten zwischen den Gemäuern und Felsenzacken der knappen Scheitel des Rabensteins Raum ausfindig gemacht hat.

Das Thal, in welches man von der Höhe des Rabensteins hinab- blickt, heißt das Eschbach-Thal, von dem kleinen Flusse Eschbach, der wiederum seinen Namen von den vielen Eschen und Äschen haben soll, die hier wachsen. Es ist ein sehr wilder, felsen- und höhlen- reicher Grund, in der Tiefe mit fruchtbaren Wiesen. Seine Felsen- zacken sind die höchsten und schönsten in der Fränkischen Schweiz, und eben so sind es seine Höhlen, die alle ganz in der Nähe des Raben- steins liegen.

Gleich der Eingang zu jener oft genannten und nun endlich er- reichten Sophien-Höhle zeichnet sich aus. Er wird durch eine Vorhöhle gebildet, welche die Klaussteiner-Höhle heißt. Dieser Eingang schon entspricht allen Erwartungen, die man von einem solchen Thore zu einem großartigen unterirdischen Labyrinth hegen könnte. Die Felsen- decke breitet sich sehr weit wie ein großes Dach aus, und ist hie und da von dicken Pfeilern gestützt. Der Boden ist flach und bequem zu bewandeln. Er besteht aus gelben, lockeren, mit Mergel-Erde vermisch- tem Sande, den vermuthlich die Wasserfluthen hier einschleimten. Tritt man an den Rand dieses Höhlen-Vorplatzes, der eine hohe Terrasse bildet, so genießt man von da einen schönen Ausblick in das Ahorn- oder Eschbach-Thal, in das es 400 Fuß tief hinabgeht, und wo auf der anderen Seite die Eingänge zu andern Höhlen, dem sogenann- ten „Rühloch," dem „Schneidersloch," der „Schneiderskammer" liegen. Blickt man rückwärts zur Klaussteiner- und Sophien-Höhle hin, so glaubt man die großartigen Vorhallen eines ägyptischen Fesstempels zu gewahren. Die Sonne schien lieblich und warm in den finsternen Bergmund. Ihre Strahlen umschlangen hier und dort einen Pfeiler, zeigten deutlich die vorderen Abtheilungen und Grotten, minder deutlich

die hinteren, die nur mit schwacher Beleuchtung aus der Finsternis hervorschimerten.

Diese Klaussteiner-Höhle, die aus drei oder vier großen und weiten Abtheilungen besteht, war längst bekannt. Sie hat ihren Namen von der alten Rabensteiner Schlosskapelle Klausstein, die gerade auf dem Berge über ihr liegt. Sie mußte auch ihres weit geöffneten Eingangs wegen schon den ältesten Bewohnern dieser Gegend bekannt seyn, und ist wahrscheinlich im Laufe der Zeiten vielfach von ihnen benutzt worden, als Stallung für ihre Heerden, oder als Raum für den Gottesdienst, — oder als Grabstätte, — oder als Festung und Wohnung für Räuber oder Vaterlandsvertheidiger. Man findet noch im Sande dieser Höhle die Gerippe zahmer Thiere, und Urnen, auch wurde uns ein Ritter, Räuber oder Held genannt, der hier gewohnt haben soll.

Als man vor etwa zwanzig Jahren mit einigen Arbeiten darin beschäftigt war, bemerkte einer der Leute des Grafen Schönborn, der in dem hintersten Theile an die Wand pochte, daß die Felsen dort einen anderen und etwas höhleren Klang von sich gaben als anderswo. Man forschte nach, sprengte weg und kam nach gegebenem Durchbruche in einen ganz neuen, allerinnersten und bisher völlig verschlossenen Höhlengang, der noch über tausend Fuß weiter in die Eingeweide der Erde hineinführte. — Man entdeckte beim ersten Anblicke die prachtvollsten Stalaktiten, eine große Menge noch unversehrter und unberührter Thierreste und Skelette, und nannte, über den Reichthum erstaunt, diese innere Höhle die „Höhlen-Königin,“ ein Name, der ihr mit dem vollsten Rechte zukam, der aber nachher dem einer schönen Gräfin Sophie Schönborn, der Schwiegertochter des Eigenthümers, weichen mußte, der zu Ehren sie im Jahre 1833 Sophien-Höhle genannt wurde.

Meine Begleiter hatten mich in der Vorhalle der Sophien-Höhle allein gelassen, die ich auf die besagte Weise zu besichtigen Mühe genug hatte, während sie mit Fackeln davon eilten, um mir drinnen mit reichlicher Illumination ein Weihnachten zu bereiten. Endlich hörte ich in der Ferne ihre Stimmen und Tritte. Ich tappte und tastete mich ihnen entgegen, und trat in das schön illuminierte Naturheiligthum ein, das mich nun in jeder Beziehung überraschte und befriedigte. —

Wir kamen zuerst in einen wahren Irregarten von Stalaktiten und Stolemiten, die alle bis auf den letzten Zacken auf das Schönste

erhalten waren. — Wie die Baumstumpfe in einem Walde, standen sie rings umher und hingen so zahlreich, wie die Rängel im Gasse jenes conservirten Märtyrers, von der Felsenbede herab. Obgleich diese Stalaktiten keine Blumen, und auch keine lebende Wesen, sondern bloße Gebilde des todten tröpfelnden Wassers sind, so gewinnt man doch, auch selbst vor diesen Produktionen der Natur, wenn man ihrer viele gesehen und untersucht hat, wenn man wahrgenommen hat, wie künstlich sie innerlich gebaut sind, wie sie gleich den Bäumen geschichtet und aus einer Menge von Rinden oder Ringen bestehen; wenn man dabei denkt, wie sie trotz ihrer scheinbar so unregelmäßigen Gestaltung, doch die Erzeugnisse gewisser bestimmter Naturgesetze sind; und wenn man sich dann noch endlich vorstellt, wie sie nur im Laufe vieler Jahrhunderte, gleichsam durch unzählige Bemühungen und durch eine endlose Arbeit der Wassertropfen entstehen konnten: wenn man dieß Alles erwägt, so gewinnt man, sage ich, auch für diese Naturprodukte, mit der Zeit eine große Achtung und empfindet für sie eine warme Liebe. Und ich lobe mir daher und begreife vollkommen das Verfahren des Grafen Schönborn, des Eigenthümers dieser Höhle, der nicht nur auf die Thiergerippe, sondern auch auf die Stalaktiten der Sophien-Höhle ein strenges Interdikt gelegt, der sie unter Schloß und Riegel gebracht hat, und auf keine Weise duldet, daß auch nur das Geringste daran verändert, abgebrochen, oder für Liebhaber, Museen, u. s. w. davon entwendet werde, und der auch jedem Fremden, welcher dieß doch im Geheimen thun würde, unerbittlich den Proceß macht. — Dieses Verfahren ist um so uneigennütziger und anerkennenswerther, da, wie ich gleich unten noch näher zeigen werde, sehr bedeutende Summen aus dieser Höhle gewonnen werden könnten, wenn man ihre Stalaktiten und Thiergerippe an die großen Museen Europa's verhandeln wollte, die dieß Alles wo nicht mit Gold, doch fast mit Silber aufwiegen würden. —

Es mag ganz gut seyn, daß früher einige Höhlen ausgebeutet sind, und daß ihre wissenschaftlichen Schätze sich über den Erdboden zum Frommen der großen Masse, welche nicht reisen kann, verbreitet haben; aber es ist auch eben so gewiß ein sehr glücklicher Umstand, daß wenigstens eine Höhle, und zwar gerade diese „Höhlen-Königin“ so spät entdeckt wurde, und dann gleich nach ihrer Entdeckung von einem Manne, der die Natur zu würdigen versteht, in ihrem Urzustande

erhalten wurde, und daß demnach hier jeder Knochen noch so daliegt, wie ihn vor vielen Jahrtausenden die Fluthen hinlegten, und jeder Stalaktit so dasteht, wie die durchsickernden Gewässer ihn im Laufe der Zeiten hinstellten. Es ist mit den Werken der Natur so wie mit denen der Kunst. Am schönsten und eigenthümlichsten erscheinen sie in ihrer Heimath, und am besten studirt man sie an dem Orte und der Stelle, an der sie erzeugt sind, oder für die sie zunächst geschaffen wurden. Die Gelehrten, welche es ernstlich mit dem Höhlenstudium meinen, können sich dann auch gern die Mühe nehmen, selbst hierher zu reisen, und werden hier an Ort und Stelle mitten in der Fülle der Naturschöpfungen vollere Befriedigung finden, als bei den isolirten, aus ihrem Zusammenhang gerissenen Bruchstücken, die man ihnen in den Museen vorlegt.

Man hat sogar denjenigen Stalaktiten, welche gelegentlich abhanden kamen, sorgfältig nachgespürt, und sie nach ihrer Habhaftwerdung wieder an Ort und Stelle gebracht. So war noch kürzlich vor meiner Anwesenheit in der Höhle so etwas geschehen, wovon mir mein Höhlen-Inspektor erzählte, als ich einen etwas wacklichen und losen Stalaktiten bemerkte. Er hatte eine große Gesellschaft junger Leute, die er nicht alle genau beaufsichtigen konnte, in die Höhle geführt. Nach der Durchwanderung der Höhle fiel es dem scharfen Auge des Höhlenwächters auf, daß ein Tropfsteinzacken fehle und frisch abgebrochen sei. Der ganzen Gesellschaft junger Leute wurde nun der Ausgang versperrt, sie mußten sich eine Untersuchung gefallen lassen, und da fand es sich, daß einer von ihnen seinen wissenschaftlichen Eifer so weit getrieben hatte, einen unbewachten Augenblick zu benutzen, einen großen Stalaktitenzapfen abzubbrechen und unter seinen Mantel zu verbergen, mit dem er nun zu seiner Beschämung hervorkommen mußte, um ihn an seinen rechten Ort zurückzustellen. Es wurde zwar darüber zur heilsamen Abschreckung eine kleine Untersuchung angestellt, aber doch am Ende dem jungen Manne die Beschämung eines Processes und einer Strafe wegen Diebstahl erlassen.

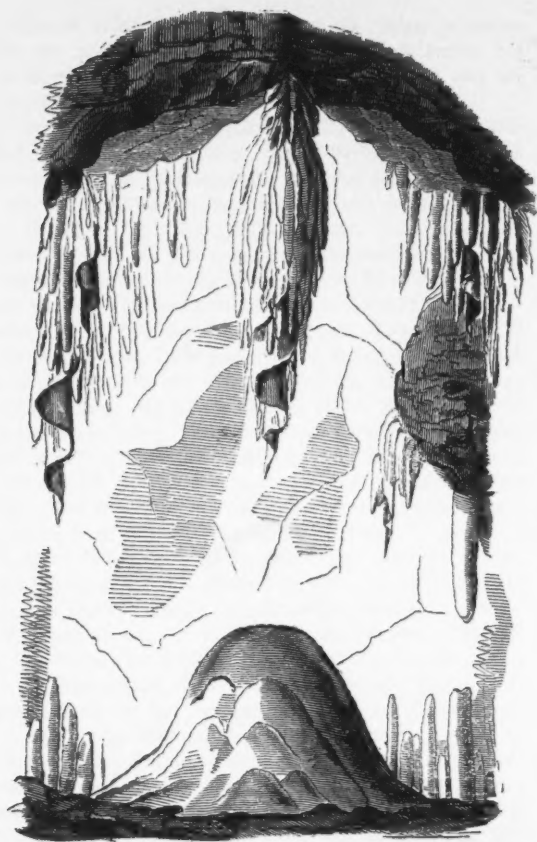
Ich sagte so eben, daß die Stalaktiten alle, nicht nur äußerlich nach gewissen Regeln geformt seyen, sondern auch innerlich einen gewissen regelmäßigen Bau hätten, daß sie aus feinen, regelmäßig abgelagerten Ringen oder Schichten, wie die Bäume, beständen. In der That entdeckt man diese innere Schichtung nicht nur bei den runden

Stalaktiten-Säulen, sondern auch bei den gebogenen Vorhängen oder den flachen Krusten, Ueberzügen und Wänden. Alles besteht aus einer Menge dünner Schichtchen, die oft nicht dicker als Papierbogen sind. Es läßt dieß auf gewisse Unterbrechungen der Stalaktitenbildung schließen, da nur bei solchen Unterbrechungen die Farbe der äußeren Hülle etwas wechseln und die neue Arbeit eine frische Farbe annehmen, in Folge dessen also die Schichtung dem Auge wahrnehmbar werden kann. — Ich deutete schon früher auf das Statthaben solcher Unterbrechungen hin, die dann eintreten, wenn etwa einige Vorgänge und Veränderungen der kleinen Tropfen-Canäle im Innern des Berges, eine Versiegung der Zutropfelfung und ein späteres Wiederbeginnen derselben veranlassen. — Aber es giebt auch regelmäßigere und in kürzeren Absätzen wiederkehrende, nämlich jährliche Perioden des Wachstums. — Wie in der ganzen Natur im Winter ein Stillstand alles Wachstums eintritt, wie da die Pflanzen und Bäume ruhen und ihre Säfte stocken, so ist dieß auch in den Tropfsteinhöhlen der Fall. Wenn alle Gewässer oben gefroren sind, so kommen sie auch nicht die Höhlen herab, und in diesen wird es dann noch regungsloser und stiller, als es hier schon von Haus aus ist. — Wie überall so tritt aber dann auch hier im Frühlinge das größte Leben ein. Dann schmilzt der Schnee auf den Bergen, dann erweichen und eröffnen sich alle Spalten und Bergflüsse, und dann treiben die Säfte in die steinernen Stalaktiten abwärts, wie draußen in die Bäume aufwärts. Auch mitten im Sommer in der heißen Jahreszeit tritt wieder ein kleiner Stillstand ein, und in Folge dessen entstehen dann jene wellenartigen Schichtungen. Nachdem, was man mir gesagt hat, scheint es aber, daß die Perioden der Zutropfelfung in den verschiedenen Höhlen keineswegs dieselben sind. Wie Alles mag auch dieß von sehr verschiedenen Umständen abhängen, und in dem einen Falle anders seyn, als in dem anderen. Wie das Alter der Bäume, so hat man auch wohl versucht, das Alter der Stalaktiten nach ihren Jahresringen zu bestimmen. Doch ist es der Feinheit der Schichten wegen bei diesen viel schwerer zu erkennen, als bei jenen, was ein eigentlicher Absatz eines Jahres sei, oder was einer größeren Periode zugeschrieben werden müsse. —

Ich kann mich hier natürlich nicht darauf einlassen, alle Scenen, Abtheilungen und Gruppen der großen Sophien-Höhle besonders zu schildern. Es ist wie gesagt, eine 1000 Fuß tief in den Berg hinein-

gehende Kluft, mit vielen großen und engen Gemächern, mit Hauptgewölken, mit Nebengängen und Nebenschächern. Man hat überall hin Fußpfade ausgebahnt, die an der Stelle, wo es nöthig war Geländer, Brücken und Treppen haben, so daß man sehr bequem bis in die innersten Spaltungen gelangen kann. Die Höhle scheint sich hinten noch weiter in den Berg hinein fortzusetzen, doch ist man vom Eingange der Klaussteiner Höhle an gerechnet, noch nicht weiter als 1400 Fuß einwärts gelangt. Wenn man die Klüfte hier auch noch wegsprengen und öffnen sollte, würden sich vielleicht noch ganz andere Verstecke offenbaren. Nur alle diejenigen Gerippe und Stalaktiten, welche in der Richtung jener Fußpfade, Brücken und Treppen im Wege lagen, hat man dann allerdings wegbrechen müssen. Und diese hat man zum Theil im Schlosse Rabenstein gesammelt, zum Theil an fremde Museen verschenkt. Alles, was abseits der Wege lag, ist aber wie gesagt conservirt worden. Eine der Stalaktiten-Höhlen und Gruppen, welche ich hier sah, fand ich so malerisch und schön, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie so gut als es gehen wollte abzuzeichnen, und ich füge hier zum Frommen des Lesers eine Copie dieser kleinen Zeichnung bei, weil es nicht nur die Krone aller Stalaktitenbildung der Fränkischen Schweiz ist, sondern weil er auch damit ein schönes Exemplar von denjenigen Stalaktiten bekommt, von denen ich oben sagte, daß sie wie Vorhänge gewunden und gefalten seien.

Dieser prachtvolle Stalaktit hängt vom Boden einer Abtheilung der Sophienhöhle aus einem Felsenloche herab, in welches beständig viele Kalksinter enthaltende Gewässer zugeführt werden. Er bildet einen dicken frei hängenden Zapfen von etwa neun bis zehn Fuß Länge, der aus einer Menge von kleinen Zapfen und Spitzen zusammengesetzt ein dickes Bündel bildet, das in der Mitte wie eine längliche Melone etwas anschwillt, und oben mit einer dünnen aber doch immer noch sehr starken Wurzel in dem Fessenspalte festgeklemmt ist, aus dem es wie ein Kronleuchter herabhängt. Das Ganze hat treffend die schmutzige Form eines gigantischen Tannen-Zapfens, und erinnert auch darin an einen solchen, daß eine Menge Spitzen der Zapfen, aus denen das ganze Bündel besteht, und die alle dicht an der ganzen Masse anliegen und nach unten zu gekehrt sind, mehr oder weniger oben oder in der Mitte, oder weiter unten endigen, und mit den spitzigen Schuppen der Tannenzapfenblätter verglichen werden können. Je weiter nach



Der sogenannte „Gletscher“ und der Pracht-Stalaktit
in der Sophien-Höhle in der fränkischen Schweiz.

unten, destomehr wickelt sich aus dem Ganzen ein einziges zusammenhängendes und in mehrfache Falten sich drehendes Tuch hervor, das zuletzt in einen ganz dünnen und spizigen Zipfel endigt, und lang wie ein glatter Dorn herabhängt.

Dieser schöne und unübertreffliche Stalaktit ist in seiner Ausbildung durch keinen Neben-Stalaktiten gestört. Er hängt ganz für sich und isolirt da, und die Felsenbogen des Gewölbes biegen sich zu ihm heran, als thäten sie es um ihn einzufassen und so vortheilhafter erscheinen zu lassen. In einiger Entfernung aber zu beiden Seiten hängt dann gleichsam, wie Trabanten oder Nebenzierrathen, ein ganzes Troddelwerk, ein ganzer Wald von anderen Stalaktiten, welche die ganze Gruppe noch vervollständigen und den Anblick noch reizender machen. Meine Begleiter bemühten sich mir Alles im schönsten Lichte erscheinen zu lassen. Sie setzten, wo es anging, Leitern an, und reichten mit ihren Kerzen und Fackeln so hoch als möglich hinter den Riesen-Jaspfen hinauf. Es kam dadurch ein schöner Wechsel von Licht und Schatten hinein. Das Innere der Höhlung wurde hell erleuchtet. Die Kluft aus der der Stalaktit hervorgewachsen war, erschien ganz dunkel und er selbst hob sich mit scharfen Umrissen auf dem erhellten Grunde ab. Auch schimmerten namentlich unten seine durchsichtig dünnen Bände milchweiß wie Alabaster oder gelbliches Wachs. —

In gerader Linie unter seiner äußersten Spitze, an der die Wassertropfchen hinabgleiten, auf dem Boden der Höhle, hat der beschriebene Stalaktit einen ebenfalls merkwürdigen Stelomiten ins Daseyn gerufen. Diesen Stelomiten haben die Höhlenwächter den Namen „Gletscher“ gegeben. Es ist eine etwa 6 bis 7 Fuß hohe, oben abgerundete, unten sich wie der Wurzelstumpf eines Baumes ausbreitende Masse. Sie mag unten vielleicht 30 Fuß im Umfange haben, und sieht demnach gerade so aus wie ein Gletscher — d. h. nicht wie ein Gletscher in der Wirklichkeit in der Schweiz, sondern wie ein Gletscher in der Vorstellungswelt dieser Leute. — Man hat durch Untersuchung des Bodens ausfindig gemacht, daß der Fuß dieses, aus lauter dünnen Kalksinter Schichten bestehenden Gletschers, unten nicht an den Felsen festgewachsen ist, vielmehr auf einem lockern Fundamente von Lehmelerde ruht, auf dessen Oberfläche er sich allmählig ausgebildet hat. Es wäre daher die Möglichkeit vorhanden, ihn in seiner Ganzheit vom Boden zu lösen und ihn fortzuschaffen. Ein Lord, der bei dem

Grafen Schönborn zum Besuche war, soll auch einmal wirklich diesen Plan gehabt und für dieses Pracht-Exemplar von einem Stalaktiten 5000 Gulden geboten haben, um es auf dem Main und Rhein einzuschiffen und dann in England in seinem Parke aufzustellen. Allein sein Gebot wurde natürlich nicht angenommen. Theils wollte man den schönen Gletscher selbst nicht missen, theils fürchtete man gewiß, daß auch bei seinem Hervorschaffen aus der Höhle noch manches hätte zerstört und zerbrochen werden können. Endlich hätten sich auch wohl bei dem ferneren Transporte über die Berge bis zum Main noch mancherlei ähnliche Schwierigkeiten herausgestellt, wie bei dem Transporte der Obeliskten Egyptens. — Doch dem Gelde und der Kühnheit der Engländer scheint nichts unmöglich.

Ähnliche schöne Stalaktiten-Zapfen, wie der beschriebene, wenn gleich kein solcher, bei dem auch alle Nebenumstände so günstig gestaltet wären, wie bei ihm, hängen noch viel höher, zum Theil im Innern der sehr tief hinaufgehenden Felspalten, so daß wir unsere Lichter an lange Stangen binden mußten, um sie einigermaßen beleuchten und sichtbar machen zu können. — Sie kamen mir vor, wie Kronleuchter, die ein Böhmischer Glaswaarenhändler oben auf dem Boden seines Hauses magazinirt hat. — „Auch diese ganz versteckten Stalaktiten sind geschätzt und haben ihren Werth,“ sagte mir mein Schloß- und Höhlen-Castellan, „auch sie würden wir um keinen Preis weggeben.“

Es giebt, wie ich schon sagte, bei den Stalaktitengebilden manche Erscheinungen, die man sich schwer oder gar nicht erklären kann, so z. B. daß sich zuweilen unten auf dem Lehm Boden der Höhle, trotz alles darauf herabtröpfelnden und mit Kalkfinter versetzten Wassers doch dort keine Stalaktiten bilden wollen. Zu den auffallenden Erscheinungen dieser Art gehört auch eine, von der sich in der Sophienhöhle ein Beispiel findet, nämlich diese, daß mitunter mehrere Lehm- und Stalaktitenschichten abwechselnd übereinander liegen. Dieß schiene denn fast zu der Annahme zu veranlassen, daß die Höhlen mehrermale überschwemmt seien, daß das Fluthwasser mehreremale Lehm und Sand eingeführt, die Stalaktitenbildung unterbrochen, und dann in den Zwischenräumen ihre Fortbildung wieder gestattet habe.

Die Knochen und Ueberreste von Thieren, welche man in der Sophienhöhle entdeckt hat sind fast eben so interessant, wie ihre Stalaktiten, in gewisser Hinsicht natürlich noch viel interessanter. Man

findet darunter auch Knochen vom Mammuth und von Rennthieren. Man zeigte uns einige große Mammuthknochen, die aus der Kalkfinter-Masse, mit der sie überzogen und an den Boden geheftet waren, wie altes Wurzelwerk aus dem getrockneten Schlamm hervorrugten. — Manche solcher Thierknochen sind sehr zertrümmert und ganz mit Steinen oder anderen Materialien vermischt. Manche aber liegen recht wohl erhalten da und bilden sogar zuweilen malerische Gruppen, die uns die Hand eines geschickten Künstlers längst hätte verewigen sollen. Unter einem geneigten, und wie ein Dach hervorgezogenen Felsen, unter dem ich mit meinem Lichte hinunter kriechen mußte, um Alles nahe zu beleuchten und zu betrachten, fand ich z. B. folgende Knochen-Gruppe: Der Boden unter dem besagten Felsendache war ziemlich flach, und bestand oben aus Kalkfintermassen, unten wahrscheinlich aus dem von den Fluthen eingeschlammten Lehm, Mergel und Sand. Aus dieser Masse ragten mehre Knochen, in allerlei Stellungen und mit Kalkfinter inkrustirt hervor. In der Mitte von diesen Knochen sperrte ein Bärenschädel sein Maul auf, das zum Theil mit Erde und Kalkfinter gefüllt, in den Boden wie eingefroren war, zum Theil aber frei in die Luft hinausragte. Schädel, Stirn, Hinterkopf, Zähne alles war inkrustirt. — Vor diesem jetzt so unschädlichen Rachen der wilden Bestie lag das sehr große Geweih eines Rennthieres, oder sonst eines andern zahmen Schnellfußes. Auch dieß Geweih war inkrustirt und halb in den Boden verwachsen. Es sah ganz so aus, als hätte der Bär die leckere Beute unter das Felsenversteck hierhergeschleppt, und als habe ihn und seinen Fang dann der Ton irgend eines Oberonischen Zauberhorns mit unbeweglicher Starrheit gefesselt. Er hat seitdem Jahrtausende lang das gehörnte Thier ganz nahe vor seiner Schnauze gehabt, ohne es jedoch erreichen zu können, und müßte Tantalus-Qualen ausgestanden haben, wenn er in dieser Situation noch seine ihm angeborenen Bären-Gelüste, wie Tantalus in der Unterwelt seine menschlichen Begierden, bewahrt hätte.

Auch an die alten Skelette und Steinzapfen hängen sich im Winter zu Zeiten einige Fledermäuse zu ihrer sechsmonatlichen Ruhe in den Hängematten ihrer eigenen Haut und Knochen auf. Auch hier schlüpfen dann kleine Mäuse herum, um von den hieher verschleppten Nahrungstoffen ihr Leben zu fristen.

„Sie sind sehr g'naschig,“ sagte fast unwillig einer unserer Föhlen-

fürher; „wo sie nur ein Tröpflein Talg g'schpüren, da machen sie Jagd darauf, und lecken es ab.“ — „Mein Bester! habe doch Erdarmen mit den armen kleinen Thierchen,“ erwiderte ich ihm. „Schilst du sie naschhaft, weil sie aus baarem Hunger auf die Talgtropfen Jagd machen?“ —

Ich verließ die Sophienhöhle mit der angenehmen Ueberzeugung, daß ich etwas gesehen habe, was der Mühe lohnte, und was ich schwerlich sonst wo noch besser hätte sehen können. So wie die Sophienhöhle die interessanteste Höhle, so ist das ihr benachbarte und oben erwähnte „Kühloch“ die großartigste Grotte der Fränkischen Schweiz. Theils um sie näher zu beschauen, theils um den Rabensteiner Müller unten im Thale zu besuchen, stieg ich in dieses hinab. — Das „Kühloch,“ vermuthlich so genannt, weil die Hirten hier zuweilen mit ihren Heerden Schutz fanden, liegt mit seiner hohen und breiten Oeffnung, die wie der Schlund eines Bombenmörfers gestaltet ist, auf der andern Seite des Eschbachs tief unten im Thalboden. Die Felsen wölben sich darüber in einem mächtigen und ziemlich regelmäßigen Bogen, der über 50 Fuß hoch, und dessen Basis über 60 Fuß lang ist. Das Sonnenlicht, das in Fülle hereinfällt, erhellt den ganzen innern Raum, der sich wie ein prächtiger, von der Natur gestalteter Saal darstellt. Hier haben die „g'naschigen, Höhlenmäuse einmal einen schönen Tag erlebt, nämlich den 24. Juli 1830, den folgenden Tag nach dem 23. Juli, an welchem der Graf von Schönborn hier dem Könige Ludwig von Baiern ein hübsches Bankett und Festmahl gab. Das Kühloch ist ganz zu einem solchen Feste geeignet, und führt daher seit dem auch den weniger plebejischen Namen, „König-Ludwigs-Höhle.“ —

Der Rabensteiner Müller, den ich darnach besuchte, ist eben jener Mann, von dem ich oben sagte, daß er sich rühme noch eine Höhle zu kennen, die sonst niemand beachte. Ich hatte gehört, daß er aus dieser Höhle eine Menge ausgezeichnete Knochen hervorgeschafft habe, die er in seiner Mühle aufbewahre, und daß es ihm auch, was noch niemand zu Stande gebracht, gelungen sei, ein ganzes und vollständiges Skelett eines Höhlenthieres zusammenzufinden, und aufzustellen. — Ich sah dieß berühmte Prachtskelett. Es war das eines großen Höhlenbären. — Dem Auge eines Laien, wie ich, schien es ganz harmonisch gebaut, und weder in den Rückenwirbeln, noch in dem Schwanz, noch am Kopfe, noch an den Lagen etwas Wesentliches zu fehlen. Doch hätte es natürlich einer näher eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung bedurft, um ent-

scheiden zu können, ob alle hier mit Drähten zusammengestückten Knochentheile wirklich nicht nur einer und derselben Thiergattung, sondern auch einem und demselben Individuum angehörten. Der Müller behauptete, es passe Alles (was allerdings auch, wie gesagt, der Augenschein der Hauptsache nach zu bestätigen schien), und er habe alle Elemente und Theile zu dem Ganzen in einer und derselben Abtheilung der Höhle bei einander gefunden. Er bot sein Skelett zu dem Preise von 500 Gulden aus, was es für ein großes Museum gewiß auch werth wäre, selbst wenn einige Theile des Knochengerüsts nicht zu dem Ganzen gehören sollten. — Der Müller besaß auch mehrere schöne Bärenköpfe, die er zu vier und fünf Carolin verkaufen wollte, und viele andere interessante Gegenstände, die er alle aus derjenigen Höhle, die er als die seinige betrachtet, hervorgebracht hatte. — Er zeigte auch viele kleinere und billigere Gegenstände zum Verhandeln, und ich mußte mich nur wundern zu hören, daß dieser Mann bei dem jetzt so allgemeinen Interesse für naturhistorische Merkwürdigkeiten, nicht in lebhafter Verbindung mit den Natur Liebhabern Europa's stand. Sollte sich aber etwa einer von meinen Lesern an ihn wenden wollen, so will ich zu ihrem Frommen hier des Müllers Adresse hersehen. Sie lautet: „Herrn Müllermeister Hesch in der neuen Mühle von Rabenstein bei Weisenschensfeld unweit Baireuth.“ — Unter dieser Adresse würde wohl jeder Brief richtig bestellt werden, und auf ihn ein Löwenzahn, ein Bärenkopf, ein antediluvianisches Hirschgeweihe oder was man sonst von dergleichen bestellen sollte als Antwort und Rücksendung erfolgen.

Das Bären-Skelett des Müllermeisters Hesch war das Letzte und Vollständigste, was ich von Höhlenprodukten in der Fränkischen Schweiz zu sehen bekam, und da mein an Ausbeute und Belehrung so reicher Reisetag sich nun schon seinem Ende nahte, so machte ich mich schnell auf den Rückweg, um noch vor Sonnenuntergang die Spitze des Adlersteins, welches eine der höchsten Gipfel mit der weitesten Aussicht in der Fränkischen Schweiz ist, zu erreichen, und von hier aus dann schnell in mein vom Adlerstein nicht mehr fernes Nachtlager von Muggendorf zu schlüpfen.

Leider mußte ich dazu ganz denselben Weg, den ich gekommen war, über Rabenstein, über den stundenbreiten Plateau-Abchnitt, nach Rabeneck, ins Thal hinab, zur Toos-Mühle, und wieder auf einen andern Plateau-Abchnitt hinauf, auch wieder zurück machen.

Die Felsenspitze, auf der ehemals die Adler genistet haben mögen, liegt nahe beim Dorfe Engelhardsberg, und auch nicht weit von Muggendorf. Man muß ihren äußersten Gipfel auf Leitern ersteigen, und von da aus hatten wir dann noch eine schöne Uebersicht des ganzen von uns durchwanderten Terrains. Man erkennt hier recht deutlich die Gestaltung der ganzen Fränkischen Hochebene, ihre Plateau-Abschnitte und Thaleinschnitte. Auch sahen wir noch bei Sonnenuntergang die verschiedenen einzelnen Spitzen dieser Gebirgsmassen, den Gottwatterberg, den Heiligenbuhl, den Hohenmirsberg; dann den Warmuthsgehaß, den Trainmaisel, den Rauchenberg, den Spanagles u. s. w., so wie in der Ferne die Spitzen des Fichtelgebirges, die mir Jonas alle zu nennen wußte.

Ich grüßte noch einmal von weitem meine Höhlen, die Sophien-Höhle, von der ich die über ihr liegende Klaussteiner Kapelle ganz deutlich erkannte, die Gailenreuther-Höhle, deren Eingang im Walde versteckt mir ganz nachbarlich gegenüber lag, und die Rosenmüllers-Höhle, zu der von meinem Adlerstein aus ein naher Feldweg herabführte, und gedachte dabei dankbar der interessanten Ueberreste einer uralten Vorzeit, die sie uns treu bewahrten, ihrer so hübsch illuminirten Räume, ihrer Bären, Hyänen und Rennthiere, ihrer schlaffüchtigen Fledermäuse und ihrer naschhaften Mäuse. — Und am andern Tage rollte ich dann mit meinem Pferdegeschirre und einspännigem Zubehör von Muggendorf wieder nach Forchheim zurück, und von da rasch mit der Eisenbahn zu andern Schauenswürdigkeiten unseres lieben deutschen Vaterlandes, von denen ich meinen Lesern, wenn sie mir ferner folgen wollen, vielleicht einmal noch später etwas erzähle. —

Reime für Rechenschüler.

I. Zähler und Renner.

Wie die „Form aus Lehm gebrannt“
 Steht der Zähler festgebannt,
 Nie verläßt er seinen Stand.
 Während flüchtig gleich dem Renner
 Oder dem arab'schen Renner
 In die Ferne schweift der Renner.

II. Multiplication und Division mit Brüche.

Hast du der Brüche Division
 Und ihre Multiplication
 Recht deutlich schon dir klar gemacht?
 Ja? nun, so laß dir gratuliren!
 Doch wenn du's nicht so weit gebracht,
 So gib dies Eine mal noch Acht
 Ich will dir's, hoff' ich, expliciren.
 Nach' aus den zwei Factoren drei,
 Und heile, nach der Theorie
 Der stets hilfreichen Regula de Tri
 Als drittes Glied dir eine Eins herbei.
 Die denkst du dir sofort beim dividiren
 Als Thalerstück: die Brüche werden Allen,
 Pfund' oder Scheffel sein. Willst du multipliciren,
 So wechseln Münz' und Baaren ihre Stellen,
 Die Baare wird zur Eins, das Geld zum Bruch:
 Nun prüf' an einem Beispiel meinen Spruch.

Sagt mir, Herr Krämer, klar und rund,
 Fragt Max: ein wenig Taback brauch' ich eben,
 Drei Viertel Thaler gilt Ein Pfund;
 Was werd' ich für fünf Achtel Pfund Euch geben?
 — „Mir aber wässert nur nach dem Mund
 Spricht Hans, der dicke reiche Prahler,
 Von dem Ihr stets zwei drittel Pfund
 Verkauft für einen blanken Thaler;
 Die andre Sorte ist nur Schund.
 Was zahl' ich für dreiviertel Pfund?

III. Regula Conversa.

Die Dauer des Proviant's zu der Verzehrten Menge,
Die Breite eines Stoffs zu der gewünschten Länge;
Die Zeit für eine Fahrt, und ihre Schnelligkeit,
Die Zahl des Zuggespanns zu der verlangten Zeit;
Vorrath für Hungerade, und der Portionen Größe,
Des Mehles Preis am Markt, und das Gewicht der Klöße;
Der Ernte Tagewerk, und ihrer Schnitter Zahl;
Dann, wenn du sammeln willst ein rundes Kapital
Der Geldbedarf im Jahr, den du dir legt beiseit,
Bis du dein Ziel erreichst, und die gegebne Zeit;
Der Ladung Frachtgewicht zu den bedungenen Reissen,
Der muntern Erben Zahl zur Masse die sie theilen,
Der Silberseinge halt, von dem der Groschen blinkt
Zum Kupfer das ihm ach! zu bald die Wange schminkt,
Sie alle fordern stets den Ansatz umgewandt.
Nun merk dir meinen Reim, und brauch' ihn mit Verstand.

Zins und Zinsfuß zumal
Reiben in directer Lage;
Aber Zeit und Capital
Fordern indirecte Frage.

IV. Der Kettenfah.

Hast du nur erst, mit weissem Vorbedacht
Die Glieder richtig aufgestellt,
Die Mehrer in das rechte Feld,
Und ihre Theiler sämmtlich links,
Dann harren sie, gewärtig deines Winks,
Bis du das Zeichen gibst zur Schlacht.
Wie schön symmetrisch steigen alle Glieder,
In gleicher Folg' im Zickzack auf und nieder!
Loth, Pfund, Geld, Thaler, Mark und Schilling haben,
Schilling und Loth, Pfund, Geld, Courant, Mark drücken!
Nun geht es an ein muntres Treiben!
Die Zähler mögen ruhig bleiben,
Allein die Renner strengen fort,
Und wechseln hurtig ihren Ort.
Jetzt wirfst du, prüfend und gewandt,
Links, so wie rechts, in großen Gruppen
Die Zahlen streichend von der Hand,
Als wären es geschlagne Truppen,

Bis du den Ballast ganz entfernt,
Dann steht vielleicht, wenn du nicht fehltest,
Und ohne dich zu irren schältest,
Das Facit richtig ausgelernt;
Und die Methode sparte dir
Viel Zeit und Arbeit und Papier.

V. Ein Beispiel.

Sag, wie viel Schilling zahlst du für acht Loth,
Wenn zweieunddreißig Loth ein Pfund; neun Pfund
Eis und ein Viertel Thaler Gold gekostet;
Ein hundert Thaler Gold im Tageskurs
Auf hundert zwölf notirt steht in Courant,
Zwei Thaler Silbergeld sind gleich fünf Mark;
Und sechzehn Schilling gilt ein Mark in Hamburg?

Die Schutzgeister der Akropolis.

Von Emma Riendorf.

(Schluß.)

5.

Als unser Freund den Heimweg antrat, war die Stadt in wachsender Aufregung, da es hieß, die Carpatiden würden noch heute entführt; und es trieb ihn zurück, um der Mutter zuverlässige Kunde von den Vorgängen zu bringen. Er fand jene auf ihrem Lager, und die brennende Hitze der Wangen, der unstätte Glanz des Blickes erschreckten ihn. Unter diesen Umständen konnte er nicht mehr daran denken, die Leidende zu verlassen, wie sehr es ihn auch nach dem Erechtheon zog zu den bedrohten Tempelträgerinnen, um sich durch den Augenschein zu überzeugen. Der herbeigeholte Arzt machte ein ernstes Gesicht, erklärte das Uebel für eines der herrschenden Fieber, die schnellen Verlauf nehmen, verordnete kühlende Mittel und empfahl Vorsicht und Ruhe. Das Herz des Kindes aber errieth, daß ein ganz anderes Fieber — Mutterangst um die Zukunft des Sohnes — den Ausbruch der Krankheit vorbereitet hatte.

Leonidas sezt sich an das Bett, hält ihre glühende Hand in der seinen, reicht ihr zuweilen einen erfrischenden Trank, für den sie mit leisem Lächeln dankt. Dämmerung webt in der Stube. Auch seine Seele umflort sich trüb und trüber. „Armes Land,“ denkt er, „armes Land, dem seine Genien den Rücken wenden!“ — Ihm bangt um die Fee, noch mehr um Thessa, die er nun einmal seit frühster Knabenzeit gewohnt ist, mit jener zu versprechen. „Wird mir die Eine entrisßen, so wird mir die Andere nicht geschenkt,“ wiederholt er. Da gleitet der erste Mondstrahl durch die Ranken am Fenster über das matte Angesicht, die geschlossenen Augenlieder der Kranken, auf welche sich des Jünglings Blick heftet. „Und ich kann noch etwas Anderes denken als sie!“ wirft er sich vor. „Wenn sie mir stirbe, wenn ich sie in den Sarg legen müßte, sie, meine älteste, treueste Freundin von Allen! Sollte ich wirklich meine drei Schutzgeister auf einmal verlieren können?“ — Er lauscht auf jeden Athemzug von innen, auf jedes Geräusch von außen.

Im Garten, der an diese Rückwand des Hauses stößt, ist die melodische Stille einer Südnacht. Die Luna schaut mit unaussprechlichem Zauberglänze aus ihrem griechischen Himmel und gießt rieselnde Silberwellen über das Grün. Nur die Blumen reden in Düften mit einander. Wie Pflanzengeister drängen sich durch die geöffneten Scheiben dunkle Zweige in das Stübchen herein, über dessen blankerhellten Estrich Schatten von zitternden Blättern huschen, gleich Elfenpud. Es geht wie eine tiefe süße Klage durch die Natur.

Auf einmal seufzt die kranke Frau schwer auf im Fiebertraume. „Hai Korai!“ lächelt sie kaum hörbar. „Siehst du wie sie mit ihren weißen Gesichtern dicht an das Fenster kommen! Was reden sie doch? Lebwohl, griechische Kinder, lebwohl, griechische Erde! Wir ziehen in die Verbannung. Deffne dich, heiliges Meer!“ — Hai Korai! die Woge rauscht. Da sind sie wieder! Sie winken mit ihren glänzenden Armen. Hörst du was sie singen? Sie singen von künftigen Sonnen.....“ Hier verlor sich die Stimme der Mutter in ein Flüstern, das Leonidas nicht mehr verstehen konnte. Mit dem letzten Worte: „Hai Korai!“ verstummte sie, sanftathmend wie im Schummer.

6.

Der heutige Sonnenuntergang hatte den Felsen der Akropolis glühender als je mit goldnem Abschiedsstrahle umfangen. Was für ein

Augenblick der Feier in dieser Tempelwelt, des höchsten Gottesdienstes! Welche Verklärung und Andacht in der Natur! der ganze Horizont war mit Purpurstrahlen übergossen, die alle Wolken wie in Blut zu tauchen schienen. Das Meer funkelte vom Flammenschimmer des Abends. Die Inseln stiegen, gleichsam um ihren vollen Reiz zu entfalten, aus den blühenden Wogen, und die Bergmassen trennten sich in scharfgezeichneten Schichten vom blendendsten Porphyr bis zum tiefsten Grün. Und all die Farbenpracht, all der Glanz spiegelten sich auf dem herrlichen pentelischen Marmor, strahlte von dem Parthenon, den Propyläen, dem Erechtheon feenhaft auf die Landschaft zurück, im wunderbaren Austausch, wo jeder Gegenstand zugleich giebt und empfängt, und Alles in die Eine Harmonie der Schönheit überfließt.

Jetzt umflort sich Alles rosig. Der Tag erstirbt. Friedliches Dunkel sinkt aus stillen Lüften. Auch die Stadt zu den Füßen der Akropolis scheint verstummt, sammt ihrem Argwohn und ihrer Furcht eingeschlafen. Was kriecht durch die Trümmer? Schritte schallen, Gemurmels. Ein Männertrupp naht. Sind es Banditen? Ja, aber ihr Mordstrahl soll, statt in Fleisch und Blut zu wüthen, in reinen Marmor dringen. Die Türken, angeführt von römischen und neapolitanischen Arbeitern, welche Lord Elgin, der Gesandte Großbritanniens bei der osmanischen Pforte, nach Athen geschickt hat, um die Erde nach alten Kunstschätzen zu durchwühlen, und die unsterblichen Vasreliefs von dem Fries des Minerventempels zu lösen: schleichen behutsam zum Werke der Zerstörung, welches die geheimnißreiche Finsterniß bergen soll; denn man wollte bei dem Unwillen des Volkes, bei der Aufregung, welche der erste Angriff auf die Schutzbilder der Akropolis erzeugte, nicht wagen den Raub bei Tag zu vollenden, die drei übrigen Caryatiden im Angesicht der Sonne zu entführen, die seit Jahrtausenden die schuldlose Stütze der Marmormädchen küßt.

Schon klirren die Werkzeuge, die Muselmänner kommen näher und näher dem Erechtheon. Die Halle ist erreicht. Gleich weißen Geistergestalten schimmern die drei Tempelschwester durch das Dunkel. Horch ein Laut! Was ist das für Rausch? Klagetöne, welche durch die Luft schweben, wie vom Munde der steinernen Frauen gehaucht! Noch einmal und jetzt stärker! ein langes melodisches Stöhnen hallt durch die Ruinen. Die Hand des Frevlers hebt. In manches Herz dringt der Klang, alle Niegel sprengend, wie richtende Engelstimme, welche den

Stein von einem Grabe wälzt. „Hal Korai!“ heulen die erschreckten Türken und sinken in die Knie. „Hai Korai! Horch! sie jammern über ihre geraubte Schwester, sie wollen die Entweißung nicht dulden, sie Seufzen warnt uns; sie fluchen unserer That. Wehe! Wehe!“ die Muselmänner entfliehen, die ganze Schaar ist in wenig Minuten wie zerstäubt. Bei strafbarer That macht das Gewissen selbst den Muthigsten schwach. Die Geschichte kennt viele Helden, deren Kraft gebrochen war durch irgend ein Vergehen, und die vom Augenblicke dieser Schuld an, dieser ersten innern Niederlage des Geistes: auch keinen äußern Sieg der Waffen mehr erfochten,

Keiner der Osmanen wagte mehr umzublicken nach der Akropolis. Auch die Italiener hatten nichts durch ihr Zureden vermocht. Waren sie doch selbst bestürzt und empfanden Reue. Mehr als einer von den Männern, deren Hand ein höherer Frevler zu dem Verbrechen erkaufte hatte, trug einen Ton aus dieser nächtlichen Geistermusik mit in der Seele fort, der ihn, wie ein heller Faden, aus den Irrgängen eines wilden Lebens zur besseren Heimkehr leitete. Die Stimme der Natur ist schon oft, wo alle Hoffnung verloren schien, in ein versteintes Herz gedrungen, hat es erschüttert und nicht wieder losgelassen.

Und es war eine Stimme der Natur, welche durch das Gethütheon schwebte, aber nicht von den Marmorlippen der Caryatide! der Wind, welcher nach Sonnenuntergang stärker um diesen Gipfel saugt und sich an diesem Abende mit besonderer Gewalt erhob, ließ, indem er durch die verfallenen Mauern und die Säulenreihen glitt, langgedehnte Klagelaute vernehmen, gleich jenen Schmerzensharmonien, denen der Wanderer in den Epheuwinden von Burgen und Quaderthürmen des Nordens lauscht, wo aus den Aeolsharfen Chöre der Seeligen oder der gestürzten Engel singen. So war der ganze Tempel zu Einer Riesenharpa geworden, zwischen deren Säulen der Sturm, wie zwischen Saiten spielte, zu einer tönenden Marmorharpe. Gottes Gegenwart ist auch an den Altären der Minerva. Nur eines Lüftchens bedurfte er um das Werk des Nachlosen zu vernichten! Das Leben der Menschen und Völker ist täglich voll Wunder, welche durch ihre Einfachheit so erhaben und unfäglich rührend sind. —

Noch einmal wehte die melodische Klage durch die einsamen Heiligthümer in die schweigende Nacht. Der Mond schlüpfte hinter dem Gebirge heraus. Sein Licht hat hier nicht wie im Abendslande die matte sanfte

Weiße des Opals. Die Luna von Hellas funkelt gleich dem Diamant, es ist wie ein anderes Gestirn unter einem andern Himmel. In diesem ersten stillen Zauberglänze, in den großartigen Massen von Licht und Schatten, traten die edlen Linien der Architektur noch überwältigender vor. Jeder irdische Gedanke wich, man stand wie vor den Pforten der Ewigkeit. Auf dieser Scene, wo noch erste rohe Begier und frecher Raub lauerten, thronte sieghafter tiefer Frieden.

7.

Leonidas war am Bette der Mutter ein wenig eingenickt. Er schreckte auf, der Tag begann zu grauen, die Kranke lag in ruhigem Schlafe. Die Nacht der Seuche hatte sich gebrochen, und der früh eintretende Arzt erklärte die Frau außer Gefahr. „Die Caryatiden sind wirklich heute Nacht geraubt worden,“ sagte — der sonst kalte Mann im Weggehen auf der Flur zu dem Sohne mit zürnendem Blicke: derselbe Arm, unter welchem der Bacchustempel zusammenstürzte, als man ihm sein Götterbild nahm, und welcher die Metopen vom Parthenon entführte, wie man einer Priesterin die Stirnbinde herunterreißt: plündert jetzt auch noch das Erechtheon. „Ewige Schmach für eine mächtige Nation, daß ihr Vertreter ungestraft, offenkundig das heiligste Recht mit Füßen treten, einem gefesselten unglücklichen Volke sein letztes Palladium rauben darf, die Schätze seiner Geschichte, in welchem allein es noch lebt! das ist mehr als Diebstahl, das ist geistiger Mord. Und nicht nur unsern Heerd hat man entweiht, nein, die ganze Menschheit durch den Frevel getroffen.“ — Er hielt einen Augenblick inne und schöpfte Athem, wie um sich selbst zu bezwingen, und setzte dann mit gedämpfter Stimme hinzu: „Sind die herrlichen Gebilde dort unter jenem düstern Himmel, wo nicht mehr Hellas Sonnenglanz sich in ihnen spiegelt, mehr als Leichen, die anatomisirt werden? Hier nur leben sie in dem Boden, wo sie Wurzel schlugen, wo sie mit dem unsterblichen Bau, ja mit der Natur selbst, mit ihren Lüften, Abendröthen und Sternen verwachsen; hier nur leben sie, auf der griechischen Erde, aus welcher sie als deren schönste Blumen emporblühten.“ —

Jedes dieser Worte fand einen Wiederhall in Leonidas Brust. Seine Mutter ruhte noch so sanft. Da drängte es ihn unwiderstehlich zu den Tempeln hinauf. „Schon segeln sie auf dem Meere,“ hört er unterwegs sagen. Ein Anderer versichert, daß er selbst die Kisten

habe einschiffen sehen, „Alles ist oben leer, verwüstet, zerschlagen,“ heißt es. Der Jüngling eilt zu der Akropolis, den oft betretenen Weg hinan, er will selbst schauen, will an der verlassenen Stätte trauern. Ist ihm jetzt doch, als habe er, da die Feen entflohen, mit ihnen auch schon die Braut verloren.

Wieder umflossen die frühesten Lichter und Lüfte den Marmor, als unser Wanderer sich dem Erechtheon näherte. Er wählte eine Vision zu haben: da schwebten noch im melodischen Reigen wie gestern die Garpatiden, unter ihnen seine Vertraueste, nur Eine fehlte! da schwebten sie, die lebendigen Säulen, mit ihrer schönen Last im Morgenhimmel, der alte Friede auf den theuern Zügen, Siegerinnen in Knechtschaft selbst, Sinnbilder der aus ihr heraus geläuterten Freiheit, und bedeutsam lehrend: daß sie, diese wahre Freiheit, auch ihren strengen Dienst habe, und feste Pfeiler bedürfe um empor getragen zu werden.

Wie in einem Kreis, aus welchem ein liebes Mitglied für immer geschieden, trat Leonidas zu den Marmorschwestern; aber die Behmuth um die Verlorne mußte doch bald der Freude über die Wiedergefundenen weichen. Bald füllten sich die Räume mit herbeigeströmtem, nicht minder staunendem Volke. „Hai Korai! Hai Korai!“ jubelte es. „War denn Alles Lüge?“ fragen Viele. „Nein“ entgegnet man, „Gott hat die Anschläge der Bösen vereitelt. Ein Wunder ist geschehen.“ — Die Vorgänge werden erzählt, von denen sich zuerst Kunde durch Einen verbreitete, welcher nicht nur vor den Garpatiden umkehrte, sondern von allen Wegen der Sünde, weil ihm die Geisterstimme, welche durch die stille Nacht rief, auch in die Nacht der Seele drang und Neue darin weckte. „Wir Kleingläubigen!“ sprachen die Leute. „Schon war unsern Schutzbildern Untergang bereitet, und doch hat man ihnen auch nicht den kleinsten Finger beschädigen dürfen! sie haben sich selbst gerettet und beschirmt.“ — Freilich meinen die Naturgeister es immer gut mit einer Heimath und mit einem Volke.

Allmählig wurde es wieder einsamer in der Halle. Leonidas setzte sich auf die Stufen. Er hatte vorhin geglaubt das Wehen eines Zuchs, eines Schleiers zu gewahren. Aber Alles schien wieder verschwunden. „Wäre nur die Folter der Ungewißheit vorüber!“ sprach er bei sich selbst. „Aber eben im Zweifel liegt ja auch noch ein Hoffen.“ — Träumend streifte sein Blick über die Garpatide. Plötzlich

schien sie lebendig zu werden, es regte sich etwas hinter ihr, Thessaloniatrat vor, rosig erglüht wie die Morgenröthe: die Fee hatte ihn mit seinem Liebling überrascht.

Thessa war athemlos, sie gab ihm nur stumm die Hand. Jetzt kam auch die Begleiterin, ihre alte Amme, von der andern Seite. Der Vater hatte sein Mädchen selbst gesandt, um das Ja der Mutter und dem Gespielen zu bringen, und diese der künftigen Tochter gesagt, daß Leonidas vermuthlich hier oben auf der Akropolis zu finden — Thessa konnte nicht irren in der Stelle. Sie versteckte sich wieder hinter der Caryatide, wie sie sonst in ihren Kinderjahren oft gethan. „Und weißt du warum mich der Vater mit dieser augenblicklichen Einwilligung, wie ich sie niemals hoffen konnte überraschte?“ erzählte sie. „Noch in ihrer letzten Stunde hat die Mutter, als er mich weinend von den Armen der Amme holte, um mich den brechenden Augen zu zeigen, ihn gebeten: „Constantin, versprich mir, daß du Thessa und den Sohn meiner Freundin einst mit einander verbinden willst, wenn die Kinder herangewachsen sind und ihre Herzen den Wunsch äußern.“ — „Alles,“ sagte Leonidas, „danken wir zweien Müttern, ihrer Treue für einander und für uns. Es gibt nichts auf der Welt so hoch und so fern, was eine Mutter ihrem Kinde nicht erringen könnte. Die Mütter sind doch unsere eigentlichen Schutzgeister und wahrste Feen! —“

„Hai Korai!“ wiederholten Beide wie aus Einem Munde und blickten gerührt zu den Marmorschwestern hinauf, als sie sich vor ihnen jetzt verlobten, wie sie zuweilen in ihren frühesten Spielen pflegten. Leonidas und seine Lebensgefährtin lachten einander an gleich Seeligen. Sie waren aus Glück wieder Kinder geworden, und das ist das Beste und Goldseligste was dem Menschen geschehen kann am Ende, denn Kinder müssen wir werden um in den Himmel einzugehen.

Und auch ihre Kinder und Enkel spielten unter dem Schutze der Steinmädchen, die mit jedem Geschlechte wieder jung sind. Da kam eine Aurora, flammender als je eine über der uralten Götterwiege aufgestiegen. Der Tag der Freiheit brach an, den die Väter lang ersehnten. Hellas wurde wieder genannt unter den Völkern und es gab unter den Griechen wieder Gelden. Aber wie viele Schauer und Frühlingsstürme drohen dieser, aus Blut und Thränen entfeimten Knoße der Weltgeschichte? O daß die Genien der Heimath die junge Blüthe griechischer Freiheit und Gestirnung schirmten! Hai Korai. Die jungen



Hirsch und Luchs.

Adm. u. col. v. J. G. B. B. B.

Marmormädchen, noch heute sehen sie über Athen und das Meer hin. Vor dem Piräeus liegt drohend Albions Flotte. In dieser Noth mag manches Auge zu den drei Tempelschwestern blicken und manche Lippe flüster: „Hai Korai!“ — Ein Volk, das an seine Schutzgeister glaubt ist noch nicht verloren! Ob wohl diesmal die Naturstimme da oben schweigt vor den Kanonen, mit welchen die Akropolis dem Feinde huldigen soll? Möchten die Carpatiden auch jetzt wieder den Griff des Britten vereiteln nach griechischen Drachmen, wie einst nach griechischem Marmor! —

Und es ist doch, trotz allen Gefahren und Mühen, ein glückliches Land, von welchem die Legende uns lehrt: daß Vaterlandsliebe selbst die Steine durchflammt! Hai Korai. —

Der Hirsch, Edelhirsch, Rothwild.

(Cervus Elaphus.)

Unter den Säugethieren, die in Wäldern ihren Aufenthalt haben, ist der Hirsch wegen seiner schlanken und zierlichen Bauart wohl eines der edelsten Thiere, daher er mit Recht Edelhirsch genannt wird. Wir sehen ihn auf unserem Bilde in einem felsigen Hohlwege im Kampfe mit einem gefährlichen heimtückischen Feinde mit dem Luchs. Es ist dieß eine Nachbildung aus der Sammlung der vortrefflichen Thierzeichnungen von Ridinger, wobei auf dem Originalblatte angegeben wurde, daß im Jahr 1718 dieser Ahtender hinter Clausen in Tyrol von einem Luchs überfallen wurde. Wuthenbraunt spießte er seinen Feind an die Felsenwand, beide aber wurden auf derselben Stelle nachher todt gefunden.

Der Hirsch bewohnt die gemäßigten Himmelsstriche der nördlichen Halbkugel, und zwar bei uns besonders die großen Waldungen in Thüringen, Westfalen, im Nassauischen, in Baiern z. B. im Speßart. Er war in früheren Zeiten sehr zahlreich, so daß er in Rudeln die kühlen Waldungen, freilich oft zum Schaden der armen Landleute durchstrich, die es sich gefallen lassen mußten, daß ihre Saat- und Gemüsfelder von Hirschen zerstampft und abgefressen wurden. Durch das Nichten

der Wälder haben die Hirsche an Größe und Anzahl ungemein abgenommen.

Der Hirsch schreitet mit aufrechtem Halse und in gemessenem Schritte majestätisch einher; sein 3—4 Centner schwerer Körper wird von seinen zierlichen Läufen nicht nur mit Leichtigkeit getragen, sondern sie verleihen ihm selbst eine solche Geschwindigkeit, daß ihm das schnellste Pferd im Lauf nicht gleich kommt und — wenn die Furcht ihn jagt, vermag er Sprünge von 12 und mehr Fuß über Anhöhen und Gräben zu machen, wobei er das Geweih rückwärts legt. In einer großen hölzernen Bude wurde ein Hirsch von Hunden gejagt, wo er über eine sechs Schuh hoch aufgespannte Leinwand leicht hinwegsprang.

Das Männchen heißt in der Jägersprache Hirschbock oder Rothhirsch, das Weibchen, dem meist die Geweihe fehlen, Hindin oder Hirschkuh; das Junge nennt der Jäger Schalthier oder Hirschkalb. Die Hirschkuh ist kleiner und nicht so schlank gebaut als der männliche Hirsch, welcher gewöhnlich eine Höhe von 4 Fuß und eine Länge von 7 Fuß erreicht. Sein länglicher Kopf ist verhältnißmäßig zu dem übrigen Körper nicht groß. Beim geringsten Geräusch richtet er die Ohren empor; seine großen Augen sind gelblich. Gehör und Gesicht ist bei ihm gleich scharf. Die runden Nasenlöcher sind weit geöffnet. Er hat ein Gebiß von 34 starken Zähnen. Seine schönste Zierde ist das Geweih. Es ist rund, mit Spitzen oder Enden versehen. Er wirft es alle Jahre, gewöhnlich Ende Februars, ab, doch jüngere Hirsche verlieren es erst in der Frühlingszeit. Schon nach fünf bis sechs Tagen zeigt sich auf der Hirnschale (Kosentock genannt) ein weicher mit rauher Haut überzogener Knorpel, der nach zwei Wochen schon einen halben Fuß lang wird, und Spuren von Zacken oder Enden zeigt. Binnen drei Monaten hat dieser Anwuchs seine alte Größe wieder erreicht; die Anzahl der Enden hängt von verschiednen Ursachen ab. Junge Hirsche erhalten nach dem ersten Jahre nur zwei Stangen oder Spieße ohne Enden, und werden alsdann Spießer genannt; erst nach dem zweiten Jahre setzen sich zwei Gabeln an, dann heißt er Gabelhirsch, nun vermehren sich die Enden, so daß schon Hirsche erlegt wurden, deren Geweih 66 Enden zählte, 3 Fuß hoch war und 30 Pfund wog. Während er des Geweihes verlustig geworden, verbirgt sich der Hirsch soviel wie möglich, gleichsam als schäme er sich dieser Blöße. Der Ansatz des Geweihes ist anfangs weich, und wird sogar

von einigen Völkern verspeist; zu Pulver verrieben dient es zum Klar-
machen des Kaffees und des Biers; auch der Apotheker verfertigt
daraus Hirschhornöl, Hirschhornspiritus u. s. w.

Das Weibchen oder die Hindin, Hirschkuh, ist etwas über
acht Monate trächtig, bereitet für das Junge im Monat Mai in einer
einsamen Waldgegend unter dichtem Gebüsch ein Mooslager, und bringt
ein, selten zwei Junge zur Welt, welche anfangs weißgelblich sind,
und allmählig grau- und rothbraun werden, daher der Name Roth-
wildpret, doch gibt es auch Naturspiele, z. B. silbergraue, schwarze
oder ganz weiße Hirsche. So erzählt man, daß ein König Englands
in seinen Waldungen einen weißen Hirsch hielt, woran er solches Ver-
gnügen hatte, daß Todesstrafe darauf stand, wer ihn tödten würde.
Dennoch schosß ihn der englische Herzog von Clarence todt. Dieserhalb
zum Todte verurtheilt, gestattete ihm der König die seltsame Vergün-
stigung, sich selbst seine Todesart wählen zu dürfen. Da kam der un-
glückliche Herzog auf den sonderbaren Einfall, den Tod des Ertrinkens
zu wählen, und zwar in einem Faß voll von Malvester-Wein, als ob
im Wasser zu ertrinken ein härterer Tod wäre.

Die Hirschhaut wird zu Weinkleidern, Handschuhen, ja sogar zu
Stiefeln verarbeitet, auch soll das Hirschfett für alle Arten von Wun-
den sehr heilsam seyn. Sein Fleisch wird gegessen, und besonders
schätzt man den Rücken oder Ziemer als Leckerbissen.

Seine Füße oder Läufe sind schlank gebaut und ganz zum Schnell-
lauf eingerichtet; sie sind schwarzschalig, glänzend und mit zwei After-
klauen versehen. Von sanfter Natur, neugierig und gesellig, läßt sich
der Hirsch jung gefangen leicht zähmen. Sein Geruch ist sehr fein.
Im Prater bei Wien wandeln zahme Hirsche unter den Gästen herum.
Selbst zum Wagenziehen hat man sie abgerichtet, und der berühmte
Kunstreiter Franconi in Paris gab in seinem Circus Vorstellungen
nicht nur auf Pferden, sondern sogar auf Hirschen.

In England, namentlich in Schottland, wird die Hirschjagd, be-
sonders die Parforce-Jagd, noch leidenschaftlich getrieben, und mancher
Engländer hat darüber sein Leben schon eingebüßt; selbst Damen neh-
men daran oft Antheil. Im Mittelalter wurde die Jagd in Deutschland
als eine Vorschule des Krieges betrachtet. Die alten Germanen klei-
deten sich in Thierhäute von den erlegten Thieren, mit deren Hörnern
und Geweihen sie ihre ledernen Helme schmückten. Da nun die alten

Deutschen nicht selten eine Leibesgröße von 6—7 Schuh hatten, so mag ein solcher Germane ein respektableres Ansehen gehabt haben, als mancher Deutsche in unseren Tagen, gekleidet in Frack, geschmückt mit Glace-Handschuhen, die rauchende Cigarre im Munde —!

Ein bairischer Herzog vergnügte sich einstens auf der Jagd unweit Regensburg zwischen der Donau und dem Abflusse, als plötzlich von den bellenden Hunden ein gewaltiger Hirsch aufgejagt wurde. Laut schallten die Wald- und Jagdhörner, die Peitschen knallten und alles jagte hinter dem fliehenden Hirsch her, begierig ihn zu erlegen. Es ging über Stock und Stein, bald durch Gebüsch, bald über Wiesen; die Pferde setzten über die im Wege liegenden Bäume, mancher Reiter stürzte zu Boden, nur der Herzog jagte auf seinem Renner wie ein Pfeil dem fliehenden Hirsche nach. Plötzlich kamen Hirsch und Reiter an einen Abgrund von wenigstens 100 Fuß Tiefe, gebildet durch einen beinahe senkrechten Berg, an dem die Rab hart vorbeisloß. Noch zur rechten Zeit hielt der Herzog seinen Renner an, um nicht mit demselben hinabzustürzen; der Hirsch aber, von den wüthenden Hunden verfolgt, achtete nicht der grausenhaften Gefahr, machte einen furchtbaren Satz, und so stürzten Hirsch und Hunde in den Abgrund in die Rab. Glücklicher Weise war der Fluß stark angeschwollen, der Hirsch tauchte aus den Wellen wieder empor, schwamm an das andere Ufer, sank aber an demselben vor Mattigkeit hin, so daß man sich seiner bemächtigen konnte. Zum Andenken ließ der Herzog das gerettete Thier in seinen Park bringen, zierte es mit einem silbernen Halsbände, worauf dieses merkwürdige Jagdereigniß eingegraben war. Das Thier lebte von nun an im ruhigen Frieden in seiner waldigen Umgebung, genoß so zu sagen vom Herzog das Gnadenbrod und soll ein ziemlich hohes Alter erreicht haben.

Briefwechsel.

Von Aurelie.

Clara an ihre Freundin Marie.

Bogen, den 21. August.

Du wirst uns schon längst wieder in der Heimath erwartet haben, liebe Marie, und nicht begreifen wo wir noch umherschwärmen. Aber es war auch recht schwer umzukehren, und der Dunkel hat seine Reise noch weiter ausgedehnt, als es anfangs seine Absicht schien. Jetzt sind wir wieder in dem lieben Deutschland, und ich schelte mich undankbar, daß ich es nicht mit froherem Herzen begrüßt habe. Und doch ist es wohl natürlich, daß man sich nach den weichen und buntfarbigem Eindrücken von Italien nicht sogleich wieder an den Ernst unseres Vaterlandes gewöhnt; sogar der deutsche Laut als ich ihn wieder vernahm, entzückte mein Ohr nicht wie er es hätte thun sollen. Ich sehe Dich im Geiste mißbilligend den Kopf schütteln, aber mir haben es die Italiener angethan, mit ihrer musikalischen Sprache, ihren beweglichen Mienen, und ihrem lauten Jubeln, das die Luft erfüllt. Mir fehlt hier das freie Leben unter dem Himmelsdach, das alle Stände zu gleichem Genuß vereinigt. Meine lieben Landsleute kommen mir so still und einsylbig vor, als wären sie eben alle den pensylvanischen Gefängnissen entronnen. Unsere reinlichen geraden Straßen können die verfallenen Paläste und Bauernhäuser nicht aus meinem Gedächtniß verdrängen, und für den Beschauer sind sogar die malerischen Lumpen, die jenseits den Bettler bekleiden, erbaulicher, als die ehrenwerthen aber steifen Volkstrachten unserer grünen Thäler.

Aber laß mich noch einmal mit Dir den eben zurückgelegten Weg durchfliegen. Nachdem wir uns in Mailand genugsam an den Kunstschätzen der Gallerie erquickt hatten, war die Reise durch die schöne Ebene der Lombardei bis Bergamo ein erwünschtes Ausruhen. Wir

erreichten noch denselben Tag Bergamo, das reizend auf Hügeln gelegen ist; gegen Abend nahmen wir noch einige von seinen fünf und sechzig Kirchen und Capellen in Augenschein, so wie die schöne Statue des Torquato Tasso unter dem Portikus des Justizhofes, spazierten dann noch ein wenig in den Säulengängen, die hier nirgends fehlen, und begaben uns früh zur Ruhe um die Reise am andern Tage nach Brescia fortzusetzen. Die Fahrt war heiß, und bot, die Vegetation abgerechnet, wenig Abwechslung. Wir kamen nach Brescia bei ansehenden Abendlüstchen und fragten sogleich nach dem unvermeidlichen Lohndiener um die Stadt zu beschauen. Brescia liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene, am Fuße einiger Hügel, längs der Flüsse Mella und Garza, welche die Stadt durchschneiden. Einige zerfallene Mauern sind die einzigen Ueberreste der ehemaligen Festungswerke. Die Wälle hat man in Promenaden umgewandelt. Nördlich von der Stadt liegt auf einer hohen Felswand ein festes Schloß, il salcone di Lombardia genannt. Wir besuchten die alte Domkirche, ein herrliches Gebäude, den Justizpalast auf dem Marktplatz und eine Menge schöner Privathäuser, die in diesem wunderbaren Lande so mannigfaltig die Städte schmücken, als habe sie auch, wie die Vegetation vor ihren Thoren, nur die Zauberkrast der südlichen Sonne hervorgeleckt, um mit ihren Abendstrahlen ihre lautern schönen Formen zu vergolden. Wir sahen noch die Ueberreste eines altrömischen Tempels, dessen Säulen vollkommen erhalten sind, und das Museum, das man an der Stelle mit Benutzung der alten Hinterwand gebaut hat, um die aufgefundenen römischen Alterthümer aufzubewahren. Wie hier am Ort, hat man auch in der Nähe von Brescia Marmorreste in einem vermauerten Gewölbe entdeckt; unter den Statuen zeichnet sich besonders eine wunderschöne Siegesgöttin in Bronze aus, die allein eine Reise nach Brescia werth wäre. Die alten Mosaisen sind auch sehr berühmt. Der Rückweg durch die Stadt in der Kühle des Abends war körperlich so erfrischend, als man sich geistig durch die vielen schönen Eindrücke angeregt fühlte. Hier ist es leicht die Ermüdung einer Reise zu vergessen. Wir wanderten durch die Promenaden und Straßen zurück und schöpften uns einen Trunk Wasser an einem Brunnen, wo sich alles so drängte, um sich nach der Hitze des Tages Gesicht und Kopf zu waschen, daß es schwer hielt einen Becher zu erobern. Eine industrielle Frau tröpfelte auch den Ärmsten für ein paar Centesimal

etwas Citronensaft in das Glas, und gab ein Stück Eis dazu, um das Wasser unschädlich zu machen, das ohne Zusatz leicht Fieber erzeugt. In unserem Wirthshaus angelangt, legten wir uns sogleich bei offenem Fenster zu Bett: ehe wir aber die ersehnte Ruhe fanden, hatte ich noch ein Abenteuer zu bestehen, das mich sehr demüthigte. Du mußt nämlich wissen, daß ich meinte auf der Reise im Italienischen viel größere Fortschritte gemacht zu haben, als in unserer Pension; aber ich sollte erfahren, daß ich noch nicht hinlänglich für alle Fälle des Lebens mit Worten und Redensarten gerüstet sey. Wir hatten das Unglück sehr unruhige Nachbarn zu finden, die gesonnen schienen die Nacht singend und lärmend zu verbringen. Da ich an den Stimmen erkannte, daß Kinder meines Alters unter ihnen seien, hielt ich ihnen eine höfliche Anrede, um sie zu bitten die gar zu lauten Ausbrüche ihrer Heiterkeit zu mäßigen. Als mir indessen nur durch lauterer Lachen und Applaudiren geantwortet wurde, und mich dieses Benehmen eben sowohl empörte, als der Gedanke, daß nicht nur allein ich, sondern auch vielleicht Onkel und Tante auf Schlaf verzichten müßten, fand ich den Muth in mir, das zu fordern, was ich vorher erbeten hatte, und eine energische drohende Sprache zu führen. Ich sage, ich fand den Muth, aber die Worte leider nicht. Die höfliche Gewohnheit im Italienischen stets in der dritten Person anzureden zwang mich wider Willen zur Artigkeit und wie ein Joch legte sich das „Lei“ immer wieder um meine Zunge und vernichtete die Wirkung, die ich hervorbringen wollte. Ich verwünschte unseren grammatikalischen Unterricht, und da ohnedies meine schwache Stimme in dem sonoren Wortschwall unterging, der mir von jenseits der Thüre entgeschallte, gewann ich die Ueberzeugung, daß ich wohl allenfalls Italienisch lesen und zur Noth reden, aber doch nicht mit Erfolg streiten könne, und ergab mich in Resignation. Ich sollte indeß bald Genugthuung finden, denn als, ich weiß nicht durch welche Catastrophe eines umgeworfenen Stuhles oder Tisches im Nebenzimmer ein vermehrtes Geschrei entstand, traten wie es schien Eltern oder Aufseher der lärmenden Kinderschaar in die Thür und nach einigen sehr energischen Apostrophen von Seiten der executiven Gewalt hörte ich ein paar so laute Ohrfeigen austheilen, als sie dem Lande, wo das „Si“ erklingt angemessen waren. Einige Versuche von Klageäußerungen wurden durch ein mächtiges „Tacete“ und „stato zitto“ unterdrückt, und unsere Ruhe ward nicht weiter gestört. Als wir am näch-

sten Tage aufbrachen, packte auch noch eine Familie sich selber auf einen Landwagen vor dem Wirthshaus auf. Ich entdeckte sogleich in den Kindern unsere unruhigen Nachbarn, die halb beschämt oder halb ausgeschlafen still ihre Plätze einnahmen, und an meinen musternen Blicken wohl ihre Widersacherin erkannten, denn sie flüsterten unter einander. Ich war übrigens sehr erstaunt, daß ihrer nur drei an der Zahl waren, da ich dem Lärmen nach eine ganze Bande vermuthet hatte. Ihr Vater kutschte selbst; zu gleicher Zeit mit unserem Postillion ließ er die Peitsche knallen, und wir fuhren nach entgegengesetzter Richtung aneinander vorüber. —

Wir erreichten Desenzano gegen Mittag, wo wir einige Stunden rasteten. Hier wehte eine erquickende Wasserluft vom Gardasee und wir konnten schon die heißen Stunden auf dem schattigen Balcon des Wirthshauses aushalten. Die Gegend ist hier mehr schön durch ihre Farben als ihre Formen; der See öffnet sich weit nach Norden, am westlichen Ufer ziehen sich hohe großartige Berge hin, die jedoch weniger bewachsen scheinen als die des Comer-Sees. Wir fütterten vom Balcon herab zahllose Schwärme kleiner und großer Fische, die an diese Aufmerksamkeit gewöhnt schienen, und in solcher Menge sich bei uns kaum in einem Teich, geschweige denn in einem See vorfinden würden. Wir verweilten nicht lange, um Verona noch vor der Nacht zu erreichen. Beim schönsten Sternenschein fuhren wir durch die herrliche Stadt, deren Kirchen und Palläste im Mondlicht sich so viel versprechend ausnahmen, daß ich den Morgen kaum erwarten konnte. Indessen genossen wir doch mit großem Wohlgefallen die Behaglichkeit eines italienischen Gasthofs in den das Torri und der unvergleichlichen breiten Betten. Unsere Deutschen sind uns dagegen so knapp angepaßt, als hätte ein erfahrener Schneider das Maas dazu genommen. Ich schlief abermals bei offenem Fenster, und beneidete unsere Nachbarn, die Alle mit einbrechender Nacht ihre Betten in den Hof oder den Garten trugen. Gegen Morgen wurde ich geweckt durch den traurigen Ton eines Basset-Horns, das eine feierliche Beerdigung begleitete, welche in St. Anastasio neben uns statt fand. Ich trat ans Fenster und gewahrte vier als geflügelte Engel gekleidete Kinder, die an der Spitze eines langen Zuges einen kleinen Sarg trugen, der die Reste eines Kindes enthielt. Bald darauf erschallte aus der Kirche eine heitere Musik; diese sinnliche Darstellung der himmlischen Freuden ist hier bei Begräbnissen von Kindern nicht

ungewöhnlich, und mag für die Eltern etwas tröstliches haben. Unser Wirth sagte kurzweg von dem Kinde: *o andato in paradiso!* —

Wir setzten uns schon um 6 Uhr Morgens in Bewegung, um noch vor der Hitze bis 10 Uhr in der ehemaligen Hauptstadt der della Scala herum zu gehen und zu fahren. Von einer Anhöhe übersahen wir erst Verona, wie es in der fruchtbaren Ebene an beiden Ufern der Etsch und durch vier Brücken verbunden, sich so herrlich hinbreitet. Die Stadt hat achtundvierzig Kirchen und wundervolle Privat-Gebäude; unter jenen sind die schönsten: San Zeno, Santa Maria Antica, San Fermo und Sant' Anastasio. Wir sahen sie sämmtlich, so wie auch das alte Rathhaus, und den Pallast Canossa mit seinen Gemälden. Vor allem entzückte mich der herrliche Markt dello erbe, der mit seiner mittelalterlichen Börse, seinen Eckhäusern mit Fresken, Balconen und Gallerien und seinem Pflaster von großen Fliesen, die mit Früchten bedeckt sind, einen unvergeßlichen Eindruck auf mich machte. Wenn sich das Auge von der geistigen Schönheit der Architektur abziehen kann, so bietet auch das materielle Leben des Marktes einen wunderbaren Anblick. Denke Dir auf dem Boden aufgethürmt ganze Haufen von Wassermelonen, Zwiebeln, Citronen, Orangen, Pfirsichen, Trauben, Birnen, Feigen, letztere von unbeschreiblicher Süßigkeit und in der Morgensonne fast zerfließend. Alle diese Früchte sind so gut, daß man sie mit einer Art Andacht ißt. Wir sahen dann die Gräber der Familie Scala, die an Santa Maria Antica stoßen. Die Särge stehen hoch in der Luft auf einem gothischen Unterbau, von Säulen und Marmorplatten, überwölbt von zierlichen thurmartigen Dächern, mit vielfachen Spizen und Gallerien. Jedes dieser Monumente ist umgeben von einem Eisengitter, das ein künstliches Muster bildet, worin kleine Leibern (Seale), eine Anspielung auf den Namen der Beerdigten vielfach vorkommen. Die Hunde, welche die Särge tragen, deuten auf die Vornamen „Cane“ und „Mastino.“ Einer derselben ruht auf dem Portale der Kirche; alle diese Mausoleen haben nichts Trauriges, weil die Särge frei und hoch in der Luft stehen. Der Eine der Scaliger, Can Signore genannt, ließ sich diese Ruhestätte bei Lebzeiten bauen und hatte aus seinem angrenzenden Pallast die fortwährende Aussicht darauf. Wir fuhrten von da zu dem römischen Amphitheater, das im Kleinen an das Colosseum erinnern soll. Es faßt 25,000 sitzender Zuschauer, ist von ovaler Form und durchaus von Marmor; von außen

hat es zwei Stockwerke Arkaden, das Innere besteht aus sechs und vierzig Reihen Sizen von röthlichem Marmor. Außerlich ist das Theater halb Ruine, innerlich völlig erhalten. Bei dem berühmten Congress von Verona hat die Catalani vor dreißigtausend Zuhörern von einem der Balcone aus unter freiem Himmel gesungen. Wären wir dabei gewesen! Gegenwärtig ist ein kleiner Theil davon für ein anderes Theater abgetheilt, wo Sonntags gespielt wird. Der Eindruck des Amphitheatere von außen wird leider durch ein modernes Gebäude gestört, das man dicht dabei errichtet hat. Gegenüber steht der wirklich schöne Palazzo publico mit seinen vielen Logen und Hallen.

Verlange nicht, daß ich Dir noch von allen Kirchen und Klöstern erzählen soll, die wir diese und die nächstfolgenden Tage sahen. Ich erwähne nur noch das Stadthaus, das im schönsten Renaissance-Styl gebaut ist, und eines der vorzüglichsten Bilder von Paul Veronese in S. Giorgio, der vielen anderen berühmten Gemälde nicht zu gedenken, von denen uns manche entzückten. In dieser wunderbaren Stadt hat ja sogar die äußere Mauer auf dem Hause eines Bäckers ein so schönes Frescobild aufzuweisen, daß auf dessen Besitz jeder König stolz seyn könnte. Der Genuß aller dieser Kunstschätze wurde uns nur sehr erschwert durch die fürchterliche Hitze, die acht und dreißig Grad im Schatten betrug und die uns nöthigte die heißesten Stunden von 11 — 4 Uhr in der Kirche neben dem Hotel auszuruhen um den schwülen Stuben zu entfliehen. Es soll seit zehn Jahren kein so heißer Sommer gewesen seyn; „è robba da morire,“ sagen die Italiener. — Wir erholten uns am Abend auf einer Spazierfahrt auf der Strada Napoleone. Hier fährt man nur an Sonn- und Festtagen Corso, und der Lohnbediente klagte über die Zurückgezogenheit der Veroneser. Die Stadt heißt nicht umsonst Verona la degna. Wir begegneten dem Marchese Canossa, Besitzer des schönen Palastes, der noch wie viele seiner Landsleute dreieckigen Hut und alte französische Tracht trug.

Das Stehen der Wagen „per goder il fresco“ an irgend einer staubigen Stelle der Landstraße, um Pferden und Menschen Ruhe zu gönnen, ist auch hier Sitte. Ich muß Dir doch auch noch erzählen, daß wir das Haus der Capuletti und das Grab der Julia gesehen haben. Ersteres ist klein und schmal, und nur ein Rest des alten. Das Grab aber befindet sich in einem Weingarten der Vorstadt, der gegenwärtig als Trockenplatz für allerhand schlechte Wäsche benutzt wird und wo

schreiende Wafchweiber den Manen der Julia keine Ruhe gönnen; der Eindruck war daher nicht romantisch, und würde keinen Dichter begeistern haben. Das hält aber die Engländer nicht ab dahin zu wallfahrten, und Stückchen von dem Grabstein abzubringen. Die unerträgliche Hitze, die uns keine Nacht schlafen ließ, beschleunigte unsern Abschied von Verona. Wir reisten in der Nacht bei heftigem Gewitter, das dennoch weder Regen noch Kühlung brachte, ab und erreichten mit Tagesanbruch Roveredo, die erste Stadt im italienischen Tyrol. Von dort aus machten wir einen Abstecher nach Riva um den herrlichen Garda-See noch einmal zu sehen. Die Lage der Stadt erinnerte den Onkel lebhaft an Sorrent; ein Wald von glänzenden Maulbeern und Oliven-Bäumen, welche letzteren den Weiden ähnlich sehen, füllt das Thal bis an den See. Die Berge, die ihn umringen, sind steile Felsen, aus denen Oliven, Kastanien und Feigenbäume hervorstechen; am Saum des Sees, der hier viel schmaler ist als bei Desenzano, liegt Riva wie eine Perlschnur. Eine Bootfahrt einige Stunden weit auf dem blauen Wasser brachte uns an einen schönen Wasserfall, und wir scheuten nicht die steinigten Wege um die Felsenschlucht zu erklimmen, und ihn in der Nähe zu sehen: eine entzückende Aussicht belohnte uns. Weiter hinaus sollen die Ufer von Citronen- und Orangen-Bäumen ganz bewachsen seyn, wie der Name des Dorfs Limone zeigt, wo der berühmte Maler bei Libri geboren ist, der auch deshalb auf jedem seiner Bilder eine Citrone angebracht hat. Von Riva kehrten wir nach Roveredo zurück: und setzten unsere Reise durch das Etsch-Thal fort, bis wir Bogen erreichten. In Meran will die Tante noch eine Traubencur brauchen, und Du erfährst nächstens mehr von mir. Einstweilen laß recht bald von Dir hören. Dein Brief trifft uns noch sechs Wochen in Meran. Lebe sehr wohl, Tante und Onkel grüßen.

Deine

Clara.

Neppha.

Von Thella v. Gumpert.

In dem anmuthigen Badeorte Geringsdorf an der Ostsee saß vor der Thür ihrer ärmlichen Hütte ein altes Mütterchen und ordnete Fische in Körbe, Steinbutten zum Verkauf und Flundern zum Räuchern. Ein Knabe, etwa 13 Jahre alt, war in ihrer Nähe beschäftigt, kleine Schiffe zu schnitzen, welche die Fremden zu kaufen pflegten zum Andenken an den Aufenthalt im Seebadeorte. Ein prächtiger Dreimaster mit rothseidener Flagge, aus einem Stückchen Haubenband gefertigt, stand mit aufgespannten Segeln vor ihm; jezt arbeitete er an der Schaluppe, welche an diesem mächtigen Schiffe befestigt werden sollte. Neben dem Knaben lag ein großer Hund; es war ein ungewöhnlich schönes Thier; sein Kopf ruhte auf den Vorderpfoten und mit klugem, forschendem Blick beobachtete er die Bewegungen des Kindes. Zuweilen nickte ihm dieser freundlich zu, dann schwenkte der Hund seinen schönen Schweif auf und nieder, als Beweis, daß er den Gruß verstanden und dankbar aufgenommen hatte.

„Du bist wohl fertig mit deiner Arbeit, Friß,“ sagte das Mütterchen, „ich habe meine Fische bald geordnet; wir müssen gehen, so bald wir können; ich bringe die Flundern in die Räucherammer und du magst mit den Steinbutten zu den Herrschaften wandern. Da der Vater sie erst vor einer halben Stunde aus dem See gebracht hat, darfst du sie auch mit Recht anpreisen.“

„Ja, Großmutter, ich will sie schon rühmen, unsere guten Fische,“ erwiderte der Knabe; „die Köchinnen glauben mir dann auch, sie wissen, ich lüge nicht. Wenn ich keine frischgefangenen im Korbe habe, sage ich's gleich; denn lügen mag ich nicht, und der Vater und du, ihr habt es mir auch oft genug verboten.“

„Ja, das haben wir; denn Gott segnet die Sünde nicht und wir wünschen, daß Gottes Segen auf dir ruhe. Aber fleh', mein

Sohn, die Neppka, macht das Thier nicht Augen, als verstände sie unser Gespräch? Bald schaut sie mich an, bald dich.“ —

„Großmutter, ich will dir sagen: Neppka ist auch viel klüger, als alle Hunde; es fehlt ihr nur die Sprache, sie würde reden, wie ein Professor. Wenn sie mich manchmal so ernst ansieht, dann kann ich's ordentlich verstehen, was sie sagen will. Vor ein paar Wochen hat sie mich einmal sogar vor der Sünde gewarnt; ich habe dir das noch gar nicht erzählt, Großmutter; aber denke dir, wäre die Neppka nicht gewesen, ich hätte gestohlen. — Die Herrschaft im Waldschlösschen hatte mir Aufträge und Briefe gegeben, weil ich nach Swinemünde ging; ich mußte in das Gasthaus in den Prinzen von Preußen gehen. Als ich in den Saal trat, wo die Fremden täglich an der langen Tafel zum Mittag speisen, war Niemand darin, nicht einmal der Kellner. Auf dem Tische stand Obst und Brod; ich hatte Hunger und eine Birne wäre gern in meine Tasche spaziert; ich dachte nicht lange nach, streckte die Hand aus — da sah ich auf Neppka, die zu knurren anfing. Großmutter, als stieße mich Jemand vom Tische fort, so war mir zu Muth; solch einen Blick, nein, solch einen Blick von dem Hunde hatte ich früher nie gesehen; ich fühlte, daß ich über und über roth wurde, und ich machte, daß ich aus der Stube kam.“

„Das war die Stimme deines Gewissens,“ sagte die Großmutter.

„Du magst recht haben, Großmütterchen,“ sprach der Knabe nachdenkend, aber ich will doch die Neppka doppelt lieb haben, jetzt, da sie der liebe Gott ausersehen, mich zu warnen. Du hättest sehen sollen, wie ich sie umarmt und geherzt habe auf dem Heimwege. Ich marschirte lustig singend aus der Stadt, da fiel mir ein, wie traurig es in mir ausgesehen hätte, wenn ich mit der Birne in der Tasche aus dem Gasthause gegangen wäre; ich habe es niemals so deutlich empfunden, was der Friede Gottes im Herzen ist, von dem du immer sprichst, als damals.“

Die alte Frau hatte bei den letzten Worten des Knaben ihre Fische ruhen lassen und die Hände zum Gebet gefaltet. „Neppka, altes, treues Thier,“ wandte sie sich zum Hunde, „ich auch will dich doppelt gern haben jetzt, sei du nur immer dieses Kindes Warner. Wie dich das Thier lieb hat! — Da kommt er zu mir, weil ich ihn rufe; aber der Kopf ist zu dir gewendet.“

„Ja, die Neppka hat mich lieb,“ sagte Fritz, „als wäre ich ihr

Kind, und das will viel sagen; denn sie ist eine zärtliche Mutter. Vorigen Sommer, als du krank lagst, da habe ich das beobachtet; die Warden oder Ratten — ich weiß nicht, was für Thiere — hatten ihre kleinen blinden Zungen todtgebissen, und der Vater hatte sie in das Meer geworfen, um sie der armen Neppka aus dem Gesicht zu bringen. Ach, wie hat das unglückliche Thier geklagt und geheult; in allen Winkeln, im Hause, im Hofe ist sie herumgegangen, um die verlornen Kinder zu suchen; die Erde hat sie aufgetraht und hineingeschnobbert; es war gar traurig mit anzusehen. Nachbars Spiz hatte damals auch gerade Junge, eines derselben war gestorben; es lag hinter dem Stall todt da. Das entdeckte Neppka und dachte, es sei ihr Kind; ich stand dabei, als sie's fand. Das gab ein Freudegeheul, ein Küssen und Schütteln; sie mochte wohl glauben, sie werde das Thierchen erwecken können, aber es rührte sich natürlich nicht. Was that nun die Neppka: sie erfaßte das todtte Hündchen mit den Zähnen trug es unter die großen Bäume am Berge drüben, scharrte ein tiefes Loch auf und begrub die kleine Leiche. Siehst du, Großmutter, das ist eine so merkwürdige Geschichte, daß die Leute sie mir nie so recht glauben wollen, wenn ich sie erzähle; aber sie ist wahr, ich habe Alles mit meinen Augen gesehen." —

„Komm,“ sagte die Großmutter, „hier nimm den Korb mit den Steinbutten; es sind prächtige Stücke dabei. Gehe zuerst in das Waldschlößchen, dorthin haben sie dich bestellt; die jungen Fräuleins kamen vom Badestrande, als dein Vater landete.“

Das Waldschlößchen ist ein schönes Haus auf einer Anhöhe; eine der freundlichen Wohnungen für die Badegäste; seine vordere Seite sieht nach dem Meere hin, mit dem Rücken lehnt es gegen den herrlichsten Laubwald. Der Hügel, auf dem es steht, ist mit Blumen und Terrassen verziert, und birgt in seinem Innern die Gänge von mehreren hundert Kaninchen, welche den Tag über auf den Rasen, zwischen den Bäumen umherspielen. In dem Waldschlößchen war Fritz wohl bekannt; es hatte in demselben einige Jahre früher ein reicher Herr gewohnt, ein Wittwer ohne Kinder, der mit einem Diener und einer alten Köchin damals mehrere Wochen dort verlebte. Der Herr, ein Kaufmann aus einer großen Stadt, brauchte Seebäder und Seeluft, um seine durch Geschäfte geschwächten Kräfte zu stärken; darum saß er fast den ganzen Tag im Freien, bald vor dem Hause auf der Terrasse, bald hinter

dem Hause zwischen den herrlichen Bäumen. Frühzeitig schon rauchte er sein Pfeifchen draußen und es machte ihm Spaß, die Leute zu beobachten, welche, aus den benachbarten Dörfern kommend, ihre Gemüse, Eier, Butter, Brod feil boten. Er sprach auch freundlich mit Diesem oder Jenem, erkundigte sich nach Allem, was die Bauern und Fischer in der Gegend trieben, und gab manchen guten Rath, manch Geldstück hin, um aufzuhelfen, wo es noth that. Fritz kam täglich mit Erdbeeren, Blaubeeren, mit frischen Steinbutten, mit geräucherten Fildern, und Fritz wurde ein besonderer Liebling dieses Herrn. „Der Knabe hat so hübsche freundliche Augen,“ sagte er öfter, „ich habe ihn gern bei mir.“ Der Herr wußte, daß man nur solche Augen haben könne, wenn das Herz fromm und freundlich ist. Der Knabe hatte den Herrn auch lieb und machte jederzeit größere Schritte, wenn er in die Nähe des Waldschlösschens kam. Dieses Fremden herzlicher Gruß that ihm wohl, und gewöhnlich blieb es auch nicht bei dem Gruße; Fritz mußte sich oft zu ihm an den Tisch setzen, ihm erzählen von Vater und Großmutter, und er bekam auch manchmal eine Tasse Kaffee oder ein Butterbrod, wenn er den Herrn gerade bei den Mahlzeiten traf.

Uebrigens hatte das Waldschlösschen auch noch andere Reize für den Knaben: die vielen schneeweißen, grauen und schwarzen Kaninchen, die zwischen den Bäumen hin und her huschten, machten ihm Spaß, und er trat fast nie mit leeren Händen auf die Anhöhe; bald hatte er eine Mohrrübe, bald frische Kohlblätter, bald ein Stückchen Brod ihnen vorzulegen. Die Thierchen kannten ihn schon und wichen ihm nicht so scheu aus, als allen andern Menschen, die über den Hügel schritten. Sobald er sich sehen ließ und sein Ruf: „Nidel! Nidel!“ ertönte, dann gukten aus allen Ecken ein paar glänzende Augen hervor und lauerten aufmerksam, bis das mitgebrachte Geschenk ihnen vorgeworfen wurde. — Ein zweiter Gegenstand der Theilnahme des Knaben war ein großer Hund des Fremden, eben jene Reppka, welche erst später Eigenthum des Knaben wurde.

Als Fritz das erstemal, nach Ankunft des erwähnten Herrn, in das Waldschlösschen kam, lag der Hund auf der Treppe vor der Hintertür des Hauses, durch welche man in die Küche gelangte. Die Schönheit des Thieres fesselte ihn; sein Fell war rabenschwarz und glänzend wie Atlas; nur über den Augen hatte er einen weißen Punkt und auf der Spitze des linken Ohrs. — Das große Thier blieb be-

wegungslos liegen, als Fritz sich näherte, aber sein Blick beobachtete ihn scharf. Fritz zögerte, dann setzte er leise einen Fuß auf die erste Stufe der Treppe. Neppka knurrte und ihre Oberlippe zuckte, daß die schönen weißen Zähne sichtbar wurden. Fritz hielt den Fuß zurück und Neppka beruhigte sich. Nach einigen Augenblicken versuchte der Knabe abermals die Treppe zu betreten, und des Hundes Knurren ertönte wie ein ferner Donner. — „Hund, du alter guter Kerl,“ sagte Fritz mit weicher, bittender Stimme, „ich will dir nichts Böses thun, aber thue du mir auch nichts, — komm her, guck einmal in den Korb, da liegt Brod, willst du ein Stück davon?“ Er brach ein wenig ab und warf es dem Thiere vor. Neppka roch daran, verzehrte es und fing an, den schönen Schweif leise hin und her zu bewegen; nun bestieg Fritz die zweite Stufe, reichte noch ein Stück Brod hin und war mit einem Sage oben auf der Treppe. „Danke schön, gutes schwarzes Thier,“ sagte er, sich neben den Hund niederlegend; „danke schön, daß du mich nicht gebissen hast, mit deinen großen Zähnen ist nicht zu spaßen.“ — Neppka sah den Knaben freundlich an, richtete den Kopf auf und schnobberte an dem Korbe, in welchem das Brod lag. Wie gern hätte Fritz das schöne Thier auf den Rücken geklopft und geliebkost! aber er erinnerte sich des Verbotes seines Vaters: er sollte niemals fremde Hunde anrühren. — Die Köchin hatte den Austritt aus dem Fenster beobachtet; sie rief den Knaben, kaufte Fische und gab ihm einen Knochen für den Hund. „Da, nimm,“ sagte sie, „mach' ihn dir zum Freunde, er ist nicht gerade böse, aber er hält Ordnung im Hause und denkt manchmal, ein Mensch, der einen alten Rock an hat, sei ein Dieb; er muß dich kennen lernen, dann thut er dir nichts.“ — Neppka verzehrte ihren Knochen, und als Fritz das nächste Mal wieder kam, wedelte sie mit dem Schwanze hin und her, schon als sie ihn von Weitem erblickte. Später stand sie jedesmal auf, schritt ihm entgegen und schmiegte sich an ihn. Es war ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen beiden entstanden; der Knabe konnte sie berühren, sie klopfen, sich auf sie setzen, ja sich mit ihr herumjagen, das Thier ließ sich Alles von ihm gefallen.

„Weißt du denn, mein Kleiner,“ fragte der Herr im Waldschloßchen eines Tages, als er das Spiel der beiden beobachtet hatte, „weißt du denn, was für einen merkwürdigen Freund du dir erworben hast? Der Hund ist aus einem fernen Welttheile zu uns gebracht

worden; er ist in Neufundland in Amerika geboren. Du weißt doch, was Amerika ist?"

"Gi freilich," erwiderte Friß, „es fährt ja eine unzählbare Menge Schiffe, alljährlich von Stettin kommend, hier vorüber nach Amerika; auch ist Vaters Bruder Matrose; er hat uns viel von dem fremden Welttheile erzählt. Neufundland aber, das kenne ich nicht.“

„Nun wohl, mein Sohn,“ sagte der Herr freundlich, „so will ich dir Einiges darüber mittheilen: Neufundland ist eine Insel nahe bei Amerika, eine sehr große Insel; sie hat 1000 Quadratmeilen Flächeninhalt, also ist sie noch einmal so groß, als ganz Pommern, wo wir eben jetzt uns befinden. Du lernst gewiß in deiner Schule Geographie, da weißt du wohl, daß die Insel Usedom, auf welcher sowohl Heringsdorf als Swinemünde liegen, zu der preussischen Provinz Pommern gehören. Neufundland ist die Heimath dieser Gattung Hunde; sie werden dort, da sie sehr kräftig sind und schwimmen können, abgerichtet, Menschen zu retten, welche in der See verunglücken. Sieh' dir einmal Neppka's Pfoten an, du wirst finden, daß sie zwischen den Zehen eine Schwimmhaut hat, wie z. B. die Gänse und Enten.“

Neppka war übrigens nicht allein merkwürdig als ausländisches Thier, sondern auch durch ihr Wesen, welches ganz verschieden von dem anderer Hunde war. Sie hatte in ihrem Schritt so viel Ernst und man möchte sagen Würde, daß ihr Herr sie im Eherge oft die Königin der Hunde nannte. Sie vermied sowohl Spiel als Streit mit ihresgleichen; wenn andere Hunde einander neckten und umherjagten, dann sah sie ruhig von Weitem zu; versuchte es einer dieser lustigen Gefellen, sie zum Spiel aufzufordern, dann blickte sie ihn verächtlich an und wendete sich fort; wagte es gar einer, sie anzubellen oder zu beißen, dann knurrte sie leise, öffnete die Lippen, um ihre Zähne zu zeigen und scheuchte so jeden fecken Angriff zurück. Die armen kleinen Kaninchen hatten von andern Hunden viel zu leiden; so wie einer über den Berg lief, flohen sie aus allen Ecken in ihre unterirdischen Wohnungen; denn so bald sie sich blicken ließen, wurden sie unbarmherzig herumgejagt oder auch gar todtgebissen. Neppka that ihnen nie etwas zu Leide; die Thierchen konnten stundenlang vor ihr im Grase umherspielen, sie verfolgte ihr Treiben nur mit beobachtendem Blick.

Der Herr dieses Hundes machte eine Reise nach Rügen, und

während seiner Abwesenheit blieb dieser allein im Baldschlößchen mit der alten Köchin.

Eines Abends nach zehn Uhr schritt Fritz singend und pfeisend, von Swinemünde zurückkehrend, durch den Wald; es war Vollmond, der die Bäume herrlich beleuchtete. Plötzlich hielt er seinen Schritt an und horchte auf; ihm zur Rechten lag das Meer, und das taktmäßige Rauschen der Wellen drang über die Dünen zu ihm herüber. Die bekannten Töne beachtete er kaum; aber er hatte etwas Anderes vernommen: ein Stöhnen, ein leises Wimmern, und darum blieb er stehen und lauschte. Nun klang es wie Hundegeheul; er erkannte es deutlich, und die tiefe Stimme konnte nur seinem Freunde gehören, dem Neufundländer. Fritz bog vom Wege ab in den Wald hinein, und stand nach wenigen Augenblicken vor dem Thiere, welches verwundet und ausgestreckt dalag und jetzt laut aufheulte und sich zu erheben suchte, in der Freude, Hülfe zu erhalten. — Er war am Nachmittage in den Wald gelaufen, vielleicht seinem jungen Freunde entgegen; ein Jäger hatte nach Wild geschossen und, ohne es zu ahnen, das edle Thier getroffen. — „Arme Neppfa!“ rief Fritz jammernd aus und kniete neben dem Hunde nieder, um seine Wunde zu untersuchen. Das rechte Vorderbein war durchschossen und auch ein innerer Theil mochte verletzt seyn; denn am Körper zeigte sich eine blutende Stelle. Fritz kletterte die Dünen hinauf und jenseits hinab; dann eilte er über das sandige Ufer bis an das Meer und schöpfte Wasser in seinen Hut. Als er wieder bei dem Kranken angelangt war, nahm er sein Halstuch ab, trankte es mit dem frischen Wasser und band es fest um das durchschossene Bein; dann ließ er den Hund trinken. Diese Erquickung mochte ihm wohl thun; er legte dankbar des Knaben Hände. Gern hätte Fritz auch ein Tuch um den Körper des Hundes gebunden, aber er hatte kein zweites bei sich; also blieb ihm nichts übrig, als Moos aufzunehmen und es, in Wasser getaucht, zur Kühlung auf die Wunde zu halten. — „Ehrlicher, alter Kerl,“ sagte Fritz, den Hund liebevoll, „wer hat dich nur so zugerichtet? — Könnte ich dich doch nach Hause tragen.“

Neppfa legte während der Rede des Knaben die dünnen Blätter, die auf dem Boden lagen, hin und her mit ihrem schönen Schwanz; den Kopf legte sie auf des Knaben Knie und sah ihn mit einem so ausdrucksvollen Auge an, daß diesem war, als rede sie zu ihm, und

er sprach tröstend: „Fürchte dich nicht, gutes Thier, ich gehe nicht fort, ich bleibe die Nacht bei dir und will dich pflegen, wie voriges Jahr Nachbars Peter gepflegt wurde, als er sich die Wunde in den Kopf geschlagen hatte.“ —

Fritz brachte wirklich die ganze Nacht im Walde zu, von Zeit zu Zeit ging er nach frischem Wasser und befeuchtete die Umschläge; während er bei dem Kranken war, lag er neben ihm ausgestreckt auf der Erde, den Kopf desselben in seinem Arme haltend. Als am Morgen die Leute aus den benachbarten Dörfern durch den Wald kamen, bat Fritz einen Vorübergehenden, im Waldschlösschen das Unglück des Hundes zu melden. Bald darauf kamen Männer mit einer Trage, und das verwundete Thier wurde nach Hause gebracht.

Der Besitzer des Hundes kam von Rügen zurück, früher als man ihn erwartet; er hatte dorthin Briefe erhalten, die ihn nöthigten, eiligst in seine Heimath zurückzukehren. Die kranke Neppka konnte er nicht mitnehmen, und er ließ sie in Heringsdorf in Pflege des Fischerknaben, bezahlte die Kurkosten für den Thierarzt, den man zu Hülfe gerufen hatte, und bis zum nächsten Sommer auch eine Summe als Kostgeld; denn er hoffte die Seebäder in dem freundlichen Fischerdorfe nochmals zu gebrauchen, und wollte alsdann seinen geheilten Neufundländer wieder in Empfang nehmen. — Ein Sprichwort sagt: „Der Mensch denkt, aber Gott lenkt!“

Der Besitzer des Hundes kam nicht wieder nach Heringsdorf; er starb im Laufe des Winters, und seine Erben, entfernte Verwandte, wußten nichts von dem Daseyn des Hundes; er blieb also Mitbewohner der Fischerhütte. — Der Fischer war ein armer Mann, der Heringsfang seine einzige bedeutendere Einnahme; wenn dieser schlecht ausfiel, so hatte der Mann das Jahr hindurch kaum zu leben; denn die Flundern und Steinbutten, welche er den Sommer hindurch verkaufte, brachten wenig ein. Er hatte kein eigenes Schiff, zog nur als Gehülfe in die See hinaus und hatte dafür Antheil am Fischfang; er besaß auch kein eigenes Haus, konnte also durch die Badegäste, welchen die reicheren Fischer ihre Wohnungen vermiethten, nichts gewinnen. Bei solcher Armuth ist ein Kostgänger, wie der große Neufundländer, eine Last, und der Fischer war im ersten Winter, nachdem das Kostgeld für den Hund verbraucht war, oft sehr unwillig über diesen vierten Magen in seinem Hause, sagte mehrmals, das Thier müsse verkauft oder ver-

schenkt werden. Solche Worte schnitten dem Knaben in das Herz, und er machte Pläne über Pläne, den Freund selbst zu ernähren. Eines Tages, als der Fischer das Thier einen unnützen Müßiggänger nannte, für den er arbeiten müsse, sagte Fritz: „Vater, es ist wahr, Neppka kann ihren Lebensunterhalt nicht verdienen, und es ist Unrecht, daß ich zusehe, wie du von früh bis Abend fleißig bist, und dein Erworbenes mit dem Hunde theilst; ich habe mir überlegt, daß ich, allein für das Thier sorgen muß; aber trennen kann ich mich nicht von ihm; stehst du, Vater, wenn du mir die Neppka nimmst, dann weine ich — ja ich glaube, ich weine mich zu Tode; du weißt es nicht, wie wir uns lieb haben, Einer kann nicht ohne den Andern leben. Ich will arbeiten, so fleißig, daß es deine Freude seyn wird. Die Matrosen in Swinemünde haben mich gelehrt kleine Schiffe zu bauen, die will ich anfertigen, so wie mir eine Stunde Zeit bleibt; die Fremden werden sie kaufen, das Geld gebe ich dir und dafür ernährst du mir meine Neppka.“ — Der Fischer nickte seinem Kinde freundlich zu: „Brav, Junge,“ sagte er, „so soll's seyn.“

Eines Morgens, bald nach dem Tage, an welchem wir die Großmutter mit ihrem Enkelkinde vor der Thür ihrer Hütte beobachtet haben, fuhr der Fischer mit seinem Sohne zeitig hinaus in die See, um das Reg auszuwerfen. Es erhob sich ein heftiger Sturm, das Bod schlug um und blieb auf einer Sandbank liegen. Der Neufundländer war, wie immer, mit hinaus gefahren; er erfüllte nun seine Pflicht und rettete einen Menschen, der mit den Wellen kämpfte: den Vater des Knaben; den Knaben selbst aber konnte er nicht retten, dieser war in dem Reg verwickelt unter dem Boote liegen geblieben und mußte ertrinken.

Das treue Thier brachte nur den Hut seines Freundes an das Ufer, legte ihn sorgsam auf den trocknen Sand und setzte sich daneben hin, wohl in Erwartung, daß Jener wieder kommen werde. Als er nicht kam und ein Tag verging ohne ihn, eine Nacht und wieder ein Tag, da brach die arme Neppka in lautes Heulen aus; wenn man sie beruhigen wollte, heulte sie noch schmerzlicher; wenn man versuchte, sie nach Hause zu locken, warf sie sich über den Hut hin, ohne von der Stelle zu gehen; und wenn es Jemand wagte, diesen Hut zu berühren, dann legte sie eine Pfote darauf, blickte traurig vor sich nieder oder zeigte zornig ihre großen Zähne. Sie blieb am Ufer Tag aus, Tag ein und wäre dort verhungert, hätte man ihr nicht täglich etwas Speise hinausgetragen.

Als im Herbst die See stieg und bis an die Dünen herauf schwell, nahm das traurende Thier den geretteten Gut, schritt langsam zurück bis auf die Gipfel der Dünen und setzte sich wieder daneben hin, ihn noch ferner zu bewachen und den verlorenen Herrn noch ferner zu erwarten. Daß dieser längst aus dem Wasser herausgefunden war und auf dem Kirchhofe ruhte, wußte Neppla nicht.

Eine harte Winternacht endete ihr Daseyn; mit dem Kopfe auf dem Gute liegend fand man sie am Morgen ohne Leben. — Der Gut wurde mit ihr begraben.

Ludwig Camoens.

Von Bland.

Fürsten der Dichter nennt das portugiesische Volk seinen Camoens, und singt noch heute dreihundert Jahre nach seinem Tode mit Begeisterung seine vollklingenden Verse; — Fürsten der Dichter! und der Gebildete führt mit Stolz seine Werke an, wenn es darauf ankommt, etwas Großes und Herrliches zu nennen, das seine Nation hervorbrachte. Aber derselbe Camoens, dessen Ruhm die Zeiten überdauert, war im Leben ein Spielball der widrigsten Schicksale; der Mann, welchem der Himmel als schönstes Geschenk die ächte Dichterweihe gab, hatte immerwährend mit der gemeinen Noth zu kämpfen, und mußte im Alter sein Leben sogar mit den Gaben der Milthätigkeit fristen. An solchen glänzenden Beispielen sehen wir fort und fort in der Geschichte nachgewiesen, daß irdische Güter und geistiger Werth selten im Einklang stehen. Wem das innere Ohr geöffnet ist für höhere Wahrheit, der lerne daraus, im Glücke nicht übermüthig, im Unglücke nicht verzagt seyn!

Im Jahr 1517 wurde Ludwig Camoens zu Vissabon geboren. Sein Vater war von vornehmer Geburt, und seine Mutter stammte aus dem erlauchten Geschlechte Derer von Sa. Um den hervorragenden Geistesgaben des Jünglings Rechnung zu tragen, sendeten ihn seine Aeltern auf die Universität zu Coimbra. Hier schon dichtete Camoens

Verse voll Kraft und sprudelndem Feuer, aber wenig beachteten die gelehrten Herren, welche der hohen Schule vorstanden, diesen Erguß des jungen Genius. Ihnen galt nur dasjenige für preiswürdig, was, unmittelbar aus dem Studium der Alten hervorgehend, sich an das Vorbild derselben genau anschloß. Camoens aber brach eine neue Bahn, indem er, gleich Dante, Tasso und Petrarca in Italien, die gegebene todte Form verschmähte und sich dem Leben zuwandte. Der ächte Dichtergeist spiegelt wie in einem reingeschliffenen ungetrübten Glas die Weltgeschichte ab. Was waren für Camoens die Erlebnisse und Formen einer längst verklungenen Zeit, während sich vor ihm ein weites bis jetzt ungepflügtes Feld ausbreitete, auf welchem sich im weiten Plan die ritterlichen Gestalten des Mittelalters in ihrer bunten Tracht und Sitte tummelten, und über dem sich der christliche Glaube mit seiner hohen Königin des Himmels, mit seinen Engeln und Heiligen als Glorie wölbte?

Von der Universität zurückgekehrt, wurde Camoens am Hofe vorgestellt, zu dem ihm seine Geburt den Zutritt erlaubte. Jedoch auch hier machte er wenig Glück, obgleich die äußere Erscheinung des Jünglings den angenehmsten Eindruck hervorbrachte. Er war nicht groß, aber seine Gestalt hatte gefälliges Ebenmaß, und weiche blonde Haare beschatteten seine feinen Züge. Aus seinen großen ausdrucksvollen Augen strahlte die innere Hoheit und Lebhaftigkeit seines Geistes, und die wohlgeformte Stirne war ein würdiger Sitz der erhabenen Gedanken, die ihn beseelten, während das übrige Angesicht von Lebenslust und Frohsinn glühte. Aber Camoens hatte auch große Fehler; er war sich bewußt, den Meisten seiner Umgebung überlegen zu seyn, und seine Spottsucht führte unbarmherzige Streiche auf diejenigen seiner Nebenmenschen, deren Gebrechen er dem unauslöschlichen Gelächter Preis gab. Dabei besaß der junge Dichter nur geringes zeitliches Gut, und verstand es noch weniger, seine spärlichen Mittel zusammenzuhalten. In derselben Zeit lernte er eine Pallastdame, die schöne Katharina von Attayda, kennen, und faßte für sie eine tiefe Neigung, die ihn alle Rücksichten der Etikette vergessen ließ, und welche seine Feinde begierig ausbeuteten, um sich an ihm zu rächen. Camoens sah sich plötzlich in eine Menge von Zwistigkeiten verwickelt, welche er zum Ueberfluß geistlich auffuchte, anstatt sie klug zu vermeiden, wie es Demjenigen ziemt, der sich an einem Hof eine Stellung machen will.

Das Ende zahlreicher Künste war seine Verbannung nach Santarem. Hier streute er alle seine Liebe und seinen Haß in leidenschaftlichen Liedern aus, welche ein getreues Bild seines damaligen Gemüthszustandes geben. Jedoch wurde ihm die Einsamkeit bald so lästig, daß er die Erlaubniß nachsuchte und sie auch erhielt, sich der Flotte anzuschließen, welche Portugal gegen die Maroccaner rüstete. Während er nun muthig in den Schlachten kämpfte, dichtete er prächtige Verse, und seine Begeisterung hielt gleichen Schritt mit seiner Tapferkeit. Vor Ceuta verlor er ein Auge, und hoffte nach Beendigung des Feldzugs, wenigstens als Belohnung für seine Kriegsthaten, eine ehrenvolle Stelle in Lissabon zu erhalten. Aber alle Gunstbezeugungen des Hofes glitten an ihm vorüber, und Camoens entschloß sich im Jahr 1553 seinem undankbaren Vaterland den Rücken zu wenden, und sich in einer andern Zone eine neue Heimath zu gründen.

Gerade ein halbes Jahrhundert früher hatte sich für die Portugiesen ein neuer und glänzender Wirkungskreis in Ostindien, demjenigen Theile der Erde eröffnet, nach welchem sich schon die Blicke der Alten sehnüchtig gerichtet hatten. Nachdem das Vorgebirge der guten Hoffnung im Jahr 1466 von Bartholomäus Diaz entdeckt war, versuchte es unter der Regierung Königs Emmanuel des Glücklichen der große Vasco de Gama auf dem Seeweg nach Ostindien zu gelangen. Diese Unternehmung glückte über alle Erwartung. Im Jahr 1498 landete Gama in Calcutta, und knüpfte mit dem dortigen Kaiser oder Zamorin freundschaftliche Handelsverbindungen an, welche für Portugal zu unübersehbarem Vortheil auschlügen. Einige Zeit nachher, nachdem dieses freundliche Verhältniß eine Störung erlitt, sah sich die portugiesische Regierung genöthigt, um sich die kaum errungenen Vortheile zu erhalten, erobernd zu Werke zu gehen. Auf's Neue begab sich Vasco de Gama mit einer bedeutenden Flotte in die Gewässer Indiens, legte an den reichsten Küsten portugiesische Faktoreien an und bekriegte den Zamorin mit dem glücklichsten Erfolg. Später lehrte der greise Gama, mit Ehrenbezeugungen überhäuft, zum dritten Mal auf den Schauplatz seiner glorreichen Thaten zurück, um als Vicelkönig die portugiesisch-indischen Besitzungen zu verwalten. — Nur kurze Zeit indessen genoßen diese Länder die Segnungen seiner Gerechtigkeit und Milde; er starb 1524 zu Goa, welches er zum Sitz der portugiesischen Regierung im Orient erkoren.

Kaum war Camoens nach Ostindien gelangt, so verschafften ihm seine Talente und die vielen liebenswürdigen Eigenschaften seines Charakters zahlreiche Freunde, welche ihm bald die neue Heimath lieb und werth machten. Auch gaben die Erscheinungen einer ihm bisher unbekannten Zone seiner Einbildungskraft reiche Nahrung, während sein Geist die großen Leistungen seiner Landsleute im Orient schnell und gründlich überschaute, und sich bewundernd vor dem Genie Gama's beugte. Aber der Dichter stellte auch Vergleichen zwischen diesem großen Mann und seinen Nachfolgern an, welche nicht zum Vortheil der letztern ausfielen. In herben Satiren geißelte er die Habsucht und schlechte Verwaltung der obersten Behörden, welche sich dadurch schwer gekränkt fühlten und den Dichter nach Macao verbannten.

Hier lebte er längere Zeit ohne alle Gesellschaft und ohne die Genüsse, welche der Abendländer schätzt. Aber gerade diese Jahre der Verbannung wurden die glorreichsten seines Lebens; denn unter dem prächtigen tiefblauen Himmel dieser Insel reifte die schönste Frucht seines Dichtergeistes, die *Lusadas* *), das große Heldengedicht, welches seinen Ruhm für alle Zeiten sichert. Camoens feiert in demselben hauptsächlich das Genie Gama's, welches seine Landsleute zu Sieg und Ruhm nach Asien geführt hatte. Das ganze Epos ist von dem feurigsten Patriotismus durchglüht, und in immer neuen Weisen verherrlicht der Dichter darin vom Anfang bis zum Ende den Glanz des portugiesischen Namens. Tasso sagt in einem Sonnet, welches er an Gama richtete: „Deine Schiffe, großer Gama, flogen weit hinaus in die unbekannte Welt; aber noch weiter flog die Kunde deines Ruhms durch des würdigen Luigi's glorreiche Verse.“ —

Die rührendste Stelle des Gedichts handelt von dem traurigen Ende der schönen Ines von Castro, welche ihr Schwiegervater, ein König von Portugal, in Abwesenheit ihres Gemahls, dem sie nicht ebenbürtig war, aus Gründen der Politik sammt ihren unschuldigen Kindern ermorden ließ; am großartigsten jedoch ergeht sich das Epos, wenn der Dichter den Riesen Adamastor schildert, wie derselbe als Genius des Sturms den kühnen Seefahrer bei der Stelle, über welche hinaus noch kein europäisches Schiff sich wagte, am Weiterfahren hindern will. Vielfach getadelt wurde Camoens zu allen Zeiten darüber,

*) Deutsch von Donner, Stuttgart 1827.

daß er sich erlaubte, die Götter des Heidenthums neben der christlichen Lehre in sein Werk einzuführen. Geistreich ihn vertheidigend, bemerkt ein französischer Kunsttrichter darüber: „Camoens goß über alle seine Gemälde die Weiße des Christenthums aus; die Götter Rom's jedoch, welche er in ihrem alten Glanz handelnd in die Begebenheiten eingreifen läßt, dienten ihm nur zum Schmuck der Feste.“ — Was den Dichter leicht bewegen konnte, die Erinnerung an das Heidenthum in seinem Gedicht aufzufrischen, ist der Umstand, daß die Portugiesen, die er besang, ihren Ursprung von den heldenmüthigen Römern ableiten, welche Mars und Venus als ihre besondern Schutzgötter verehren, und in ihren Cultus die schöne Sage von Bacchus als ersten Eroberer Indiens aufgenommen hatten.

Endlich wurde Camoens aus seinem Exil zurückgerufen. In Cochinchina, an der Mündung des Flusses Mecon, strandete das Schiff, das ihn trug. Da warf sich der Dichter in die Fluth, und gewann schwimmend das Ufer, im hocherhobenen Arm die kostbaren Blätter haltend, auf welche seine „Lustaden“ verzeichnet standen. Alles Andere, was er sein eigen nannte, ließ er leichten Muths zurück, glücklich seinen besten Schatz zu retten, der ihm, nach seiner eigenen Aussage, lieber war, als sein Leben. Und nicht für sich allein rettete Camoens das kostbare Manuscript, das ihm nur wenig Ehren und noch weniger zeitliche Güter eintrug; sondern seiner Nation erhielt er ein herrliches Gemeingut; denn fort und fort schlagen viel tausend jugendliche Herzen höher, wenn sie die Stanzas der Lustaden deklamiren, und noch heute, wie ehemals, sucht der gereifte Mann eine wohlthuende Zerstreuung von schweren Sorgen und Geschäften, indem er an seinem Geist die lebendigen Schilderungen seines Lieblingsdichters vorüberführt.

Arm an Geld kam Camoens nach Goa zurück, reich jedoch im Geiste; denn mit unendlichen Entzücken begrüßte er den Boden, der von den Schritten seiner Landsleute widerhallte. Durstig sog sein Ohr die Laute ein, welche ihm einst an seiner Wiege gesungen wurden, und schwelgend im Genuß des wiedergewonnenen Vaterlandes — denn als solches erschien ihm die Kolonie, welche ganz die Sitten des Mutterlandes angenommen hatte — umschrieb er begeistert den berühmten Psalm der Töchter Zions in Babylon, indem er alles vergangene Leid seiner eigenen Verbannung in die rührenden Strophen legte.

Nicht lange hernach sah sich Camoens neuen Verfolgungen des

kaum ernannten Vicekönigs ausgeſetzt, welche ihn, verbunden mit den Klagen ſeiner Gläubiger, in's Gefängniß brachten. Treue Freunde verbürgten ſich für ihn und verſchafften ihm die Mittel nach Portugal zurückzukehren, welches er ſechzehn Jahre früher verlaſſen hatte. Hier endlich ſchien ihm ein günſtigerer Stern zu leuchten. Der junge König, Sebaſtian, ein edler, alles Große und Schöne warm umfaſſender Geiſt, verſtand den ihm verwandten Genius des Dichters. Er nahm die Widmung der Luſtaden mit Freuden an, und ſchöpfte, im Begriff, einen Feldzug gegen die Maroccaner zu unternehmen, friſchen Muth und neue Begeiſterung aus den herrlichen Verſen. Aber nur wie ein flüchtiger Sonnenſtrahl ruhte die Gunſt des Königs auf Camoens' Stirne. Schon im Jahr 1578 fiel Sebaſtian in der Schlacht von Alcazar vor Marocco als der Letzte ſeines Stammes. Portugal kam an die Krone Spaniens. Fortan umhüllten dunkle Wolken die Lebenstage des alternden Dichters. Ohne Gönner und Freunde, die ihn unterſtützten, verdankte er ſeinen dürftigen Unterhalt zumeiſt einem armen Slaven, den er ſich einſt in Indien gekauft hatte. Bei Tage erleichterte der treueſte aller Diener ſeinem alten und kranken Herrn die drückende Lage durch fortgeſetzte aufmerkſame Dienſtleiſtung, mit Einbruch der Nacht jedoch begab er ſich in die Straßen von Liſſabon, und erbettelte von der Milde der Vorübergehenden die wenigen Münzen, mit denen er den dürftigen Haushalt beſtritt *). Aber noch in dieſem äußerſten Elend war der Genius mächtig in Camoens; viele ſeiner ſchönſten Lieder ſtammen aus dieſen Zeiten der Noth, und beſingen die Tage, „die uns nicht gefallen.“

Im Jahr 1579 ſtarb der große Dichter, nachdem er den bitteren Kelch irdiſcher Armuth bis zur Hefe geleert hatte, 62 Jahre alt im Spital zu Liſſabon; 15 Jahre ſpäter aber errichtete ihm ſeine Nation ein prächtiges Grabmal mit der Inſchrift: „Hier liegt Ludwig Camoens, der Fürſt der Dichter ſeiner Zeit.“

*) Vergl. die herrliche Revellé „Camoens“ von L. Tieck.

Fichtenstern.

Von Emma Riendorf.

Ein tiefblauer Himmel spannte sich über dem Thalgelände aus, welches die Vordäter Sulmgau nannten. Durch die Landschaft, in welcher der erlenbedeckte Bach nordwestwärts dem Neckar entgegen eilt, fuhr eine kleine Kalesche. Der Mann, welcher in derselben saß, schalt heiter auf die Frau neben ihm, daß sie sich durch Schirm und Schleier mehr als überflüssig vor dem Auguststrahle barg, während ihr Nachbar sich in dem Meer von Sonnenschein baden mochte. Er hatte den weißen breitkrämpigen Hut abgenommen. Lang und reich wallten die Haare, durch welche sich kaum hie und da Ein Silberfaden zog, um das ehrwürdige Haupt, mit jenem gleichsam beseelten Schwunge, der ihnen nur von bevorzugten Stirnen zu kommen scheint. Trotz dem starken Unterkinn zeigte das Profil eine Feinheit der Linien, welche den Kenner der Bildhauerei zur Bewunderung auffordern mußte. Hinter den Brillen ließ sich ein schwarzes Auge errathen, voll Gemüthsinnigkeit, eine Herzenssonne. Beide Hände ruhten auf dem Eisenbeinknopf des Stokkes. Im Vorübergehen nickten und lächelten die Landleute dem großen dicken Mann im grauen Faltenrocke mit besonderer Wärme zu. An dieser Gestalt, an dem geistigen Schimmer, der sie umfloß, — nicht von den Blicken, aber von den Herzen zu erfassen, — an dem im Hintergrunde frei ragenden Rebenberge mit dem alten Mauerkrönlein, konnte man wechselseitig das Weinsberger Thal und seinen Dichter erkennen, einen der ersten nicht nur des schwäbischen, sondern des deutschen Vaterlandes.

„Die Edlen von Weinsberg,“ sagte Kerner zu der Freundin, „trugen fast Alle den Namen Konrad oder Engelhard. Als Engelhard, der Rothe, starb, hinterließ er eine Wittwe, Luitgard, Tochter Walters, Schenken von Pimpurg. Nach der Legende war die Gräfin blind. Eines Abends betete sie auf ihren Knien mit Andacht zu Gott, er

möge ihr das Augenlicht wieder schenken. Plötzlich hörte sie eine himmlische Stimme ertönen, welche ihr Erhörung verkündete, und wie Luitgard den Blick erhebt, gewährte sie, zum erstenmale wieder seit langer dunkler Zeit, fern fern durch das Burgfenster ein goldnes Sternlein schimmern. „Da gab ihr,“ heißt es in einer alten Urkunde, „der heil. Geist in's Herz, daß sie wollt stiften ein Kloster grauen Ordens, Gott zu Lob und zu Ehren seiner lieben Mutter und auch ihres Herrn und ihrer Seele und aller ihrer Nachkommen zu Heil, und von den Leuten weg in die Einöde des Waldes das Kloster wolle legen, darum, daß sie in dem Kloster unbekümmert und unbekannt weltlicher Ueppigkeit lauterlich und gänzlich alle ihre Sinne und Herz möchte wenden an das oberste Gut, ihren Gemahl, Jesum Christum.“ — An der Stelle ließ die Gräfin das Gotteshaus erbauen, über welcher jener Stern gegläntzt hatte, und nannte es: Lichtenstern. Im Jahre 1242 kam ihre Schwester, die Aebtissin Burgindis von Himmelthal mit 13 Frauen aus ihrem Kloster in die verschwiegene Waldbucht, damals „Tuffingsthal“ geheißen, wo die Sulm entspringt und ein einsam Siechenhaus stand. Dort ward das Klösterlein gegründet und von der Stifterin reich begabt. Die erste Aebtissin hieß Kunigunde, eine Tochter des Grafen von Löwenstein. Im Bauernkrieg zog die wilde Rote nach dem Greuel zu Weinsberg auch hierher, plünderte und lebte in Saus und Braus, indeß die Nonnen sich nach Heilbronn geflüchtet hatten. Nachdem Herzog Ulrich in Folge der Reformation die Klöster aufgehoben, starb die letzte Klosterfrau im Januar 1575 zu Lichtenstern, wo über dreihundert Jahre beständig 15 — 20 Gottesbräute den Schleier trugen. Im dreißigjährigen Kriege wurde der Besitz dem Herzog Eberhard III. streitig gemacht, sogar eine Aebtissin eingesetzt, im westphälischen Frieden aber (1648) das Kloster sammt den übrigen Länden wieder heimggegeben, 1834 auf den Abbruch ausgeboten. Bald sollte der Pflug über die Stätte gehen, wo seit 600 Jahren das Gotteshaus in die Thäler schaute. So hatte es aber der Trostengel, welcher nach der Legende zu der frommen Luitgard niederschwebte, nicht mit Lichtenstern gemeint. Plötzlich taucht der verklungene Name in den Spalten eines Tagblatts wieder auf, wo ein Ungenannter die Verfunken des altherwürdigen Frauenklosters beklagt und einen Hülferuf ergehen läßt zur Errichtung einer Kinderrettungsanstalt. Diese Zeilen fallen in die Hand eines thätigen Menschenfreundes, Schulrath Zeller, und zünden

in seiner Seele. Er lehrt so eben aus der Schweiz zurück, voll Begeisterung über die Erfolge eines ähnlichen Unternehmens, welches sein Bruder zu Beuggen gründete. Jener reist nach Lichtenstern, bald ist es sein Eigenthum und Beiträge fließen so reichlich, daß am 11. Januar 1836 die Anstalt eröffnet werden kann, zu welcher man später auch noch eine zweite für freiwillige Armenschullehrer, gleichfalls nach dem Vorbilde zu Beuggen, gesellt.“ —

Inzwischen hatten sich die Reisenden dem Gebirge genähert und stiegen bei dem hochgelegenen Dörflein Reischach aus, wo sich der Weg in das Seitenthal schlingt, das, von der Natur wie mit Vorliebe ausgestattet, gleich einer Alpenwelt im Kleinen überrascht. Ein Kranz von Bergen, mit undurchdringlichen Buchenwäldern prangend, in der Wiesenflucht zwei Weiher, zwei stille Augen, von Pappeln wie von Wimpern umschattet, und mitten auf einer Höhe Kloster Lichtenstern hellfunkelnd. Unsere Wanderer tranken in vollen Zügen die balsamische Lust. Immer wieder blieb der Dichter stehen und blickte zu den wunderbar grünen, sammetnen Waldmatten hinüber. „Man möcht sie nur streicheln,“ sagte er mit kindlicher Lust. Von oben tönte melodisches Kirchenläuten gleich Willkomm. Als sie den Berg erklimmten, den Klosterhof erreicht hatten, führte Kerner seine Begleiterin zuerst in den Garten, zeigte ihr einen Theil des Kreuzgangs, der noch aufrecht steht, mehrere Spitzbogen, schön ausgehauen, und gleich beim ersten Tritt über die Schwelle einen halbverwitterten Grabstein. Von dem Epheuteppich, der an manchen Stellen über die grauen Ringmauern herabhing, brach er eine Ranke. „Was da alles vergangen ist,“ sprach er, „all die innern Geschichten, und das alles ohne Spur verrauscht!“ — Kerner's Gesang hallte aus den Kirchenfenstern. Eine junge Frau kam auf die Beiden zu, welche der Mutter Gottes irgend eines alten niederdeutschen Malers glich, mit einem Gesichte voll Frieden des Gehorsams und innerer frommer Anmuth, mit hellen braunen Augen — die klare Einheit in solch lautern Zügen ist so schön. „Mein Mann wird in seiner Stube seyn,“ sagte sie und geleitete ihre Gäste zu dem Inspektor, einem ernsten und doch freundlichen Manne, vor den Jahren väterlich. Man mußte sich wohl fühlen in diesem Gemache, durch welches ein stiller Geist weht. Ueberall eine gewisse sinnige Zärtlichkeit. Durch den Erker der Blick über die blühende Landschaft bis zu den

blauen Bergen der Rheinpfalz. Stuck-Decke und schmale Zellentüren, die an Ehemals erinnern.

Durch einen von den kleinen sogenannten Zufällen, an welchen das Leben reich ist, als man glaubt, gleicht das hiesige bescheidene Klösterlein, wie Ein Gesicht an ein anderes erinnern kann, jenem stattlichen Schlosse, vormals Sitz eines Commenthurs des Deutschordens, wo der Rhein seine stolzen Bogen treibt. Es liegt vier Stunden oberhalb Basel mit der Aussicht auf den Jura und den südlichen Schwarzwald. In den Kriegsjahren war das Gebäude zum Lazareth verwandelt, mit Todten und Sterbenden angefüllt, und bei achttausend frische Leichname moderten auf dem Ackerfelde hinter dem Garten. Jetzt wird an dieser Stätte eine Saat des höhern Lebens ausgestreut. Kerner verstand es, der jungen Frau, welche ein Conterfei ihres Vaterhauses zu Beuggen herbeigeht hatte, eine kleine Geschichte abzufragen von den Segnungen jenes Asyls, um dessen Mauern die grünen Wogen schäumen.

Eine arme Frau im Kanton Schaffhausen, die zwei Kinder hatte, lag sterbend hülfentblößt auf Stroh in einer Scheune. Sie betete noch heiß zu Gott für die Waisen. Dies letzte Flehen und Aufstöhnen eines ganz sich hingebenden Herzens mag besondere Kraft gehabt haben. Nach dem Tode der Mutter wurden die Kleinen von Räubern, eine ganze Bande, gefunden und davon gefchleppt. Das Mädchen entkam, der Sohn blieb aber Jahre lang bei ihnen, wuchs verwildert auf, ohne einen Lichtstrahl in die arme öde Seele. So wurde er vielleicht 17 Jahre alt. Da fängt man die Räuber ein, ihr Hauptmann wird gerichtet. Den Andern läßt die Justiz nur die Angst der Todesstrafe erleiden. Auch Andreas Müller — eben jenen Knaben — hat man unter den Galgen geführt und, als er gerade seinen letzten Augenblick erwartete, begnadigt. Zuerst vor Furcht, dann vor Freude, ließ er beinahe das Leben auf dem Plage. Er war zum Gefängniß verurtheilt und dahin abgeführt worden. Bald erregte er die Aufmerksamkeit der Männer, welche es beaufsichtigen; sie gewannen ihn lieb und gaben ihm Unterricht. Seine Schwester lebte als Aufseherin in Beuggen. Sie war erkrankt. Immer bat sie den Vorstand, ihrem Bruder zu helfen, ihn zu befreien, ja zuletzt sah sie ihn im Traume noch auf das Schloß kommen. Durch die Bemühungen des Vorstands, unterstützt von jenen menschenfreundlichen Bürgern, setzte man Andreas

auf freien Fuß. Der junge Mensch kam nach Beuggen. Dort wurde er Knecht; der, dessen Stelle er erhielt, war zwei Tage vorher gestorben. Die Schwester erlebte es noch, den Ersehnten da begrüßen zu dürfen, wie sie es zuvor auf ihrem Siechbette geträumt; sie erkannte ihn noch, hob dankend ihre Hände zum Himmel und starb. Von Stunde an wurde Andreas nun beinahe noch treuer wie die Entschlafene. Das Gebet der Mutter in banger Todesstunde ließ die Seelen, die sie Gott vertraute, nicht verloren gehen.

Indessen fühlte sich der junge Mann doch in diesem Lande durch die Erinnerung gedrückt, und nahm mit Freuden Gobat's Vorschlag an, ihn, den Missionär, nach Abyssinien zu begleiten. Dort arbeitete Andreas nun mit dem größten Eifer, besorgte Alles, auf's Beste. Selbst wenn die Frau ein Kleid brauchte, so schickte sie nur den Knecht in die Stadt am rothen Meere, beschrieb ihm den Zeug und gab ihm als Dolmetscher den Neger mit, welchen sie auch später nach Europa zurückbrachten; denn die Sprache konnte Andreas nie erlernen, hauptsächlich weil er am Gehör litt, was sich dort noch verschlimmerte, und zwar so sehr, daß er nicht mehr schaffen und nützen konnte, wie er wollte, weshalb es ihn wieder nach Beuggen hinzog.

Der erwähnte Missionär Gobat ist mit einer Schwester der Inspektorin vermählt. Auf dem rothen Meer erkrankte sein Kind so, daß sie fürchten mußten, es in den Bogen zu bestatten. Doch ward ihnen noch der Trost, es auf dem Kirchhof zu Alexandrien zu beerdigen. Gleich darauf genas die Frau von einem Sohne, welchen Schubert, der damals gerade auch im Orient pilgerte, aus der Taufe hob. Neben seinem Namen nannte man den Knaben noch „Benoni“, weil er ein Schmerzenskind war. Die Hauswirthin wies dem Dichter eine Zeichnung des Landhauses, welches Gobat mit den Seinen in Malta bewohnte, als er seine Berufung auf den Bischofsitz nach Jerusalem erwartete. Es rührte die fremde Frau, wie auf dem Blatte alle Fenster, alle Thüren nummerirt, und den Lieben in der Meeresferne sogar angedeutet war, wo der Knecht, wo die Magd wobne u. s. w.

Der Inspektor öffnete den Gästen das Kirchlein, durch welches jezt einfaches Orgelspiel hefte, und machte sie auf ein altes Altarbild mit gar frommen Köpfen aufmerksam. Zum Fensterbogen sind zwei Epheuranken hereingewachsen: die Klänge schweben hinaus, die Blätter drängen sich herein, jenen entgegen.

Darauf begab man sich in das Haus des Unterinspektors, wo die Mädchen beherbergt, im Schlaßaal die armen kleinen Bettchen, im Eßzimmer der gedeckte Tisch mit zimmernen Tellerchen, die Arbeiten in einem Schränklein, und auf Fächern an der Wand die vielen kleinen weidengeflochtenen Körbchen. Die „Hausmutter“ im schlichten weißen Häubchen führte die Fremden umher, mit Recht diese Bezeichnung tragend, denn etwas ganz Mütterliches war der Ausdruck dieser noch nicht betagten Gestalt, deren dunkelbraunes Auge viel Liebeswärme umfaßte. Ein immer wiederkehrendes Husteln verrieth wohl die aufopfernde Hingebung bei der Pflege der Kinder. „Jedes, welches auch komme, hat einen Schaden am Leib oder in der Seele,“ sagte sie, indem sie einige Kleine herbeiholte, um über dieselben ärztlichen Rath zu vernehmen: das Eine war schief, ein Anderes schielte u. s. w.

Während man in dem traulichen Hofe zum letzten Grüßen beisammen stand, an dem klaren, lebendigen Brunnen, der in keiner Dürre versiegt, und um welchen Kindlein spielten, sank die Sonne wie eine Flammenkugel hinter dem fernen blauen Berg der Weibertreu. Da kam ein Zug heimkehrender Knaben mit dem Ackergeräthe auf den Schultern, lauter fröhliche Gesichter. „Das ist die Beschäftigung mit der Natur,“ bemerkte die Inspektorin, „das macht so heiter.“ — Kerner winkte die Wirthin herbei, welche unter der Thüre der nahen Herberge stand. „Eine Spanierin,“ sagte er, „aus Cadix.“ — Der Vater war aus Badnang in Schwaben. Im 24. Jahre verließ die Tochter ihre sonnige Heimath und mochte dem Ansehen nach wenigstens eben so lange bereits in der Fremde leben, wo sie den Winter immer noch nicht gewöhnen kann. Wie durch Schicksalswiz hat sie ganz flächserne Haare, und Augen wie blaues Glas, dazu eine gelbweiße Haut, in den Zügen aber doch eine gewisse Feierlichkeit, und in der Stimme bei ganz fremder Betonung etwas Tieflingendes.

Als die Besucher schieden, begleitete sie die Hausmutter den Berg hinunter, wie um sich eine Sonntagfreude zu machen, aber man sah, es geschah hauptsächlich, weil sie noch viel auf dem Herzen hatte, um den Doktor noch viel zu fragen. Sie wollte z. B. einen Rath, weil die Kinder zur Winterzeit sehr an Frostbeulen litten, ob man nicht vielleicht gerade schon jetzt im Sommer Vorkehrungen zur Kur treffen könne. „Sie ist wie eine barmherzige Schwester,“ sagte Kerner; „da oben wird man so still und friedlich, mir ist's gar zu wohl in dem



Wilde Enten und Fuchs.

Lith. u. col. 6. Bonn. & Co. in Düsseldorf.

Thal!" — Es war ganz rührend: der ehrwürdige Dichter voraus mit dem gewohnten Stabe, die Hausmutter neben ihm her wandelnd, so demüthig, so sacht und leise, gleichsam um nur keinem Gräslein am Pfade weh zu thun. Auf der Höhe das Klosterlein, wo Christus die Kinder zu sich kommen läßt, wo ihrer Liebe und Treue harret. In der Tiefe die Brunnlein, Bäche und Matten, und fern hinaus das gesegnete Thal, der schöne endlose Abendhimmel. Man mußte frommer werden nur von dem Anblicke. Lichtenstern verdient nun erst recht seinen Namen.

Der Fuchs.

(Canis vulpes.)

Der Fuchs wird zur Gattung der Hunde gerechnet, und am ähnlichsten ist er dem klugen, wachsamem Spitz, sowohl hinsichtlich der Größe, als auch der Schnauze nach, welche bei Beiden spitzig zuläuft. Nur der lange, starkbehaarte Schwanz (Ruthe), der beinahe die Länge des 2 Fuß langen Körpers beträgt, unterscheidet ihn merklich von diesem Anverwandten. Die aufgerichteten Ohren laufen spitzig zu. An den Zehen hat er lange, scharfe Nägel, die sich, wie bei den Katzen, etwas zurückziehen. Leib und Schwanz sind roth, die Haare spielen hier und da in's Graue; Brust und Schwanzspitze sind weiß, Gesicht, Fuß- und Schwanzspitzen zuweilen schwärzlich. Von den Roth- oder Brandfuchsen unterscheiden sich die Kreuzfüchse, welche auf dem Rücken schwarz behaart sind. Der Polarfuchs ist gelblich oder graublau, und die Haare sind mehr wollicht; in Sibirien gibt es braunschwarze, und der Silberfuchs in Nordamerika hat schwarze Haare mit weißen Spitzen.

Der Fuchs wohnt in allen Gegenden der Erde, doch häufiger im Norden als im Süden. Er ist ein Troglodit oder Höhlenbewohner. Er legt oft 6 Fuß tief unter der Erde den sogenannten Fuchsbau an, der aus Kammern, Gängen und Ausgängen besteht, und dessen Länge manchmal 18 Fuß beträgt. Zuweilen quartirt er sich auch in Kaninchen- und Dachshöhlen ein, die er sich für seine Familie erst zurecht macht;

doch weiß er auch im Fall der Noth noch andere geheime Schlupfwinkel aufzufinden. Gleich den Dieben geht er des Nachts auf Raub aus; doch hat er auch den verwegenen Muth, bei Tage sich manchen guten Bissen zu holen. Mit unbeweglicher Ruhe lauert er im Versteck auf seinen Raub, dann schleicht er still und bedächtig oder wohl gar auf dem Bauche kriechend darauf hin, und mit einem heftenden Sprung erhascht er ihn. Er merkt dabei ganz klüglich auf den Windzug, und stellt sich womöglich so, daß dieser ihm entgegenweht, um sicher zu seyn, daß das zu erhaschende Thier seine Spur nicht wittert. Seine Nahrung besteht in Wildpret, in Geflügel, in Fischen und Krebsen, die er besonders liebt. Um letztere zu erhaschen, soll er — wie die Sage geht — seinen Schwanz mit feuchtem Lehm beschmieren; dann steckt er denselben an solchen Stellen, wo Krebse sich aufhalten, rücklings in's Wasser, und läßt denselben ganz ruhig, wie eine Fischangel, hängen. Nun gehen die Krebse dem Lehmgeruch nach, hängen sich mit den Scheren an den Schwanz und mit Blütheschnelligkeit zieht er denselben aus dem Wasser und erquickt sich alsdann an der süßen Beute. Seine Lebensweise ist also nichts weniger als schlecht. Was frisst er nur im Winter in Ermangelung anderer Nahrung. Auf unserer Tabelle sehen wir, wie zwei solche Fühner- und Entendiebe zwar nicht hinter'm Busch, sondern hinter einem Felsen auf wilde Enten lauern, welche die Gefahr begreifen, in der sie schweben. Die eine der größten scheint das Nachtgebot zur Flucht ergehen zu lassen, die andere ihr gegenüber scheint vor Schrecken rücklings umzufallen; eine dritte taucht sich unter gleich einem Strauß, der den Kopf in's Gebüsch steckt, wenn er verfolgt wird. Weiterhin scheint eine den Muth noch zu haben, zu den Bürgern hinaufzusehen, als wolle sie dieselben durch ihr Geschnatter verschrecken, und wieder eine andere scheint gleichsam ihren Freundinnen fragend zuzurufen: „Flieht ihr denn noch nicht?“

Daß der Fuchs für seinen ledern Gaumen auch Honig, Eier, Schalthiere und Obst aufsucht, und daß er besonders die Trauben liebt, ist allbekannt. Wenn er nun solche Lederbissen nicht haben kann, dann begnügt er sich auch mit Ratten, Mäusen, Eidechsen und Fröschen; ja sogar mit dem kleinen Zeug, mit Insekten. So gräbt er Wespen- und Hummelnester aus; stürzt nun der Schwarm auf ihn los, so wälzt er sich auf der Erde umher, um die Stechenden zu zerdrücken oder sie mit seinem Schwange todzuschlagen; hat er sie beslegt, dann verzehrt

er ganz ruhig das Rest. Er ist überhaupt sehr gefräßig, daher richtet er auch in Jagdrevieren an dem Wildpret großen Schaden an. Es gibt aber ein bekanntes Jägerspruchwort: „Der Fuchs jagt nie auf seinem Bau.“ Er raubt nämlich nie in der Nähe seines Aufenthaltes, und zwar aus kluger Vorsicht, damit sein Aufenthalt nicht so leicht entdeckt werde.

Die Füchsin wirft im Frühjahr 3 bis 9 Junge von weißgelber Farbe, die anfangs blind sind und die sie mit seltener Zärtlichkeit liebt. Nach einem Monat führt sie die lieben Kleinen auch außerhalb des Baues, die alsdann allerlei komische Geberden und lustige Sprünge machen. Gleich den Raben spielen sie mit den lebendigen Thieren, die ihnen die Mutter zubringt, nachher machen sie sich darüber her und verzehren sie. Wie die Hunde, sind auch die Füchse der Tollwuth ausgesetzt. Sie erreichen ein Alter von 12 bis 18 Jahren. Nicht ohne Erfolg machte man den Versuch, sie zahm zu machen; doch lehrt ihre Wildheit oft sehr bald wieder zurück. Sie werden vom Jäger geschossen, oder man fängt sie in Eisen; doch müssen diese mit Handschuhen aufgestellt werden, sonst geht er, wenn sie mit bloßen Händen angerührt werden, nicht hinein; es sey denn, daß sie mit Fett bestrichen werden. Man hat Beispiele, daß Füchse, die sich in Eisen gefangen sahen, den zwischen dem Eisen gefangenen Fuß abbissen und mit ihren drei Füßen die Flucht ergriffen. Außer dem Jäger ist der Hund, namentlich der Dackshund, der größte Feind des Fuchses, und es ereignen sich oft gewaltige Kämpfe auf Tod und Leben zwischen Beiden. Wird er von einem Hunde verfolgt, so gebraucht er List, wühlt mit dem Schwanze im Sande, und schleudert denselben in die Augen seines Feindes. Einen andern, sehr kleinen Plagegeist, nämlich die Flöhe, weiß er sich auf eine praktische Weise vom Halse zu schaffen. Er nimmt Moos oder Heu in das Maul, geht dann rücklings in's Wasser und zwar ganz langsam. Nach und nach begeben sich diese Thierchen an die noch trockenen Stellen, bis er endlich im Wasser schwimmt und nur noch die Schnauze über dem Wasser hält. Da zieht sich dann die gesammte Gesellschaft in den trockenen Büschel zurück, den er sofort losläßt und somit sich von dieser Plage befreit.

Sein Fleisch wird selten oder nur von wilden Völkern gegessen. Sein Balg gibt ein gutes Pelmwerk. Das Fuchsfett gebraucht man in Apotheken.

Von seiner Klugheit, von seinen listigen Streichen und Heldenthaten werden mancherlei Geschichten erzählt. Um ihre Jungen zu retten, nehmen die Alten sie in's Maul und laufen eilends davon, um sie an einen sichern Ort zu bringen. Jemand hatte einen Fuchs so weit gezähmt, daß er den Hausleuten wie ein Hund nachsief, und gleich zurückkam, wenn man ihm rief oder pfiß. Am Tage lief er frei umher in Feld und Wald, um sich Nahrung zu suchen, des Nachts aber wurde er eingeschlossen und mit frischem Fleisch regalirt. Doch auch an ihm wurde das Sprichwort mancher Diebe wahr: „Gestohlenes Gut schmeckt am besten.“ — Man nahm nämlich einige Zeit eine Abnahme am Hausgeflügel wahr, und der Verdacht fiel endlich auf den Reineke Fuchs, obgleich er am Tage herumstreichen und gelegene Speise sich holen konnte. Man paßte nun auf. Zwar ging er seinen gewöhnlichen Weg zum Thore hinaus, guckte einigemal um, als er aber sich unbemerkt glaubte, kehrte er ganz still zurück, schlich durch einen Graben, gleich Soldaten, die durch einen Laufgraben sich einer Festung nähern; husch! ging's durch ein Fenster und von da in eine Scheune, lauerte dann auf ein Huhn und stipigte sich eines, das sich ihm harmlos näherte, für seinen leckerhaften Gaumen.

Ein anderer lag auf einem Hofe an einer Kette; dennoch bemerkte man, daß zuweilen ein Hühnchen wegsparzte, und man wußte nicht, wohin. Der Pfiffikus ließ nämlich von seiner Fütterung immer etwas übrig, legte sich nachher ganz ruhig auf den Rücken, streckte alle Viere von sich und verstellte sich, als hielt' er sein Nachmittagschläschen. Unterdeß kamen die Hühner herbei, und verzehrten die Ueberbleibsel seines Schmauses. Da er solches oft wiederholte, machte er das Federvieh sicher, bis er endlich ein oder das andere Hühnchen in seine Gewalt bekam. Dennoch blieb seine Spitzbüberei unentdeckt, bis man unter seinem Stroh eine Menge Federn versteckt fand, die er in Sicherheit gebracht hatte. Man paßte ihm auf, und da er ähnliche Schauspielerereien wiederholte, so kam die Geschichte an's Tageslicht.

Nazir Eddin, der türkische Eulenspiegel.

Wiedererzählt von Arthur Schott.

Vorbemerkungen.

Pascha bedeutet so viel als Gebieter und kommt durch alle Schichten der Gesellschaft vor. Vom Pascha von eins, zwei und drei Roßschweiften an bis herunter auf den Sklavenauffseher. Der, welcher im Gefolge seines Herrn Pfeifen und Taback verwaltest, ist „Tschibuklipascha“, oder der mit dem Kaffee betraut ist, heißt „Kafetipascha.“ Der Kommandant der bewaffneten Diener (Kamaschen) heißt „Buljukpascha“ (Oberpascha).

Tschibuk, Pfeife, hauptsächlich Pfeifenrohr, worauf der Morgenländer viel mehr hält. Mit den kostbaren Mundspitzen wird ein großer Luxus getrieben. Pferde, schöne Waffen und Reitzeuge sammt Tschibuken bilden die liebsten Kostbarkeiten eines Mannes im Orient.

Kadi ist ein Richter, sowohl in weltlichen als geistlichen Angelegenheiten, die beim Muhamedaner fast durchgängig unzertrennlich sind.

Adel in den Sitten und im täglichen Umgange bilden ein Hauptaugenmerk in der Erziehung der Türken. Schweigsamkeit, Zurückhaltung, Anstand in Reden und Gebärden zeichnen den ächten Muselman vor allen übrigen Völkern der europäischen Türkei aus. Der Schwank vom gegenseitigen Mundverbrennen Nazir Eddins und seiner Frau scheint die Beleidigung des Anstands geißeln zu sollen.

Effendi, so viel als Herr im Gegensatz zu Pascha, Gebieter. Effendi ist ein Ehrentitel, der gewöhnlich nur Gelehrten und Schriftkundigen gegeben wird.

Para, die kleinste türkische Münze, ungefähr gleich einem Heller oder Pfennig. In Serbien gelten nur gute Para's, wovon 80 auf einen Silberzwanziger gehen; in der Walachei sind aber auch schlechte Para's im Gebrauch. Es ist dieß übrigens nur eine nominelle Scheidemünze, wovon zwei Stück auf einen guten Para gedacht werden.

Wenn Nazir Eddin dem Reisenden um sieben Para immer nur denselben Theil eines Verses singt, bis dieser mehr bezahlt, so zeigt dieß überhaupt die Art und Weise, wie die professionirten Erzähler des Morgenlandes (bei den Muselmanen „*Meddahs*“ geheißen) ihre Geschichten oder Gefänge Preis geben. Sie halten nemlich immer da inne, wo die Zuhörer am meisten auf das Weitere gespannt scheinen, um voraussichtlich mehr Belohnung zu erlangen. In tausend und eine Nacht, wo es sich um Scheherzadens, der Erzählerin Leben handelt, befolgt diese denselben Grundsatz.

Der Spaß vom Wasser anstatt Fleischbrühe an Nazir Eddins Tisch erinnert mich an etwas Aehnliches, was mir einmal ein liebgewordner Freund auf einer Reise in Serbien am Timok an der bulgarischen Grenze erzählte. Es sey nemlich einmal ein Bulgare an's Meer gekommen und habe, da er trinken wollte, das Meerwasser salzig gefunden. Er sey deßhalb eilig in sein Dorf zurückgekehrt und habe seine ganze Gemeinde vermocht, mit ihm zu kommen, da sie nun ihr Leben auf's Wohlfeilste einrichten könnten. Die arbeitsamen, äußerst sparsamen Bulgaren seyen also, nur mit ihren Brodsäcken und Rührlöffeln bewaffnet, an's Meer gewandert, haben dort ihr Brod eingebracht und ungerührt und sich diese wohlfeile Suppe auf's nachdrücklichste schmecken lassen. Die kriegerischen Serben verspotten nemlich die friedliebenden häuslichen Bulgaren allenthalben, und in solchem Sinne ist auch diese Anekdote zu nehmen.

Im Umgang mit dem Türken muß man als höchst unpassend vermeiden, ihn nach dem Befinden seiner Frau oder überhaupt nach Dingen zu fragen, welche die weibliche Abtheilung seines Hauses betreffen. Man ist in solchen Fällen stets einer Zurückweisung ausgesetzt. Nazir Eddin setzt sich also in ein gewisses sittliches Recht, wenn er seines Sklaven Bitte um Bakischich's kein Gehör gibt.

Die Art und Weise, wie das würdige Söhnlein seines Vaters, Nazir Eddins, die Sitte des „*Nichtverlangens*“ bei Tische umgeht, läßt unverkennbar auf seines Vaters Eigenschaften schließen.

Razir Eddin's Geburt ist dunkel; man weiß nicht, wie und wo er auf diese Welt gekommen, indessen wäre es Unrecht, darum an der Allmacht Gottes zu zweifeln. Es stürmt der Wind daher, man fühlt ihn und weiß nicht, von wannen er kommt und wohin er geht; Sterne am Himmel gehen auf und nieder, aber Niemand kann ihnen folgen, noch sagen, woher sie gekommen. Darum kann ich auch nicht bezweifeln, daß Razir Eddin geboren war und gelebt hat, so wie man mir die Geschichte erzählt hat und wie ich solche jetzt wieder erzählen will.

Als Razir Eddin noch klein war und unter der Obhut seiner Eltern stand, konnte man weiter nichts von ihm hören, bis er nach und nach größer wurde und nun anfangen mußte, ein selbstständiges Leben zu führen. Aus dieser Zeit will man behaupten, daß er sich einmal um eine Vorleserstelle in einer der unzähligen Moscheen der prächtigen Stadt Istanbul (Konstantinopel) beworben habe und deshalb vor einer sehr frommen und gelehrten Versammlung drei Proben thun sollte.

Dazu hatten sich die Gläubigen zahlreich versammelt und Razir Eddin begann im Dienst des Propheten damit, daß er also anfang: „O Ihr wahren Gläubigen, wißt Ihr denn auch, was ich Euch sagen will?“ Ein tiefes und ernstes Nein war die Antwort, da richtete sich Razir Eddin auf und sagte: „Nun denn, wenn Ihr so dumm und vernagelt seyd, so ist Alles Reden vergebens und es wäre verlorene Mühe, Euch eine Predigt halten zu wollen.“

Die Gläubigen alle gingen verdrossen auseinander und schämten sich, dem feierlichen Ernst ihres neuen Predigers so dumm geantwortet zu haben.

Als der Ruf zum Gebet am andern Tag wieder von dem Minaret herab erklang, da versammelten sich die Gläubigen und Gelehrten, wie gestern, in der Moschee, wo Razir Eddin seine zweite Predigtprobe ablegen sollte.

Nach den gebräuchlichen Gebeten hub er also an: „O Ihr Anhänger des wahren Glaubens, wißt Ihr denn auch, was ich Euch zu sagen haben werde?“ „Ja!“ schallte es einstimmig und feierlich aus Aller Munde. Da richtete der neue Prediger wieder sein Haupt auf und sprach: „Wenn Ihr Alles so

gut wißt, als ich, so wäre es vollkommen unnütz, noch ein Wort mehr darüber zu verlieren, darum geht heim, der Frieden Gottes sey mit Euch!"

Ernst und schweigsam zerstreute sich hierauf die Hörergemeinde, einige aber schüttelten den Kopf und wußten nicht, was sie von dem neuen Prediger halten sollten.

An einem dritten Tage war wieder dieselbe Hörergemeinde in der Moschee vor Nazir Eddin versammelt, um Weisheit von ihm zu vernehmen. Als der Prediger auch diesmal wieder mit derselben Frage begann, da waren die Gläubigen klug und aufmerksam und ein Theil antwortete „Ja!“ der andere „Nein!“ Nazir Eddin sprach hierauf also: „Gut, Ihr Kinder Gottes! Ihr, die Ihr wißt, was ich Euch sagen will, sagt es im Namen des Propheten denen, die es nicht wissen, dann habe ich nichts weiter zu sprechen.“

So klug und angemessen diese Antwort einem großen Theil der Gläubigen erscheinen wollte, so konnten sich doch der Kadi, die Essendi's und Schriftgelehrten nicht darein finden und Nazir Eddin wurde nicht angenommen, weßhalb er sein Glück anderswo zu versuchen gedachte. Er hatte schon Ein und Anderes mit mehr oder weniger Glück versucht, ohne daß ihm aber etwas zugesagt hätte. Endlich kam er zu einem Pascha, welcher eben einen Sterndeuter suchte. Zwei sonst unbekannte Männer standen bereits vor demselben und sollten des großen Herrn Wißbegierde befriedigen; Nazir Eddin sollte auch seine Probe bestehen. Die Frage war: ob die Sonne um die Erde oder die Erde um die Sonne laufe. Der erste der unbekannten Männer beantwortete den ersten Theil der Frage mit „Ja!“ der zweite behauptete aber das Gegentheil. Als aber Nazir Eddin gefragt wurde, nahm dieser seine ganze Klugheit und Weltweisheit zusammen und sagte: „Gnädigster Herr, so viel ich weiß und ermessen kann, wechseln Sonne und Erde in diesem ewigen Geschäfte ab. Bald läuft die Sonne um die Erde, bald diese um jene.“

Auf diese Rede strich sich der Pascha den Bart, nahm einen tüchtigen Zug aus dem Tschibuk und nachdem er langsam und gedankenvoll die blauen Wölklein vor sich hingeklaffen hatte, sprach er zu Nazir: „Wenn ich einen Narren gesucht hätte, so möchte

ich Dich behalten, da ich aber einen Weisen zur Gesellschaft haben will, so geh' mir aus den Augen, wenn Du Dich an meinem Tische gesättigt und Deinen Durst gelöscht hast."

Nazir Eddin sah hierauf wohl ein, daß beim Pascha seines Bleibens nicht sey, grüßte ihn deßhalb und ging, nachdem er sich am Tische desselben satt gegessen hatte.

Will mich nicht unterfangen zu entscheiden, ob die Natur weise handelte oder nicht, daß sie uns Durst und Hunger wie zwei untödtbare Schlangen beigeßelte, die, so oft man sie auch mit Befriedigung tödtet, immer wieder die Köpfe mit ihren gierigen Schlünden erheben, aber Eines ist wahr, daß nemlich Nazir Eddin das Essen beim Pascha längst vergessen hatte, als er recht hungrig bei einem Garten vorüberkam, darin fleißig gebaute schöne Rüben standen. Der Hunger half Naziren über den Zaun, schweigete auch sein Gewissen, und so kam es, daß er eben im besten Geschäft war, Rüben auszureißen und einzustecken, als der Eigenthümer des Gartens kam und ihn erwischte, um ihn vor den Kadi zu führen. Da sich aber der Gärtner mit Nazir Eddin in ein Gespräch einließ, so fiel der Handel nicht so sehr übel aus. Auf die Frage nemlich, wie er denn über den Zaun in den Garten gekommen, behauptete er, ein Windstoß habe ihn plötzlich ergriffen und, ohne daß er es zu hindern vermocht, hier über den Zaun in den Garten getragen. Darauf fragte der Gärtner, wenn dieß auch wahr sey, so möge er ihm sagen, wie denn seine Rüben aus dem Boden gekommen seyen, worauf Nazir Eddin schnell antwortete: „Ganz einfach, denn um nicht weiter, vielleicht gar in's Meer getragen zu werden, versuchte ich, mich am Kraut der Rüben zu halten, da aber der Wind zu heftig war, so ist ganz natürlich, daß sie auf diese Weise herausgerissen wurden.“ Der Gärtner sah auf dieses wohl ein, daß er mit keinem gewöhnlichen Dieb zu thun habe und stellte nun seine dritte und schwierigste Frage: „Wie kommen denn aber meine Rüben in euren Shawl?“ „Auf diese Antwort,“ entgegnete hierauf Nazir bescheiden, „habe ich mich eben besonnen, da kommt Ihr mir dazwischen.“ Der Gärtner scheint kein böser Mann gewesen zu seyn und Spaß besser verstanden zu haben, als der Pascha, welcher Sterndeuter suchte, wenigstens lachte er auf

die launigen Einfälle des Diebes und da er merkte, daß ihm der Hunger diesen Gast in so eigenthümlicher Fügung zugeschiekt hatte, so lud er ihn geradezu ein, mit ihm zu essen. Nazir Eddin war zu sehr vertraut mit guten Sitten und wußte wohl, daß ein wahrer Muselman nie unnöthige Worte verliert, weshalb er der Einladung des Gärtners sogleich Folge leistete, als dieser sein gutmüthiges „Buiran?“ zu ihm sprach, was so viel heißt, als: „Ist's gefällig?“

Nazir Eddin und der Gärtner waren nach Tisch als gute Freunde von einander geschieden und ersterer ging eben seiner Wege, in stillen Betrachtungen versunken, ohne daß aber Jemand erfuhr, was er dachte, weshalb auch die Geschichte nichts darüber berichtet.

Eines aber ist nicht zu läugnen, denn die Geschichte vermag auch das Unrechte nicht zu verschweigen, ob es Gerechte oder Ungerechte verüben. Nazir Eddin fand nemlich einen Kadi herauscht am Wege liegen. Dieser war in einem unfähigen Zustande, daß er ihm leicht die Kleider ausziehen und sich selbst darein stecken konnte. Allein nicht zufrieden damit, spuckte er auch noch auf den Uebertreter der Gebote des Propheten.

Da man nicht wußte, wie Nazir Eddin, welchen jedes Kind auf der Straße kannte, zu den Kleidern eines ehrwürdigen Kadi's gekommen war, so ward er verhaftet und vor den Kadi gebracht. Viele wollen behaupten, daß es derselbe gewesen sey, der gestern das Gesetz so gröblich übertreten hatte, doch ist dieß nicht ganz gewiß, weshalb ich es auch nicht fest behaupten will.

Als Nazir Eddin gefragt wurde, wie er zu diesen Kleidern komme, so wußte er zwar keine genügende Antwort zu geben, allein da er erklärte, er habe dieselben auf der Straße gefunden und sey erbötig, sie ihrem rechtmäßigen Eigenthümer gerne zurückzugeben, so wie sich dieser darum melde, so wußte der Richter nichts weiter zu sagen. Der Schalk Nazir wußte wohl, daß sich Niemand, am wenigsten der Kadi darum melden würde, weil dieser seinen ganzen guten Leumund damit eingebüßt hätte.

Nazir Eddin blieb also ungestört im Besitz der ehrwürdigen Kleider und erndtete, wie dieß in der Welt natürlich, manchen Vortheil davon. So wurde er auch besonders oft zu Gast geladen, wobei er sich natürlich immer sehr herablassend bewies.

So ward er auch einmal eingeladen, da ließ er während des

Essens immer die weiten Ärmel seines Kastans die Teller auswischen. Als der Hausherr merkte, daß dieß geschehen war, befragte er den Gast darum. „Ei!“ meinte dieser, „ich bin ja doch nur wegen meines Kleides eingeladen und da wäre es ja höchst ungerecht von mir, wenn ich so schlecht mit ihm theilte, daß ich ihm gar nichts von den Speisen zu kommen ließe.“

Was der Hausherr darauf erwiderte, habe ich nie erfahren und muß darum die Geschichte hier abbrechen. Da indessen Razir Eddin fortlebte, ob auch die Geschichte Eins und Anderes aufzuzeichnen vielleicht vergaß, so wurde doch noch Manches von ihm laut und besonders auch, daß Razir Eddin verheirathet war und einmal mit seiner Frau zu Tische saß. Diese hatte eben unvorsichtigerweise einen heißen Bissen in den Mund genommen und sich so verbrannt, daß ihr die Augen übergingen. Ihrem Manne war dieß nicht entgangen, und da er sich darüber freute, so fragte er verstellt ernsthaft, im Innern aber voll Schalkheit: „Meine liebe Frau, warum weinst Du? was ist Dir?“ Die Frau, welche ihren Mann recht gut kannte und sich dabei halb und halb schämte, so kindisch gierig den heißen Bissen in den Mund gesteckt zu haben, antwortete jetzt ganz verschlagen: „Ach, liebster Herr, meine arme verstorbene Mutter aß diese Speise so sehr gern, daß ich mich ihrer immer lebhaft dabei erinnern muß, und mir allemal die Thränen kommen.“ Razir Eddin merkte wohl, daß ihm seine Frau in den Sinn gesehen habe, um sich aber unbefangen zu zeigen, steckte er ebenfalls hastig einen Bissen in den Mund und verbrannte sich diesen, wie zur Wiedervergeltung für seine eben begangene Schalkheit. Auch ihm hatte es die Thränen in die Augen getrieben, weshalb ihn seine Frau, sich zärtlich stellend, fragte, warum denn er jetzt weine. Hierauf erwiderte dieser ganz gerührt: „Ach, bestes Weib, meine Thränen haben einen allzu triftigen Grund, denn ich weine darüber, daß eine so vortreffliche Frau, wie Deine Mutter war, nach ihrem Tode eine solche Tochter hinterließ.“

Mann und Frau hatten sich also gegenseitig in Red' und Antwort nichts vergeben und konnten nach Tisch ruhig aufstehen und ihren Geschäften nachgehen, wie sie in jeder Haushaltung vorkommen, obwohl

die ihrige eben keine besonders großartige gewesen seyn muß, denn die Geschichte erzählt, daß einmal in einer Nacht sich auch ein Dieb an die Thüre Razir Eddin's verirrt habe. Seine Frau, welche darüber erwachte, weckte ihn und sagte: „Auf, Effen-di! s'ist ein Dieb an der Thüre.“ Razir drehte sich aber auf die andere Seite, indem er leise sagte: „Sei still und kümmere Dich nicht darum; er mag nur hereinkommen, vielleicht findet er etwas und dann können wir es ihm wieder abnehmen.“

Die Kunst, welche freilich ihren Mann nur selten ernährt, schien Razir Eddin Glück bringen zu wollen, denn die Geschichte erzählt, daß er einmal in den Besitz einer alten Tamboura gekommen und mit dieser als Sänger umhergezogen sey.

Auf dieser Wanderschaft begegnete ihm einmal ein Reisender, der ihn nöthigte, für sieben Para's etwas zu singen. Obwohl Razir behauptete, daß ein Sänger, wie er, um sieben Para nichts singen könne, so zwang ihn jener doch unter verschiedenen Drohungen, weshalb der Sänger endlich begann: „Ich stand und ging an den Ufern der See.“ Dieses wiederholte Razir, so oft der Reisende Weiteres zu hören verlangte und endlich ungeduldig wurde. Jetzt sagte aber der Künstler: „Ei was, mein Herr! Zieht nur noch einige Para's aus der Tasche, um sieben Para's kann ich doch beim Himmel nicht weiter singen.“ Der Reisende mußte nun, wohl oder übel, noch mehr Para's aus der Tasche ziehen und den Sänger besser belohnen, welcher sich seinerseits mit diesem Kunstgriff noch anderwärts manchen Para ersang, so daß es nicht lang währte, bis sich der glückliche Razir einen Esel und einen Sklaven kaufen konnte, worüber er und seine Frau höchlich vergnügt waren.

Mit diesem kleinen Besitzthum nahmen auch verschiedenartige Hausfreunde an Zahl zu und so begab es sich auch, daß einmal einer seiner neuen Freunde kam, um seinen Esel zu entleihen. Auf die Bitte antwortete aber Razir Eddin nur, daß es ihm leid thue, ihm nicht gefällig seyn zu können, allein das Thier befinde sich nicht daheim. In diesem Augenblicke schrie aber der Esel im Stall. Jetzt sagte der Nachbar, welcher ihn entleihen wollte: „Ihr irrt Euch, Nachbar, das Thier gibt ja so eben seine Gegenwart kund.“ Da stellte sich des Esels Eigenthümer über des Nachbarn Mißtrauen empört und wies diesem die Thüre, indem er sagte: „Wie könnt

Ihr so schamlos seyn und einem Esel mehr glauben wollen, als mir?"

So ungern übrigens Razir Eddin auslieh, so gern borgte er. Einmal nur hatte er von einem seiner Nachbarn einen Kessel entlehnt, den er, nachdem er ihn ausgebraucht, mit noch einem kleineren dem Eigenthümer zurückgab. Der Nachbar, sehr verwundert darüber, fragte, was denn das bedeuten solle, daß er jetzt zwei Kessel zurückbekommen sollte, worauf ihm Razir sagte, daß sein Kessel indessen ein junges Kesselein bekommen habe. Der Nachbar, obwohl wissend, daß dieß eine reine Unmöglichkeit sey, konnte doch der Habsucht nicht widerstehen und behielt den kleinen Kessel sammt seinem großen. Bald darauf kam Razir Eddin wieder, um des Mannes Kessel auszuleihen, der ihm auch mit Vergnügen eingehändigt wurde. War ja doch Hoffnung da, daß sich der Kessel wieder vermehren könne. Dieß schien aber dießmal nicht stattfinden zu wollen, denn der Kessel kam aus Razir's Hause nicht mehr zurück, so oft auch der Eigenthümer daran mahnte. Ja, als dieser den gewissenlosen Ausleiher daran erinnerte und zuletzt drohte, sein Recht vor Gericht geltend zu machen, so erwiderte ihm Razir ganz höhnisch: „Ei, Nachbar, Euer Kessel ist längst gestorben, und da Ihr einmal glauben konntet, daß Euer Kessel ein Junges bekommen konnte, so müßt Ihr jetzt auch glauben, daß er gestorben ist. Weiß ja doch Jeder, daß Alles, was einen zeitlichen Anfang hat, auch ein zeitliches Ende haben muß.“

Jetzt merkte der Nachbar wohl, daß er angeführt war und fand es am gerathensten, nie und gegen Niemanden etwas von dem ganzen Handel zu äußern, er hätte doch nur den Spott zum Schaden gehabt.

Einmal saß Razir Eddin bei einem Ententeich und tunkte da fortwährend sein Brod ein, welches er aß. Ein Bauer, welcher des Weges kam, sah ihm eine Weile zu und fragte, warum er denn solches thue? „Ach,“ erwiderte der Verschlagene, „ich bin sehr arm und habe schon die längste Zeit kein Fleisch mehr gegessen, so daß ich mich hier gern mit dem Wasser begnüge, in welchem die Enten herumschwimmen.“ Darüber bemitleidete der Bauer den armen Mann sehr und lud ihn zum Essen ein, wobei sich's Razir ausnehmend schmecken ließ.

Ein Nachbar dieses Bauern, welcher damals mit bei Tische

geessen und weder an solche Armuth noch an solche Begnügbarkeit geglaubt hatte, lud sich bald darauf bei Nazir Eddin zu Gaste. Dieser hatte aber dessen Mißtrauen gemerkt und brachte darum nichts auf den Tisch, als eine Schüssel voll Wasser. Der Bauer, sehr empört über eine solche Verletzung der Hausehre, wollte aufstehen und gehen, indem er sagte: „Was soll das heißen, Eßfendi?“ Darauf entgegnete Nazir: „Das ist von dem Wasser, in welchem gestern ein Hase gekocht wurde, und ein Hase ist doch ein gutes Gericht. Darum thut mir die Freundschaft und laßt es Euch recht gut schmecken, Ihr seht, es ist ja genug da!“ Da konnte der Bauer nicht umhin und mußte der Schüssel voll lauen Wassers zusprechen, wozu er sich ja selbst eingeladen hatte.

Der Himmel wachte sichtbar über dem Hause Nazir Eddins und segnete es mit einem Knäblein. Nazir, welcher eben ausgegangen war, erhielt diese glückliche Botschaft durch seinen Sklaven, der ihm von dem sonstigen Wohlbefinden der Mutter und des Kindes getreue Meldung machte, dann aber auch für seinen wohl ausgerichteten Auftrag um einige Bakschisch bat. Trinkgeld und Bakschisch sind gleichbedeutend und werden überall in der Welt in ähnlichen und entsprechenden Fällen gegeben, weshalb auch Nazirs Sklave um solche bat. Der Herr war aber zum Geben weniger geneigt, als der Sklave zum Nehmen, und sagte darauf: „Ich bin der Vorsehung für den Segen meines Hauses sehr dankbar, kann aber nicht einsehen, was Du dabei für Verdienste hast, drum gehe nur unverdrossen den Geschäften nach, die Dir obliegen und kümmere Dich nicht weiter um meiner Frau Gesundheit.“

Nazirs Söhnlein wuchs zur Freude der guten Eltern heran und entwickelte bald jene glücklichen Anlagen, welche auch dem Vater seinen vielbekannten oft genannten Namen erworben hatten.

Der Alte hatte denn einmal Fische gekauft, um sich und den Seinen einen guten Tag anzuthun. Sey es nun aus angekamelter Sparsamkeit oder aus sonst einer Ursache, kurz der Alte tischte von den Fischen nur die kleinen auf, nachdem er die größeren zurückgelegt hatte. Dem Kleinen war aber dieß nicht entgangen. Bei Tische nahm der Knabe einen der Fische und that, als ob er ihn leise etwas

fragte und hielt dann dessen Maul an sein Ohr, wie auf Antwort horchend. Dem Vater fiel dieß auf und er fragte deßhalb den Jungen, was er denn mit dem Fische habe, worauf dieser antwortete: „Ei, Vater, ich fragte den Fisch um Nachricht über das Schicksal des Propheten Jonas im Bauch des Wallfisches, er aber sagte mir, daß er und seine Altersgenossen zu klein und jung seyen, um hierüber etwas zu wissen, wohl aber wüßten jene größeren und älteren Auskunft zu geben, welche der Vater draußen versteckt habe.“ Da sah der Alte, daß er vor seinem Söhnlein kein Geheimniß haben könnte und holte zur Freude des Kleinen auch die größeren Fische auf den Tisch.

Nazir Eddin wurde allmählig älter und krank und fühlte am Ende auch sein Ende herannahen. Wohl wissend, daß Nichts ewig währe und daß, was von zeitlichem Anfang, auch ein zeitliches Ende habe, fügte er sich gelassen in den Willen des einzigen allmächtigen Gottes. Um sich aber in seinem Grabe so sicher und ruhig, als möglich zu betten, versammelte er die Seinigen an seinem Lager und bat sie, ihn nach seinem Tode doch ja in kein frisches Grab zu legen, wie andere Gläubige. Die betrübten Angehörigen versprachen solches, fragten aber doch auch um die Ursache seines Wunsches, worauf er ihnen still vertraute, daß wenn die richtenden Engel am Tage der Auferstehung kommen werden, so wolle er zu ihnen sprechen: „Ich war ja schon unter euren Händen, was wollt Ihr noch einmal von mir, seht her auf das alte Grab!“

Mit diesem verschied Nazir Eddin zum großen Schmerze der Seinigen und wurde, wie er gewünscht, in ein altes Grab gelegt.

Wie er sich einst mit den richtenden Engeln abfinden werde, muß noch unterm Schleier der Zukunft verhüllt bleiben. Ihr aber, wahre Gläubige, laßet Euch bis dahin nach eurem Tode nur in frische Gräber legen, damit die Engel Gottes Euch finden und nach der Gerechtigkeit des einzigen allmächtigen Gottes richten mögen! Amen!

Das Echo.

Von Wilhelm Kitzler.

An einem schönen Frühlingstage ging Kornelia mit ihrer kleinen Mathilde auf eine benachbarte Wiese, die von einem anmuthigen Haine begrenzt wird. In kindlicher Unschuld sprang die Kleine umher, pflückte Blumen und jagte den Schmetterlingen nach, so daß sie sich ziemlich weit von der Mutter entfernte. Mit innigem Wohlgefallen folgten die Blicke der treuen Kornelia dem glücklichen Kinde, das sich so ganz seiner unschuldigen Freude überließ. Endlich sah die Kleine sich um, und als sie die Mutter nicht sogleich erblickte, wurde ihr bange, und sie rief im zagenden Tone: „Mutter, liebe Mutter, wo bist du?“ Aber zu ihrem Erstaunen rief eine klagende Stimme vom Walde her dieselben Worte. Mathilde erschrak in ihrem Herzen, denn sie dachte, einem zweiten Kinde wäre ein gleiches Unglück begegnet, und sie sah nur forschender umher. Da gewahrte sie die gute Mutter, die, den Angstruf des Kindes hörend, ihr rasch entgegen eilte, und die Kleine flog mit ihren Blumen in die geöffneten Arme der Mutter, und war selig, denn sie hatte ja Die wieder, die sie schon verloren glaubte. Nach der ersten Freude des Wiedersehens gedachte sie auch des Rufes vom Walde her, und ihr kam das unglückliche Kind in den Sinn, welches ebenfalls seiner Mutter rief. „O liebe Mutter,“ bat Mathilde, „laß uns hingehen und dem Kinde suchen helfen, damit es auch wieder seine Mutter findet!“ Kornelia belächelte nicht die Unwissenheit des Kindes, sie erkannte das Walten der Liebe, die gern dem Leidenden hilft, zumal wenn sie selbst einen ähnlichen Schmerz erfahren. Innig drückte Kornelia die Kleine an ihr Herz und machte sie mit dem Echo bekannt. Mathilde war nicht wenig überrascht, als sie die Belehrung der Mutter vernahm, und es gewährte ihr kein geringes Vergnügen, wenn ihr das Echo die Worte wieder gab, die sie ihm zugerufen. Da rief sie auch mit jubelnder Stimme: „Ich habe meine liebe Mutter wieder!“ und die letzten Worte hallte das Echo in das Herz des glücklichen Mädchens.

Der Lehrling von Newcastle.

Von Louis Simon.

Im nördlichen England, in der Grafschaft Northumberland, liegt eine Stadt am Meere, die den Namen Newcastle führt. Es war im Winter des Jahres 1771; ein Landhändler öffnete seinen kleinen Laden und schalt dabei seinen noch sehr jugendlichen Gehülfen wegen seiner Faulheit, da dies seine Pflicht gewesen wäre, als ein Bauer hereintrat, der einen Knaben von etwa dreizehn Jahren an der Hand führte.

Ach, Sie sind schon da! sagte der Kaufmann, indem er seine Strafpredigt abbrach; es freuet mich, daß Sie so pünktlich sind; Sie bleiben den Tag über doch bei mir?

Das geht nicht gut, antwortete der Landmann, zu Hause wartet die Arbeit auf mich; ich bringe Ihnen meinen Sohn, und dann will ich wieder zurückgehen.

Der Landmann ließ sich indessen doch zureden; sie traten in das anstoßende Zimmer, wo der Thee schon bereit stand. Der Bandhändler unterhielt sich zumeist mit dem Knaben, dessen treuherziger, offener Blick ihm gefallen hatte. Besonders aber sprach er mit ihm von seinem Bandhandel, den er erlernen wollte, und forschte seine Neigungen darüber aus. Der Knabe schien indeß keine besondere Lust zum Handelsstand zu haben, doch auch keine Abneigung dagegen, und war dazu entschlossen, weil sein Vater es gewünscht, und weil er nichts dagegen einzuwenden gewußt hatte, denn er fühlte keine Vorliebe für den einen oder den andern Stand.

Der Knabe liebte die Arbeit, hielt auf Ordnung und Pünktlichkeit überall, und sein Lehrherr war mit ihm sehr zufrieden. — Ich freue mich, daß du Geschmack am Geschäfte gefunden hast, sagte er ihm eines Tages. — O, mein Herr, erwiederte der Knabe, ich treibe das Geschäft gerade jetzt nicht mit mehr Liebe als früher, aber da ich darin bin, muß ich es doch wohl ordentlich machen. —

Während der Kaufmann die Gleichgültigkeit seines Lehrlings be-

dauerte, konnte Herr Williams, der junge Gehülfe, dessen Fleiß nicht genug bewundern. Er selbst hatte den Kaufmannsstand aus reiner Neigung erwählt, war schon längere Zeit dabei, und sehr oft waren ihm seine Pflichten und Geschäfte eine wirkliche Last. Williams war jedoch ein guter Kamerad, er wollte dem jungen Lehrlinge gern gefällig seyn, und deshalb lud er ihn oft zum Spaziergehen ein. Meistens lehnte dieser solche Aufforderungen ab, an einem Sonntage aber, als der Laden geschlossen war, sagte er seine Begleitung zu. Williams hatte ihm vorgeschlagen, ein Steinkohlenschiff, das eben angekommen war, und dessen Besitzer er kannte, zu besuchen. Solcher Einladung konnte der junge Mann auch nicht widerstehen, denn dieses Mal sollte ja die Zeit nicht mit Nichtsthum vergeudet werden, er konnte vielmehr seine Kenntnisse erweitern, und das war sein eifrigstes Bestreben. — Sie gingen zusammen fort. Als sie am Ufer des Meeres angekommen waren, blieb der junge Lehrling ganz überrascht stehen; er staunte diese ungeheure Wassermasse an und die großen Gebäude, welche darauf umher schwammen; sein Begleiter mußte ihn aus dieser stillen Bewunderung, welche ihn ganz erfüllte, aufreißeln, um ihn auf den Kahn aufmerksam zu machen, der sie nach dem Kohlenschiff überführen sollte. Der Jüngling war aber durch die Neuheit des großartigen Anblicks, den der Hafen ihm gewährte, so betäubt, daß er nicht vorsichtig genug war, und in demselben Augenblicke, als er in das Schiff steigen wollte, von der schmalen Leiter ins Meer fiel und auch gleich versank.

Williams war in Verzweiflung, aber er konnte nicht helfen. Da stürzte sich ein muthiger Matrose, der Alles mit angesehen hatte in's Meer, dem Verschwundenen nach, und schon nach zwei Minuten erschien er wieder und hielt den jungen Lehrling in seinen Armen. Dieser kam bald wieder zur Besinnung, öffnete die Augen und sah ganz erstaunt umher; dann betrachtete er sinnend das treulose Element, schüttelte das Wasser von sich ab, so gut es anging, und reichte dem Matrosen treuherzig die Hand. „Ich danke Ihnen, lieber Herr, Sie haben mir das Leben gerettet, aber in vierzehn Tagen muß ich schwimmen können, denn zwei Mal darf mir solches Unglück nicht begegnen.“ Dann sprang er fest aufs Schiff, lief von einem Ende zum andern, suchte sich über Alles zu belehren, und konnte sich nicht satt schauen und nicht satt fragen. Seine Neugierde hatte nichts Kindisches, man erkannte sein ernstliches Bestreben sich zu belehren, und dies erwarb ihm gleich im ersten Augen-

blicke die Zuneigung aller Schiffsleute; auch hatte ihm sein unerschrockenes und dreistes Benehmen, als er aus dem Wasser gerettet wurde, Aller Achtung verschafft.

Von diesem Tage an war der Lehrling weniger aufmerksam und weniger pünktlich. Seine Arbeit war ihm noch langweiliger. Welcher Unterschied zwischen dieser engen Bude, wohin kaum das Tageslicht drang, und diesem großen Gebäude, das auf dem Meere schwamm, und das den Strahlen der Sonne eben so offen stand wie der frischen Luft der See! Wie konnte man nur die ärmlichen Beschäftigungen eines Posamentierladens mit dem Leben auf solchem Schiffe vergleichen; wer hätte noch ferner Lust gehabt, ein Quentchen Seide oder ein Pfund Baumwolle zu verkaufen, wenn man den Trieb in sich fühlt, die Natur zu studiren, die Elemente zu bekämpfen, den Menschen zu helfen und beizustehen? So oft unser Lehrling einen Augenblick frei hatte, ging er an den Hafen, und hier fand er immer einige Matrosen, die ihn lieb gewonnen hatten und ihn gern im Schwimmen unterrichteten.

Seine Lernbegierde und seine Unerchrockenheit überwandten alle Schwierigkeiten, und ehe ein Monat vergangen war, konnte er schwimmen. Auf die Vermittelung des Herrn Williams und durch andere Bekanntschaften hatte er einige Bücher über Schifffahrt und einige Reisebeschreibungen erhalten; hierin studirte er so fleißig, daß sein Herr ernstlich unzufrieden mit ihm ward. Der gute Mann konnte seinen Lehrling nicht begreifen, denn in der ersten Zeit war er ganz anders gewesen, „Williams hat ihn zum Nichtsthun verleitet,“ sagte er, und nahm sich vor, ihn ernstlich zu beobachten. Als er eines Morgens früh 7 Uhr in seinen Laden trat und noch nichts für den Verkauf ausgebreitet fand, konnte er seinen Aerger nicht länger verbergen und rief: „Aber was wird denn hier gethan, meine Herren? scheint es doch, als ob Sie von Ihren Zinsen lebten, und Sie besonders (das sagte er zum Lehrling), worauf rechnen Sie denn? Ihr Vater hat Nichts, das er Ihnen hinterlassen könnte!“

„Doch einen ehrlichen Namen, auf dem kein Vorwurf lastet,“ erwiderte lebhaft der junge Mann.

„Das ist ohne Zweifel recht hübsch, aber davon kann man nicht essen, und bei Ihren Büchern und Spaziergängen nach dem Hafen werden Sie es nicht sehr weit bringen.“ — „Und warum nicht? ich lerne durch beides manches Gute und Nützliche.“

Der Krämer fing an zu lachen. „Gewiß,“ sagte er ironisch, „Sie werden einst ein großer Mann, ein zweiter Columbus und Ihr Name berühmt werden in aller Welt.“ Und zornig fuhr er fort: „Auf diese Weise suchen junge Leute sich zu entschuldigen, denken daß jeder andere Stand besser sei, als der, welchen sie erwählten. Williams fand, daß sein Herr recht hatte, und wagte kein Wort zu erwidern. Der Lehrling aber war entschiedener, er faßte sich ein Herz und antwortete seinem Herrn ganz muthig: „Oft oder mehrere Male seinen Lebensberuf zu ändern, ist gewiß unrecht,“ sagte er, „aber wenn wir aus Nothwendigkeit oder aus Zufall unsern Stand gewählt haben, und später fühlen, wozu wir eigentlich Neigung haben, da ist es schon erlaubt, ihn zu ändern.“

„Sie sind ein ganz guter Redner geworden,“ rief der Krämer, „was soll darnach kommen? Nicht wahr, Sie möchten gern zur See gehen?“ — „Ja, das möchte ich!“ — „Und was wollen Sie werden?“ — „Matrose!“ — „So, ein schöner Stand, eine schöne Zukunft!“ — „Ich weiß nicht welches meine Zukunft seyn wird,“ erwiderte der junge Mann mit Begeisterung, ich werde die Wunder der Natur studiren, und wenn ich auch mein Leben lang Matrose bleibe, wie Sie es mir vorherfagen, so werde ich mich trösten und denken, daß ich doch auch genügt habe.“ — In Folge dieser Unterredung beillte sich der Posamentierer, an den Vater des Lehrlings zu schreiben, damit er ihn von seiner Thorheit, wie er seine Lust zur Marine nannte, abbringen sollte; aber der brave Mann zog es vor, die Wünsche seines Sohnes zu begünstigen und kurze Zeit darauf nahm ihn Herr Walker mit Freuden in sein Schiff auf. Williams glaubte, daß er ebenfalls Neigung zur See habe, wie sein junger Freund, und wollte auch Matrose werden; aber leider rechtfertigte er die Vorherfagung seines Lehrherrn. Nach der ersten Reise schon fand er die Arbeit zu hart; er wählte also einen neuen Stand, der ihn auch bald zum Ueberdruße ward. Der junge Lehrling aber war voll Thätigkeit und Muth; er bewies, daß seine Neigung zur See keine kindische war, und wurde bald einer der besten Matrosen der Mannschaft, suchte seine Kenntnisse zu erweitern, war fleißig und allgemein geachtet. Als er 27 Jahre zählte, ließ er sich auf einem königlichen Schiffe einschreiben. — Ihr Name und Ihr Alter? fragte ihn der Offizier.

James Cook, geboren zu Marton, den 27. October 1728, antwortete der junge Offizier.

Dreizehn Jahre später wollte die englische Regierung eine große wissenschaftliche Expedition unternehmen; der Plan der Reise war vor-gezeichnet, die Instruction niedergeschrieben, es fehlte nur an einem tüch-tigen Manne, dem man die Leitung des Unternehmens anvertrauen könne.

Da wurde James Cook vorgeschlagen. Er war nur Lieutenant, aber er hatte in Indien vielfache Beweise seines Muthes abgelegt. Seine astronomischen Kenntnisse machten ihn besonders befähigt. Er wurde angenommen, und die ganze gebildete Welt richtete ihre Blicke auf James Cook, den berühmten Reisenden, der, als er von dieser ersten Expedition zurückkam, und zwar am 21. Juni 1771, neue Entdeckungs-reisen unternahm, und in weniger als zwölf Jahren dreimal die Reise um die Welt machte

Am 14 Februar 1779 wurde Cook auf der Insel Hawai von den Insulanern erschlagen. Der Lehrling von Newcastle hat einen un-sterblichen Namen hinterlassen.

Briefwechsel.

Von Aurelie.

(Fortsetzung.)

Marie an Clara.

Reißen, den 2. September.

Du hast sehr wohl gethan, liebe Clara, mir endlich Nachricht von Euch zu geben und sollst Dank haben, daß Du es so hübsch und ausführlich thatest. Ich glaubte wahrlich, Du wärst in die Hände der Bravi gefallen, und ich hätte unter solchen Umständen all' mein Hab und Gut gegeben, Dich loszukaufen, Clärchen; denn mir wird die Zeit der Ferien oft lang ohne Dich! Statt einer Räuberbande aber hält Euch nur die Schönheit des Landes gefangen, und da muß ich mich wohl geduldig ergeben, bis Euch das Heimweh endlich doch wieder in unsere Arme führt. Noch sind die meisten Pensionairinnen nicht wieder eingeflogen; ich fühle mich daher zuweilen sehr einsam. Madame P*** wohnt bis jetzt mit ihren Kindern und mir auf ihrem Landstz

bei Reisen; wärest Du hier, wie wollten wir die schönen Herbsttage genießen! So bin ich ganz allein auf meine Ausarbeitungen angewiesen, und muß mich auch in den Feierstunden mit meinen eigenen Gedanken unterhalten. Die letzteren sind nicht von so großem Gewicht, daß ich sie Dir mittheilen dürfte, und wollte ich meinen Brief damit ausfüllen, so hättest Du alles Recht mich auszulachen. Ich ziehe es also vor, Dir gleichfalls nicht mehr nicht minder als eine Reisebeschreibung mit ihren Abenteuern zum Besten zu geben. Du staunst? Aber es ist kein Fleck der Erde so klein, daß man ihn nicht mit Nutzen bereisen könnte, und dem Naturforscher ist gewiß die Beobachtung eines Grashalms eben so interessant, als die des gestirnten Himmels. Also, liebes Clärchen, ich nehme mir ein Beispiel daran, daß ein berühmter Schriftsteller einst eine Reise durch seine Stube beschrieb, und Du sollst nun meine Reisen durch unsern Garten lesen müssen.

Ein wunderschöner Morgen lockte mich neulich hinab in's Freie. Die Vögel waren alle schon wach und sangen ihr Lied, während ich meine Freude hatte an ihren Stimmen, an den freundlichen Lichtern, die die Baumstämme erhellten, an dem glitzernden Thau, an der Luft, kurz an der ganzen Natur.

Wenn man so einsam wandelt, fällt der Blick auf jedes Blatt, auf jedes Thierchen, das am Boden kriecht: jede Ameise, die an mir vorüberzieht, um ihr Ei geschäftig an seine Stätte zu tragen; jede Biene, die auf den Blumen des Gartens sich wiegt, ist dann mein Kamerad, der mit mir dieselbe Minute aus der Ewigkeit auf seine Weise genießt, mit mir zugleich sich sonnt, athmet und sich des Lebens freut. Wie mir so schien, wir seyen Alle zufrieden auf der Erde, auf den Baumzweigen und in den Lüften, gewahrte ich vor meinen Füßen einen Schmetterlingsflügel, den der Morgenwind gefaßt hatte und auf dem Boden vor mir hertrieb. Ich strebte ihn zu fassen, um seine Farbenpracht zu bewundern, und da ich ihn endlich erreichte, sah ich, daß es kein Flügel, sondern ein kranker Schmetterling war, der, als eine augenblickliche Windstille ihm Ruhe gönnte, vergeblich strebte, sich aufzurichten, und immer wieder nach einer Seite hin umsank; ich hob ihn auf und fand ihn an dem einen Flügel entfärbt; welches Schicksal ihn in diesen Zustand gebracht hatte, ob eine Quetschung oder das Reiz einer Spinne, konnte ich nicht errathen; doch trug ich ihn auf meiner Hand dem Gartenhause zu, um ihn ferner vor den Tücken des

Windes zu schützen. Wie ich nun sah, daß er seinen schönen und seinen erblaßten Flügel beide in den Sonnenstrahlen aufschlug, überzeugte ich mich, daß er an allen Gliedern gesund und also wohl nur matt und entkräftet sey. Sobald ich ihn daher an sicherem Ort wußte, ging ich in den Garten zurück, pflückte einen Strauß von den verschiedenartigsten Blumen und setzte meinen Patienten darauf. Anfangs schien er ganz theilnahmslos für alle die Leckerbissen, die ich ihm angeboten hatte, und schon glaubte ich, die rechten Blumen nicht gefunden zu haben; aber nachdem ihm die Sonnenstrahlen immer mehr Kräfte verliehen, sah ich, wie er seinen langen Rüssel langsam aufrollte und hinabließ in den Kelch einer Blume; dann ward der Rüssel wieder nach innen zusammengerollt und trug die süße Kost dem Gaumen des Blumenschmeckers zu, und so ging es von einer Blume zur andern; anfangs mit sehr langsamen Schritten, dann immer schneller, und ich sah an der Hast, mit welcher er bald alle Blumenkelche geleert hatte, daß er vorher wohl dem Hungertode nahe gewesen seyn mußte. Ich säumte nicht, ihm einen andern Strauß zu holen, mit dem er auch noch fertig wurde; dann nahm ich ihn mit auf mein Zimmer, und er ward nun sechs Tage lang an Deiner Stelle mein Stubenkamerad, hatte aber die nächsten Tage keinen so unersättlichen Appetit, sondern nährte sich nur von einigen Kleeblumen. Nie hat wohl die Mahlzeit eines Fürsten einen aufmerksameren Zuschauer gehabt, als die des Schmetterlings an mir, und nächst der Theilnahme an seiner Genesung besohnte mich die Freude, ihn so in nächster Nähe mit seinem merkwürdigen Rüssel beobachten zu können, was er mir im gesunden Zustand wohl schwerlich erlaubt haben würde. Nach Verlauf einiger Tage lernte er wieder ein wenig flattern, und ich öffnete ihm öfter das Fenster, um ihn durch die Luft zu stärken und zum Fliegen einzuladen; aber er verließ den gastlichen Blumenstrauß noch immer nicht. Endlich setzte ich ihn sammt den Blumen auf das Fensterbrett, wo er sich als Convalescent noch einen ganzen Vormittag sonnte, dann dem nächsten Baume zuslog, als wollte er mir noch eine Weile den Anblick seiner ausgebreiteten Flügel gönnen, und endlich sich so weit und hoch in den blauen Raum verlor, daß ich meinte, er flöge den Tönen nach, die von oben herab eine Lerche erschallen ließ. Ich habe seitdem nichts wieder von ihm erfahren.

Nun, das wäre mein erstes Reiseabenteuer im Garten; höre jezt auch von dem zweiten.

Die Schwüle der lezten Tage war durch einen erquickenden Gewitterregen abgekühlt worden, und nicht nur die schwarzen Schnecken bekamen Lust, einen Spaziergang zu versuchen, sondern auch die kleine Amalie und ich hatten uns in den Garten gewagt und schritten mit aufgeschürzten Kleidern und hoch aufgehobenen Füßen durch die tröpfelnden Alleen und Büsche. Die Sonne kam eben wieder hervor, ein Regenbogen wölbte sich über den Garten und berührte die untern Zweige der alten Kastanien und den Rasen. Die Schwalben flogen in weiten und engen Kreisen in großen Schwärmen umher und sammelten sich dann alle auf einer Linde, als hätten sie dort einen Congress abzuhalten. Wir sogon in vollen Athemzügen die feuchte Luft mit ihnen ein. Auf einmal stand Amalie still und sagte, „sieh, da liegt ein Stück zusammengerolltes Seidenpapier, das scheint ganz trocken geblieben.“ Ich bückte mich und hob es auf, es war in der That trocken, und schien etwas darin eingewickelt. Ich sah wohl, daß es kein Papier, sondern ein Gespinnst sei, und wollte es eben untersuchen, als ich auf meiner Handfläche etwas krabbeln fühlte und mit Entsetzen entdeckte, daß ich zugleich mit dem Päckchen eine große Spinne aufgehoben hatte. Du kennst meinen Abscheu vor den Thieren, ich stieß einen Schrei aus und warf das Päckchen, welches das Ungethüm trug, weit weg. „Was thust Du?“ sagte die kleine Amalie, griff ohne Furcht den räthselhaften Gegenstand wieder auf und suchte der Spinne die runde kugelförmige Masse zu entreißen, die viel größer war, als sie selbst, und die sie mit den Hinterfüßen gepackt hatte. Ich sah dem Kinde, das so verwegen mit dem Gegenstande meines Abscheus umging, aus einiger Entfernung mit Verwunderung zu. Nicht ohne Mühe gelang es ihr, der Spinne ihre Last abzujaßen, die sich, wie es schien, förmlich zur Wehr setzte. Endlich hielt Amalie die weiße Kugel triumphirend in der einen, die Spinne in der andern Hand und setzte diese auf den Boden. „Sieh,“ sagte die Kleine, „das ist gewiß eine Wolfsspinne, von dieser Gattung hat mir Papa erzählt, daß sie ihre Brut in ein Gespinnst hüllen, welches sie stets auf dem Rücken mit sich herumtragen und das sie nie ohne Widerstand hergeben.“ Während Amalie mich durch ihre naturwissenschaftliche Kenntnisse besäumte, war die Spinne zu unserer Verwunderung wie beobachtend stehn ge-

blieben, dann kroch sie mehrmals im Kreise um das Kind herum, als ob sie etwas suche und endlich ohne Scheu an Amalie hinauf. Diese kam ihr auf halbem Wege mit ihrem Eierbündelchen entgegen, das sie ihr hinhielt, und nun dauerte es nicht lange, so hatte die Spinnemutter ihre Brut wieder auf den Rücken genommen und machte sich sink auf die Beine, gewann den Boden, schien sich erst zu orientiren, ob sie rechts oder links kriechen sollte und nahm endlich ihren Weg in einen hohlen Baumstamm. Nun siehst Du, liebes Glärchen, so ein Stück erlebte Naturgeschichte macht einem viel mehr Freude, als die, welche man sich aus den Büchern holt, und man mißt auch der Wahrheit dessen, was man über die Thiere Merkwürdiges liest nach solchen Erfahrungen mehr Glauben bei; aber auf dergleichen Beobachtungen fällt man eben auch nur in der Einsamkeit unseres Stilllebens. Wir sollten den nämlichen Tag noch einiges Interessante auf unserer Gartenreise erfahren. „Laß uns nach unseren Bohnen sehen,“ sagte Amalie. Die Kleine hatte mich vor einiger Zeit, als ich allerlei säete und steckte, gebeten, von einer Kette aufgefädelter Bohnen, die sie als Spielerei um den Hals trug, mehrere zu stecken, um zu sehen, ob diese trotz des Durchstiches, den sie ihnen geböhrt hatte, wachsen würden. Wir hatten uns schon längst mit Erstaunen überzeugt, daß diese Bohnen wirklich aufgegangen waren, nur schienen sie angefressen, da sie sich nicht regelrecht entfalten wollten. Der Regen mochte jetzt zu ihrem Wachstume beigetragen haben, die Blätter waren entfaltet, aber denke Dir, jedes Blatt jeder Pflanze hatte ein rundes Loch, wie es die Bohnen selbst gehabt. Willst Du jemals einen ähnlichen Versuch machen, so sollst Du wissen, daß der Durchstich nicht in der Mitte der Bohnen, sondern an der Seite durchging. Wir wollten den Gärtner rufen, um ihm unsern Erfolg mitzutheilen, fanden ihn aber eifrig beschäftigt mit der Gießkanne ein Stück Weges zu überschwemmen, das der Regen schon besonders weich und schlüpfrig gemacht hatte. Wir konnten seine Absicht nicht begreifen. „Es ist auch eine nutzlose Arbeit,“ erwiderte er auf unsere Frage. „Zerstören kann ich nun einmal diese Aneisenstraße nicht, es hilft nur auf kurze Zeit. Die Straße kenne ich nun schon zwölf Jahre, und habe sie, wie oft! mit kochendem Wasser heimgesucht. Die lassen sich aber in ihrem Zwecke nicht irre machen.“ Es ist nun einmal der nächste Weg, der die beiden Wohnungen verbindet.“ Wir baten ihn um nähern Aufschluß seiner Worte, und nun führte er uns

an einen alten Kastanienbaum. „Hier,“ sagte er, „ist der Sommerpallast dieser Gesellschaft, und von hier aus geht die Straße zu den Winterwohnungen am entgegengesetzten Ende des Gartens.“ Da wir nicht den nächsten Weg durch Busch und Gras einschlagen konnten, wie die Ameisen selbst, so hatten wir zweihundert Schritte zu gehen, und ungefähr halb so lang mochte die Chaussee der Ameisen sein. Bei einigen Büschen, die einen ungeheuer großen Ameisenhaufen bargen, den ich früher nie bemerkt hatte, stand der Gärtner still. Es war alles schwarz von der Bevölkerung, und er zeigte uns nun die verschiedenen Richtungen, die nach mehreren Seiten des Gartens führten. Er grub dann mit den Händen in den tiefen Sand hinein, um uns die künstlich gemauerten unterirdischen Gänge und Kammern, wo die Eier aufbewahrt lagen, zu zeigen, während die armen Ameisen in großer Verwirrung hin und her rannten: „Das werden sie Alles in wenig Tagen wieder in Stand gesetzt haben,“ sagte der Gärtner; „ich habe keine andere Hoffnung, sie zu vertreiben, als daß ihre Feinde, die Rothten, ihnen einmal den Garaus machen, mit denen kann man auch dann leichter fertig werden.“ Mit den Rothten war diesmal ein anderer großer Haufen rothgefärbter Ameisen gemeint, die unsern davon sich im Rasen angebaut hatten. „Aber,“ sagte er, „die weichen sich wie kluge Völker vorsichtig aus, um Krieg zu vermeiden. Nur hin und wieder verirrt sich eine in den fremden Haufen und wird dann sofort umgebracht.“ Der Gärtner gab uns gleich ein Beispiel als Beleg seiner Worte, er nahm eine der großen rothen Ameisen, warf sie auf die oben erwähnte Landstraße der kleinen braunen, wo sie aber eilends die Flucht ergriff und einen Seitenweg einschlug. Nun that er sie in den Haufen selbst, und alsbald ward sie, umringt, von den übrigen Ameisen aufgehoben, und als wir, von Mitleid ergriffen, sie noch retten wollten und sie berausholten, schien ihr schon ein Leides widerfahren zu sein, denn sie konnte lange nicht wieder auf ihre Füße kommen und auch dann nur matt schleichen. Wir trugen sie wieder zu den übrigen, wo sie ebenso umringt war, aber diesmal wie es schien von theilnehmenden Freunden: sie berührten ihre Fühlhörner mit den ihrigen, und nachdem man auf solche Weise sich verständigt hatte, und die Ameise sich zu erheben anfang, ging jeder zu seiner Arbeit zurück. Da hast Du nun die Erfahrungen meiner zweiten Gartenreise, und ich frage Dich, ob man in die Fremde zu gehen braucht, um Merkwürdi-

ges zu erleben? Dafür aber, daß Du diese Wanderung durch den Garten mit anhören mußt, will ich Dir nun auch erzählen, daß ich hier unterbrochen wurde, weil uns Madame P. vorschlug, eine Reise außerhalb des Gartens, d. h. einen Spaziergang nach Meissen zu machen, um das Schloß, die jetzige Porzellan-Fabrik, und den Dom zu sehen. Ich kann Dir sagen, daß ich sehr erbaunt von dem Einen und sehr befriedigt von dem Andern zurückgekommen bin, und ich glaube nicht, daß Deine italienischen Kirchen Dich mehr entzückt haben werden, als mich dieses Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit seinen merkwürdigen sogenannten höckerigten Thürmen, das so reich an herrlichen Verzierungen und Denkmälern aus früherer Zeit ist. Als dessen Erbauer nennt man Kaiser Otto I. Die Kirche brannte im vierzehnten Jahrhundert ab, wurde von mehreren Bischöffen wieder aufgebaut, bis auf die beiden westlichen Thürme, die später vollendet wurden, aber schon im fünfzehnten Jahrhundert vom Blitze entzündet, abbraunten, und seitdem nicht wieder hergestellt sind. Um die Gewölbe zu schützen, hat man die Thürme durch eine Plattform ersetzt, von der man eine herrliche Aussicht auf die Stadt Meissen, die Elbbrücke, die Weinberge und die vielen Krümmungen des Flusses und seiner fruchtbaren Ufer hat. Von dort wanderten wir nach der Fabrik im Schloß, die gegenwärtig mehr als fünfhundert Arbeiter beschäftigt. Du hast wohl nie daran gedacht, liebe Clara, wenn Du in ruhiger Behaglichkeit die Frühstückstasse zum Munde führtest, wie viele Hände, wie viele mühselige Arbeit dazu nöthig waren, dies Gefäß zu Stande zu bringen? Ich gestehe Dir, daß es mir einigermaßen das Wohlgefallen an der hübschen Form verdorben hat, wiewohl es den Respekt erhöht vor der Nützlichkeit einer Erfindung, die, wie so mancher andre Luxus, zum Erwerb zahlreicher Menschen dient. Du wirst wissen, daß das Material, das man zur Porzellan-Vereitung verwendet, Porzellan-Erde ist. Um diese flüssig zu machen, bedarf es vieler chemischen Prozesse und jahrelanger Vorbereitungen. Die fertige Masse sahen wir mit den Handgriffen der Töpfer auf der Drehscheibe bearbeiten, und so entstanden vor unseren Augen Teller und Tassen; Vasen und künstlichere Gefäße wurden in Formen abgedrückt. In dem nächsten Zimmer wurden nur Ornamente und Henkel geformt und auf der rauhgetrahten Grundfläche mit dünner Porzellanmasse angellebt. Die vollkommen ausgetrockneten Gegenstände kommen dann in den Verglüh-Ofen, wel-

her dieselben noch nicht gar brennt, aber doch unauslöslich macht. Aus der Hitze des Verglüh-Zimmers traten wir in das, wo die Gegenstände glastet wurden, und erfreuten uns vor allen Dingen an der gemäßigteren Temperatur. Die von dem Präparat des Glasur-Schlammwassers etwa nicht getroffenen Stellen werden mit dem Pinsel sorgfältig ausgebessert, und die soweit fertigen Gegenstände kommen dann in den Brennofen, doch müssen immer, um die Hitze der Defen zu versuchen, Proben gemacht werden und wir sahen eine ganze Menge verunglückter Formen. Die weißen Sachen sind nach dieser Procedur fertig, werden sie aber gemalt, so müssen sie noch einmal der Hitze des Rothglühofens ausgesetzt werden, wo sie mittelst des zugefegten Flusses sich mit der Glasur mischen und einbrennen. Wir waren während der Befestigung dieser verschiedenen Proceffe allmählig aus einem Zimmer in das andere, von einer Etage in die andere gelangt. Viele der Arbeitenden waren bemüht, uns Alles zu erklären, und namentlich die des unteren Geschosses, die ihre körperliche Kraft an der Arbeit üben, schienen gesund und fröhlich. Nicht so war es in dem oberen Stockwerk: die armen Maler, die in einer geheizten Temperatur von 25 Grad selbst während der heißen Sommertage aushalten müssen, weil die Farben schnell eintrocknen sollen, sahen kläglich aus, und erhoben kaum den Blick von ihrer Arbeit, um uns gleichgültig vorüber gehen zu sehen. Gewahrt man dazu aus ihren Fenstern die reizende Gegend, die sich vor ihnen ausbreitet, so kommen sie einem doppelt beklagenswerth vor, daß sie das Alles sehen und nicht genießen dürfen, und ihnen selbst die Sonne zur Qual wird. Einer von ihnen that mir besonders leid, weil sein mit Epheu und Blumen geschmücktes Fenster von seiner Vorliebe für die Natur Zeugniß gab. Endlich stiegen wir noch empor zu den Tassenvergolderrinnen, die hoch oben in dem Thurm-Erker des Schlosses, von wo man ein wahres Panorama überseht, eben damit beschäftigt waren, das in feinen Staub verwandelte Metall mit Pinseln auf die blauen China-Tassen zu übertragen, deren Form und Muster über halb Europa verbreitet sind. Die Vergolderinnen, von denen einige jung und hübsch waren, verläugneten die Redseligkeit ihres Geschlechts nicht, und schienen stichlich erfreut, daß wieder einmal Besucher ihnen Gelegenheit gaben, diese zu üben. Sie erzählten uns viel, unter anderem auch, daß das Metall, welches zuerst grau aussieht, nur durch das Brennen zuletzt die goldige Röthe erhalte. Eine der

älteren Vergolderinnen arbeitete nun schon vierundzwanzig Jahr in der Fabrik. Wie mag einem wohl zu Muthe sein, Clärchen, wenn man einen solchen Zeitraum vom frühen Morgen an bis zu den Stunden, wo die Abendsonne selbst anfängt, die Fenster der Fabrik zu vergolden, Goldstaub auf Tassen malen muß? Wie mag da in solch' ein eintöniges Leben, ein Feiertag hineinschallen, und welches lang nachtönende Echo von Erinnerungen mag er hinterlassen, wenn die Vergolderin wieder an ihrem chinesischen Muster arbeitet. Ja, liebes Clärchen, es ist doch wohl gut, manchmal daran erinnert zu werden, wie uns das Schicksal im Vergleich mit so vielen Tausenden bevorzugt hat. Wäre ich nur im Stande gewesen, die Stelle einer solchen Arbeiterin 8 Tage lang auszufüllen, wie gerne hätte ich sie abgelöst, um sie die schöne Herbstzeit einmal froh genießen zu lassen.

Nun, liebste Freundin, wirst Du die Geduld haben, diesen langen Brief voll microscopischer Beobachtungen mitten unter den Eindrücken Deiner schönen Reise zu lesen? Ich hätte wohl besser gethan, nicht so viel Seiten auszufüllen, und Dir nur zu wiederholen, wie ich Dich so von ganzem Herzen lieb habe. Dazu ist aber auch jetzt noch Platz, und da ich weiß, daß Du gern in Gedanken mit mir fortlebst, so wie ich an allem, was Dir begegnet, lebhaften Antheil nehme, so glaub' ich, Du wirst gern einmal auf einer langweiligen Chaussee in der stillen Ecke des Wagens diese Zeilen lesen. Lebe wohl, liebe Clara, Madame P., ihr Mann und die Kinder grüßen.

Deine

Marie.

P. S. Da ich für die Besorgung dieser Zeilen zufällig eine Gelegenheit gefunden habe, so schließe ich noch ein paar Briefe meines Bruders mit an: den ersten fand ich schon bei meiner Rückkunft von Belgoland hier vor.

Eduard an seine Schwester Marie.

Den 6. August 184...

Lange, liebe Marie, hast Du nichts von mir gehört — ich war mir selbst zu viel — und da giebt man nicht gern noch in Briefen einen Abdruck der Stimmung, die man scheinbar nur mit dem eigenen

Wesen ablegen könnte. Du hast mir oft gesagt, daß meine Briefe eine mobile Physiognomie haben, und daß Du aus ihnen eben sowohl als aus den Zügen meines Gesichtes Alles herauszulesen verständest, was ich verschweigen möchte; deßhalb eben schrieb ich nicht. Was mir eigentlich fehlte, kann ich Dir nicht recht sagen — vielleicht habe ich wirklich nur in Folge einer körperlichen Verstimmung das Leben durch zu trübe Brillen gesehen. Zu solcher Einsicht war ich selbst gekommen und beschloß mich zu zerstreuen, öfter Gesellschaften und Schauspiele zu besuchen; aber überall nahm ich meine Verstimmung mit, Alles verdarb mir meine Kritik, mich ärgerten die unschuldigsten Lächerlichkeiten der Menschen eben so sehr, als sie mich ehemals unterhalten hatten, und ich fühlte mich jedesmal erleichtert, wenn ich in die Einsamkeit meines Zimmers zurückgekehrt war. In einer solchen Gemüthsverfassung fand mich neulich der Doctor J., dessen humoristisches Wesen mir gerade ganz besonders zuwider war — indessen faßte ich mich, so gut ich konnte bei seiner Erscheinung; denn wenn einem so ein geistiger Gegenfänger über den Hals kommt, hat man die Ambition, ihm bonne contenance zu machen und ja nichts von einer Stimmung zu verrathen, die er doch nicht verstehen würde. Es geht mir mit solchen Menschen, wie mit denen, die sich besonders gerade halten; schnell verschwindet bei ihrem Anblick mein krummer Rücken. Der Doctor ist aber ein Menschenkenner; er hatte auf meinem Gesicht, Gott weiß was, gelesen. „Sie waren gewiß im Begriff, auszugehen, mein Vetter?“ fragte er, „ich werde Sie begleiten, wohin Sie wollen:“ und da es mir eben recht war, daß er mein verrathenes Unbehagen bei seiner Erscheinung so auslegte, ließ ich ihn dabei. Wir gingen also den Weg, über welchen alle Berliner nach den 4 Himmelsgegenden gelangen können, die Linden entlang, die mir langweiliger als je erschienen. „Nun, und wohin wollten Sie eigentlich?“ fragte der Doctor — „ich dachte nur einen weiten, einsamen Spaziergang zu machen,“ sagte ich nach einigem Zögern; „ich glaube, es ist meiner Gesundheit recht nöthig,“ setzte ich hinzu, um eindringlicher zu sein und um vor dem Arzte die Vergebung meiner Unhöflichkeit zu finden. Damit erreichte ich aber meinen Zweck nicht. „Daß Sie weit spazieren gehen, mag Ihnen ganz nützlich sein,“ sagte der Doctor, „aber die Einsamkeit taugt Ihnen gewiß nichts. Verzeihen Sie mir, mein junger Freund, ich beobachtete Sie schon einige Zeit — denn dem menschenfreundlichen Arzte gehören

nicht nur die Patienten an, die sich ihm verschrieben haben — Sie sind unwohl, und auf dem besten Wege, Hypochonder zu werden.“ Ich konnte dem prüfenden Blicke, der diese Worte begleitete, nicht ausweichen. „Ich läugne nicht, Herr Doktor,“ seufzte ich, „daß ich viel von meiner ehemaligen Lebensfröhlichkeit verloren habe; aber das scheint mir die natürliche Folge einer reiferen Lebensansicht, die mir durch mancherlei traurige Erfahrungen zu Theil geworden ist. Hat es nicht eine tiefe Bedeutung, daß man im Gegensatze zu den Leichtsinrigen die Geisteskranken tiefsinnig nennt? Mich blickt jetzt auch aus allen Freuden die Vergänglichkeit an; ich möchte die Vergangenheit vergessen, der Zukunft entgehen können, und so überkommt mich manchmal eine Todes-Sehnsucht, die mir viel eher gesund als krankhaft erscheint.“ „Und doch ist sie krankhaft,“ fiel mir der Doktor in das Wort; „ich könnte Ihnen durch tausend philosophische Gründe beweisen, daß Sie das Leben schlecht verstehen, wenn Sie meinen, durch Umstände zum Lebens-Ueberdruße berechtigt, oder dadurch für ein anderes Leben reifer geworden zu sein; lernen Sie dieses doch erst recht würdigen! Es gibt immer eine Pflicht oder ein Streben, mit dem es auszufüllen ist, aber ich habe es nicht mit Ihrer Vernunft zu thun, sondern mit Ihren Nerven, denn die lähmen die Kraft, mit der Sie einer Stimmung Herr werden sollten, die wenigstens nur ganz periodisch den Lebensmuth und die Fröhlichkeit, mit der wir Gott ehren, untergraben darf.“ Ich weiß nicht, liebe Marie, warum ich halbgeneigt war, dem Doktor Glauben zu schenken, wiewohl ich meine Nerven eigentlich nie empfunden habe; ich fragte ihn, was er mir denn gegen das vorausgesetzte Uebel zu thun rathe? „Bewegen Sie sich viel in freier Natur,“ hub er an. Wir waren in der Zeit allmählig in den Thiergarten gekommen. „Ja, wo ist denn hier freie Natur,“ rief ich aus, „etwa im Thiergarten?“ „Rein, da ist sie freilich nicht; das war eben keine krankhafte, sondern eine gesunde Aeußerung; aber Sie sollen sie aufsuchen, reifen Sie, zerstreuen Sie sich, entweder durch eine Fußreise im Gebirge oder brauchen Sie ein Seebad —“ „Liebster Doktor, das geht gar nicht an; meine Studien unterbrechen, meine täglichen Beschäftigungen und Gewohnheiten aufgeben, das hieße ja, die letzte Fessel lösen, die mich an das Leben knüpft; ich glaube, ich wäre dann im Stande, mich todt zu schießen.“ „Es ist viel interessanter, wenn Sie sich im Eilwagen, als in Ihrem Zimmer todt schießen,“ sagte er und

zwang mir dadurch ein Lächeln ab. Kurz, Marie, er ließ mir keine Ruhe, er kam von der Zeit an täglich, wollte meine Koffer packen und endlich hat er mich soweit gebracht, daß ich morgen wirklich reise; wohin, das findet sich wohl unterwegs, vielleicht lehre ich bald wieder um — einstweilen schiffe ich mich auf dem Sclavenschiff der Eisenbahn bis Leipzig ein. Morgen sollst Du auf demselben Blatt erfahren, was aus mir geworden ist.

Schwarzburg den 12. August.

Allem Anschein nach, meine liebe Marie, bin ich wirklich für das Seebad prädestinirt; ich habe einen angenehmen Reisegefährten gefunden, einen jungen Belgischen Maler, der alle seine Ueberredungskunst anwendet, mich für Ostende zu gewinnen; er selbst will auf kleinen Umwegen in die Heimath zurück, und da er nur die malerischen Wege sucht, so kann ich mir diesen Reise-Marschall gern gefallen lassen; auf die Zeit kommt es mir nicht an, und ich entgehe auf diese Weise der Eilpostreise und der Nothwendigkeit, einen Entschluß zu fassen, zwei großen Uebelständen für mich. Wir sind hier in einer reizenden Gegend: dies Schwarzburger Thal ist von ganz überwältigender Frische und verdiente wohl zu den schönsten Theilen von Deutschland gezählt zu werden; aber es geht mit den Gegenden wie mit Allem, sie sind für den Schwarm der Reisenden auch der Mode unterworfen, und Schwarzburg ist noch nicht en vogue gewesen. Ich freue mich, es in seiner ganzen Einfachheit, Unschuld und Stille kennen gelernt zu haben, um diesen Preis kann man schon mit einem kleinen schlechten Wirthshaus fürlieb nehmen. Das Schloß, das in architektonischer Beziehung wenig Interesse bietet, thront so herrlich auf der Höhe des Berges, der wieder ringsum von Bergen eingeschlossen ist und ein enges, grünes Thal schlängelt sich so anmuthig dazwischen, daß wir nicht müde wurden aus unseren Wirthshausfenstern den Anblick zu genießen. Wir sind tüchtig in den Bergen herungestiegen, das hat mir wohl gethan; ich hätte wahrhaftig Lust, ein Vöte zu werden; ich kenne nichts, was die quälenden Gedanken so beschwichtigt, als der gleichmäßige Schritt, mit dem wir unsere innere Unruhe begleiten; in diesem Wettlauf ermüdet die Seele zuerst und folgt endlich gehorsam den sinnlichen Eindrücken, die der Gehende empfängt. Bald lebt man ganz in der Ge-

gewahrt, steht, hört und athmet die Natur ein, und ertappt sich dabei, wie man, nachdem man eben über ganz andere Dinge nachgedacht, sinnend bei einer Pflanze oder einem Insekt stehen bleibt. Hier kam nun der Anblick einer schönen Gegend und die erfrischende Berg- und Wald-Luft dazu, und als wir die alte Kloster-Ruine Paulinzelle erreichten, war mir wider Willen so wohl zu Muth, daß ich anfangs, dem Doktor Glauben zu schenken. Unsere geistige Gesundheit mag wohl darin bestehn, daß wir wenigstens augenblicklich immer wieder auferstehn zum Frohsinn und zur Genußfähigkeit. Diese Elasticität können uns wohl die Nerven auch rauben.

Die alte byzantinische Ruine gehört gewiß unter die wohl erhaltensten in Norddeutschland: sie ist zum Theil ganz mit Moos, Gras und Bäumen bewachsen; das macht sie um Vieles schöner und romantischer, aber die Wurzeln dieser malerischen Vegetation drohen doch Gefahr zu bringen, und endlich den Stein zu zersprengen. Nachdem wir unsere Mädigkeit in Schwarzburg verschlafen hatten, woran uns das unheimliche Gebrüll der Firsche in der Nacht beinahe gehindert hätte, so daß wir den Tag noch zu Hülfe nahmen und ihn gleich mit einem Mittagsbrod beginnen konnten, setzten wir unsere Fußreise fort. Der Weg nach Rudolstadt ist durchaus schön; er geht längs der Schwarzza fast immer im Thale hin, und krümmt sich so vielfach, daß die Gestalt der Berge jeden Augenblick wechselt. Sie sind größtentheils mit Laubholz bewachsen, und von so ansehnlicher Höhe, daß ich lebhaft an eine Tyroler Gegend des Mittelgebirges erinnert wurde.

Das Rudolfsstädter Schloß liegt auch sehr malerisch und die ganze Umgebung ist blühend und freundlich, aber nicht so romantisch, als Schwarzburg. Die Aussicht vom Schlosse auf die Stadt ist dagegen schöner, als die vom Schwarzburger. Wir haben auch Schillers Denkmal aufgesucht. Hier hat die Armut die Leute sinnig gemacht. Weit von der Stadt jenseits des Flusses in der reizendsten Landschaft, da wo Schiller selbst in seiner Jugend und Liebeszeit geträumt und gedichtet hat, ist seiner Erinnerung ein Platz geweiht, den er oft aufzusuchen pflegte. Am Felsenrücken längs der Saale führt ein einsamer schmaler Fußsteig dahin, ein wahrer Dichterspfad. So oft sich das Gebüsch öffnet, hat man die freundlichste Aussicht auf Fluß und Thal. Etwa nach einer halben Stunde Weges gelangt man an einen beschatteten Platz; da steht auf der ausgehauenen Felswand die schöne

Büste des Dichters in Bronze. Der Felsen bildet zugleich ihr Piedestal und Dach. Die Stelle ist bezeichnet mit Worten des Dichters, die Gott und die Schöpfung besingen, und hier angebracht, seinem eignen Gedächtnisse wie im Echo ein Loblied nachtönen lassen.

Wer an diesem Orte gewesen ist, wird empfunden haben, daß Schiller hier, wenn nicht viel Ehre, doch viel Liebe geschehen ist, und was kann mehr Befriedigung geben! Wir verweilten lange dort; als wir den Rückweg antraten, ging der Mond herrlich über der Gegend auf. Wir geriethen in ein Gespräch über unsere Literatur, die mein junger Begleiter sehr inne hat, und dadurch auf Irrwege, ich weiß nicht, ob auch im geistigen Sinne, aber der Fußsteig nach Rudolstadt war unsern Augen plötzlich entschwunden, und wir hatten Mühe, bei dem wechselnden Licht des Mondes, das uns oft ganz von den Wolken entzogen wurde, die Richtung nach der Brücke wiederzufinden. Eine arme Frau, die Holz im Busch gesammelt hatte und jetzt heimkehrte, gab uns Bescheid, nicht ohne ihre Neugier befriedigt zu haben, „woher wir denn eigentlich kämen? Ach, von Schillern,“ sagte sie mit einer Art von Satisfaktion. „Na, warten Sie, ich will Sie selbst zur Stadt begleiten.“ Wir fragten, ob sie ihn gekannt habe? „Ei freilich hab' ich ihn gekannt, den freundlichen lieben Mann, wie er noch mit seiner Braut ging — jetzt lebt nur noch die Tochter hier, die hat einen Baurath geheiratet — er ist Wittwer, hat viel Kinder, die hat sie gepflegt und erzogen, als wären es die eigenen — nach Jahren hat sie selbst eines bekommen und da war sie so glücklich, aber das ist nun auch gestorben.“ Unter diesen Mittheilungen über die Schiller'sche Tochter, deren Güte und Wohlthätigkeit sie nicht genug rühmen konnte, brachte uns die gute Frau zur Stadt. Auf die Frage, ob sie wohl jemals Etwas von Schiller gelesen habe, erwiderte sie: „Das will ich meinen; in den langen Winter-Abenden, da haben uns die Nachbarn immer mitunter was geborgt; die Räuber und Wilhelm Tell; unser Junge, der lernte auch schon in der Schule ein Gedicht von ihm, wie war's doch gleich.“ — Nachdem ich ihrem Gedächtniß nach eiflichen vergeblichen Versuchen durch Stellen aus der Glocke zu Hülfe gekommen war, trennten wir uns von der gutmüthigen Alten, und drückten ihr unsern Dank durch das Geschenk eines Theaterbilletts für ihre Tochter aus. Eine ambulante Truppe gab den Tag in dem Rudolstädter winzig kleinen Theater die Hugenotten. Du kannst Dir

denken, daß wir nicht geneigt waren, sie anzuhören. Ich sage Dir für heute nur, daß ich mich von meinem Reisegefährten trenne, da er mir Ostende zu lebendig und weltlich schilderte. Ich werde eine einsame Küste aufsuchen. Welche, erfährst Du aus meinem nächsten Briefe; vorläufig habe ich die Karte vor mir ausgebreitet, und will mir das meerumspülte Fleckchen Erde aufsuchen, das meinem Bedürfnisse das entsprechendste scheint.

Dein treuer Bruder
Eduard.

(Schluß folgt.)

Der Panther oder Pardel.

(Fells Pardus, Panthera vulgaris.)

Von Grünewald.

Dieses merkwürdige Thier gehört, wie der Löwe, Tiger, Leopard u. s. w., zum Raubgeschlecht, denn er hat die körperlichen Eigenthümlichkeiten der Raue, jedoch in einem größern Maßstabe. Er erreicht, bei einer Höhe von drei, eine Länge von sechs Fuß, ohne den Schweif, der etwa zwei Fuß lang ist. Sein Fell ist etwas langhaarig, braungelb, am Bauche gelblich weiß, und der ganze Körper ist mit schwarzen, geringelten Flecken geschmückt, welche der Leopard etwas kleiner hat, wogegen das Fell des Tigers braungestreift ist.

Der Kopf des Panthers ist rundlich dick. Die Ohren sind kurz, die Augen voll Feuer. Sie stehen vorn im Gesicht und nicht wie bei andern Säugethieren an den Seiten. Die Nase ist stumpf; das Maul mit sehr starken, ziemlich langen Zähnen und mit Barthaaren versehen, die ihm als zartfühlende Taster dienen, indem er sich oft im Dunkel der Wälder durch allerlei dichtes Gesträuch durcharbeiten muß. Seine gewaltigen Taten sind mit scharfen, einziehbaren Klauen versehen. Sein Vaterland ist das heiße Afrika. Er ist sehr gewandt in seinen Bewegungen und springt in weiten Sätzen auf seinen Raub los. An Stärke und Wildheit übertrifft er den Leopard. Trotzdem läßt er

sich zähmen, und sogar zur Jagd abrichten, wenn er noch ganz jung gefangen wird. Man erzählt von so gezähmten Pantheren, daß sie besonders an Kinder anhänglich sind, ja sie förmlich lieblosen.

Die Pantherjagd bleibt aber bei der großen Gewandtheit, Stärke und Wildheit dieses Raubthieres immer etwas sehr Gefährliches. Doch hat eben seine blinde Wuth auch schon manchem kühnen Jäger das Leben gerettet; so z. B. einem Engländer, der durch einen Seitensprung, womit er dem plötzlichen Angriffe des Thieres auswich, seinen Hut verlor. Wüthend stürzte der Panther darauf los, und während er ihn in Stücke zerreißt, gewinnt der Engländer die nöthige Zeit, um auf einen Baum hinaufzuklettern. Mit der Vernichtung des Hutes fertig, erblickt erst der mordsüchtige Panther seinen eigentlichen Feind, und schickt sich an, auch auf den Baum zu klettern. Glücklicher Weise hatte der Engländer noch ein geladenes Pistol bei sich, und es ist ihm damit ein leichtes, den ihm bereits nahe gekommenen gefährlichen Feind zu erlegen.

Schon die Römer kannten diese wilden Raubthiere. So gab Kaiser Augustus dem vergnügungssüchtigen Volke ein Schauspiel zum Besten, wo über 400 Panther und Leoparden gegenseitig sich zerfleischten. Auch zu den Zeiten der Christenverfolgung wurden Christen, um ihres Glaubens willen, wilden Thieren vorgeworfen. Ja selbst unter dem sonst gebildeten Kaiser Trajan starb in Rom Ignatius, Bischof von Antiochien, um des christlichen Glaubens willen, den Martyrtod unter den Bissen wilder Raubthiere. Dieß alles geschah vor den Augen der sogenannten gebildeten Römer, wir lernen aber daraus, daß allgemeine Geistesbildung noch lange nicht wahre Herzensbildung gewährt, wenn jene höhere Weiße, die vom Himmel stammt, dem Menschen fehlt.

Die drei Schwestern vom Walde.

Mährchen von Ottilie Wildermuth.

Waldleben.

Es ist ein fröhliches und friedliches Leben im grünen Walde, wo es keine Neugierten gibt, als junge Sprossen und reife Beeren, und kein Geschwätz, als das der Elstern und Dohlen. So mochte wohl auch Frau Martha die Försters Wittwe denken, und darum konnte sie sich nicht losreißen von dem stillen Waldhause, darin sie geboren war, wo sie als Kind gespielt und als Jungfrau geträumt hatte, über dessen Schwelle ihr seliger Mann dereinst als schmucker Jägerbursch getreten war; wo sie ihr Hochzeitfest gefeiert, ihre Kindlein gewiegt und mit ihrem Gatten in Liebe und Friede gelebt, bis sie ihn vor sieben Jahren hinabgeleitet hatte auf den Dorfkirchhof zu seiner letzten Ruhestatt. Darum hatte auch der reiche Graf, der Besitzer des Forstes, Mitleid mit der alten Frau gehabt, als er sah, wie ihr Herz und Leben an den langgewohnten Räumen hing; er wies dem neuen Förster ein Nebengebäude des Schlosses an, und Frau Martha blieb unvertrieben mit ihren drei Töchtern, trotz aller Widerrede ihrer Freunde in Stadt und Dorf. Die Gegend war ruhig, das Waldhaus lag nicht zu sehr außer dem Bereich menschlicher Hilfe, so war denn bis jetzt keine Störung in ihr stilles Waldleben gekommen, und sie hielten gar gute Nachbarschaft mit den Thieren und Vögeln des Waldes.

Das Waldhaus war nicht groß, doch hatte es unten eine geräumige, recht behagliche Stube, deren grüne Wände behangen waren mit der Abbildung von manchem „sehr alten und raren Stück Wild,“ das vordem auf fürstlichen Jagden geschossen worden war; oben unter dem Dache waren die Kämmerlein der drei Mädchen.

In der Wohnstube stand am Ofen der gepossterte Lehnstuhl, den Jahr aus Jahr ein die Mutter einnahm; ihre Augen waren etwas getrübt, so spann sie nach dem Griff und brauchte nicht viel Licht, die grüne Dämmerung vom Schatten der hohen Buchen that ihr eben wohl. Die

Stube hatte drei Fenster, und jedes derselben nahm eine der drei Mädchen ein; vorn an dem ersten, das auf den Weg zum Schlosse ging, saß die schlanke, schwarzlockige Kunigunde, sie sagte, es sei da am hellsten für die feine, schöne Stickerei, mit der sie meistens beschäftigt war, aber ihre schwarzen Augen schauten so sehnüchlich nach dem stattlichen Giebel des gräflichen Schlosses, der fernher durch die Bäume blickte, daß man wohl sah, ihr Sinnen und Trachten gehe über den stillen Wald hinaus. Die Kunigunde war immer etwas hochfahrenden Sinnes, schon als Kind hatten die Schwestern sie das Prinzeßlein genannt, seit sie aber bei der Ruhme in der Stadt gewesen, um die feinen Arbeiten zu lernen, hatte sie vollends kein Herz mehr für das Waldleben mitgebracht; der Wald war ihr zu still, das Haus zu klein, der Vögel Lied zu eintönig. Die Kunkel, an der sie die Mutter spinnen gelehrt, wurde in die Bodenkammer verbannt, seit sie so glücklich war, daß sie sich mit den neuerlernten zierlichen Arbeiten für die Frau Gräfin beschäftigen durfte. Hatte sie dann etwas beendet, so puzte sie sich Stundenlang, um es selbst auf's Schloß zu tragen, von dort kam sie meist spät zurück, nicht daß sie sich eben lang bei der Gräfin verweilt hätte, der stolze, herablassende Ton, in dem die Dame mit ihr sprach, gefiel ihr nicht besonders, aber die sammtnen Sophas, die hohen Spiegel in Goldrahmen, die lange Reihe stattlicher Ahnenbilder in den prächtigen Zimmern, das sah sie sich allemal an, als könnte sie es in den Augen mit forttragen. Dann ging sie langsam nach Hause, träumte sich die Herrlichkeiten noch einmal durch, malte sich viel herrlichere Säle mit prachvollerem Geräth aus, und darin sich selbst in rauschenden Seidengewändern. Kam sie endlich doch im Waldhause an, so schien ihr das Haus viel kleiner, das Gemach viel ärmlicher als sonst, und es brauchte lange, bis Mutter und Schwestern wieder ein freundliches Wort von ihr hörten.

Am zweiten Fenster auf derselben Seite war Judiths Platz, da konnte sie ein wachsamcs Aug auf den kleinen Gemüßgarten haben, ob nicht Hühner oder das Rehlein sich ungerufen eindrängte, und ihre Pflanzung verderbte. Gar zu viel konnte Judith aber nicht zum Fenster hinaussehen, sie nähte und flickte für den Haushalt und dabei hatte sie immer ein kleines Schreibtäfelchen zur Seite liegen; denn die Judith hatte stets etwas zu rechnen, was? wußte man selbst nicht, und die Schwestern neckten sie oft darüber. Zwar war Judith die Zahl- und

Rechenmeisterin des Hauses, sie besorgte den Einkauf zu Kunigundens Arbeiten, den Verkauf der Leinwand oder des Garns, das die Mutter und die jüngste Schwester spannen, aber das alles schien doch nicht so vieler Zahlen zu bedürfen. Die Judith wurde durch ihr Rechnen selten aufgeheitert. Der Erwerb war ihr meist zu gering, die Ausgaben zu groß, besonders die der Kunigunde, welche die schlichten Stoffe, die Judith zu Kleidern besorgte, stets für sich noch zu schmücken und zu verschönern verstand. Judith war die mindest Schöne der drei Schwestern, ihre Farbe war nicht so blühend, wie sie in der kräftigen Waldluft hätte werden sollen, und ihre Gestalt zu dünn und mager für ihre Jugend; ihr Platz am Fenster war am meisten leer, denn sie hatte im Haus so vielerlei zu suchen oder nachzusehen, auch führten sie ihre Geschäfte gar oft zur Stadt, die ein paar Stunden vom Walde entfernt lag.

Das dritte Fenster, das sah so recht unmittelbar in den grünen Wald hinaus, bei jedem Windhauche klopften leichte Zweiglein an die Fenster, und der Vöglein Zwitschern und Singen tönte so hell und dreist, daß man nicht wußte, nißten sie auf dem Hause oder auf den Bäumen und Büschen davor. Da saß ein gar stilles freundliches Kind, die blonde Sibylle, mit ihren langen Zöpfen, die so glänzend und seideweich waren, wie der Flachs, den sie spann. Wenn Schwester Kunigunde gut aufgelegt war, so nickte sie wohl zu dem blonden Kinde hinüber und sang:

Und die Sibylle,
Die singt in der Stille.

In der That schien auch stets eine anmuthige Liederweise auf Sibyllens rothgen Lippen zu schweben, obwohl so leise, daß es kaum die Vöglein vernehmen konnten, die an warmen Sommertagen vertraulich zu dem geöffneten Fenster aus und einflogen. Sibylle war die geschickteste Spinnerin weit und breit, und die Frauen der Stadt schätzten sich glücklich, wenn sie ihren edelsten Flachs dem fleißigen Försters-Tochterlein anvertrauen konnten, diese seidenfeinen Fäden konnte keine andere Hand hervorbringen. Kunigunde war es nie zu frieden, daß Sibylle ihre geschickten Finger zu keinem edlern Geschäfte verwende, aber obschon diese zu jeder Hülfsleistung stets freundlich bereit war, so lehrte sie eben doch immer am Liebsten zu ihrer Kunkel zurück, sey es, weil das auch ihres lieben Mütterleins Geschäft war, und

sie's bei ihr gelernt hatte, sei's, weil sie dazu am Besten in den Wald und nach ihren Vögeln hinausschauen, oder die schönen frommen Weisen vor sich hinstimmen konnte, die sie aus dem Pieder-Vüchlein lernte, das auf dem Sims neben ihr lag. Die Sibylle wanderte niemals aus's Schloß, die Stadt hatte sie seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen, aber ihr Fenster ging auf einen schmalen grünen Pfad, der sich in den Bäumen verlor, der führte hinab in's Dorf, und dort sah man sie manchmal in der Dämmerung mit leichtem Tritte hinwandeln. Im Dorf war sie ein gern gesehener Gast, die Kinder sprangen ihr entgegen, die Alten nickten ihr freundlich zu, und wo ein Krankes lag, da rief man gerne das „Wald-Sibylle“, denn Niemand hatte eine so leichte Hand, Kranke zu pflegen, eine so sanfte Stimme, ihnen fromme Trostworte vorzulesen, als das stille Wald-Töchterlein.

Und so waren schon manches Jahr die drei Schwesterlein an ihren drei Fenstern geseßen.

Das Waldweiblein.

Der Winter, der war nun freilich minder anmuthig im Walde; da wandte sich Kunigunde seufzend von dem gefrorenen Fenster ab, obgleich man durch die entlaubten Bäume viel deutlicher als sonst das Schloß erblicken konnte; die Judith schloß gar ihre Läden, damit sich ja die Wärme nicht überflüssiger Weise hinausziehe, und auch Sibylle, nachdem sie für die Vögel Körner und Brosamen hinausgestreut hatte, schaute nicht mehr nach ihren lieben Bäumen, die in dem schweren Winterschlaf nimmer d'ran dachten, an ihr Fensterlein zu klopfen; sie setzte sich mit ihrer Kunkel neben ihr Mütterlein an den runden Tisch, wo schon die Schwestern saßen.

Doch war's auch da nicht so schlimm. Wenn die Bäume schneeweiß schimmerten, sah der Wald aus wie eine große Kirche mit weißen Säulen, die Kneblein wagten sich oft dicht an's Haus, im Stübchen war's behaglich warm und die Mutter gestattete Mittags wohl auch ein Täschchen Kaffee. Wenn der Abend kam, rückte man noch enger um die Lampe zusammen, Kunigunde erzählte eine der prächtigen Rittergeschichten, die sie so gern las, oder wußte Judith ein Märchen von den Bergmännlein, wie sie die Leute unverhofft reich machen, und die Sibylle sang nicht nur in der Stille, sondern mit klarer lieblicher

Stimme eine hübsche Volkswaise oder ein frommes Lied, und so ging der Winter vorüber, ehe man sich's versah.

Es war schon in der Zeit des beginnenden Frühlings, an einem Tage, wo der kalte Schnee und der warme Regen miteinander streiten, da sandte die todtfranke Ruhme aus der Stadt ihren Sohn, um Frau Martha noch einmal zu sich zu berufen. Martha war nicht mehr gewohnt, sich bei so rauhem Wetter aus dem Hause zu wagen, und hätte gern wenigstens eine der Töchter mit sich genommen, aber des Veters Wägelein faßte nur zwei Personen. So ließ sie sich denn von Sibylle sorgsam einhüllen und fuhr ab, nachdem sie den Mädchen streng eingeschärft hatte, ja niemand in das Haus zu lassen, bis sie wieder zurück sei.

Noch war die Mutter nicht lange fort, als sich ein ängstliches, anhaltendes Klopfen an der Hausthüre vernehmen ließ. Die wachsame Judith sah nach, da stand draußen ein altes, zitterndes Mütterlein, das dringend um Einlaß bat. Sibylle sah, daß sie nicht vom Dorf war, wo sie jede Seele kannte, darum beschloß Judith zuerst, man müsse der Mutter folgen und nicht öffnen, aber auch ihr Herz erweichte sich bei Sibyllens Bitten und dem Gedanken an den rauhen Wind und Regen draußen; wie konnte auch die schwache Alte gefährlich seyn. So öffnete sie denn vorsichtig, während Sibylle den Kaffee wärmte und selbst Kunigunde ließ sich herbei, der Mutter Lehnstuhl näher zum Ofen zu rücken, als sie das ärmliche Weiblein hereinhumpeln sah; das Führen überließ sie Sibyllen, für ihre zarten Hände war der Gast viel zu arg in Lumpen gehüllt.

Das Weiblein thaute recht auf bei dem guten Kaffee am warmen Ofen, lobte die mildherzigen Mädchen, bewunderte die schöne Jagdtasche, die Kunigunde eben für den Grafen stückte, und das feine Gespinnst Sibyllens; woher sie komme, und wohin sie gehe, darüber wollte sie aber nicht recht Auskunft geben. Das machte Judith auf's Neue mißtrauisch, und als mit einbrechendem Abend die Mutter nicht zurückkam und die Alte flehentlich um ein Nachtquartier bat, da war sie sehr gesonnen, sie doch fortzuweisen; das Dorf war ja nur eine halbe Stunde entfernt. Aber draußen püß der Sturm und fiel der Regen, Sibylle bat wieder, und Kunigunde erklärte es kurzweg für unmöglich, das Weib fortzuschicken. Aber wohin mit der Alten? Im Lehnstuhl oder in der Mutter Schlafkammer wollte sie Judith nicht lassen, weil unten die

ganze Habe der Familie verwahrt war; in ihr eignes Stübchen noch weniger, da hatte Judith allerlei Vorräthe auf eigne Hand gesammelt, die ihr höchst wichtig waren; und Kunigunde? — ja, die konnte gar nicht daran denken, das schmutzige, zerlumppte Weib in ihr Stübchen zu lassen, das mit allerlei geschenkten Kleinigkeiten aus dem Schloß besonders zierlich ausgeschmückt war; Sibylle aber, die hatte nichts zu fürchten, der Rosmarin und der Rosenstock am Fenster waren wohl nicht in Gefahr, die Bibel und das Liederbuch, ihre liebsten Schätze, nahm sie herunter in der Mutter Stube, und ihre wenigen Kleider lagen in der Mutter Truhe, nur die großen Schwestern hatten eigene Schränke. So führte sie denn das alte Weiblein sorgfältig in ihr Kämmerlein, bettete sie mit herzlicher Freundlichkeit in ihr reinliches Lager und schlief bald sanft und süß in der Mutter Bett, während Judith lange noch ängstlich horchte, ob alles sicher sey, und Kunigunde nach den kerzenhellen Fenstern des Schlosses blickte, die durch die weißen Bäume schimmerten.

Die Wünsche.

Frühmorgens waren die Mädchen auf, und Judith beschloß, nun müsse aber das Weiblein weiter; auch Sibylle fügte sich aus Gehorsam gegen die Mutter. Sie wollte ihr eben das Frühstück bringen, als diese zu aller Erstaunen viel rüstiger als gestern in's Zimmer trat. „Wollte nur noch meinen Dank sagen für die gute Herberge, und den Jungfräulein noch ein Andenken zum Danke lassen. Ja, ja, fuhr sie fort, als die Mädchen sie verwundert, zum Theil fast spöttisch, ansahen, habt ihr nie vom Waldweiblein gehört, das alle hundert Jahr in's Land kommt, und dann einem Menschenkind eine Wohlthat erweist? sind nun eben hundert Jahr, daß ich der Mutter der Gräfin Lucretia die Henne mit den goldnen Eiern verehrte; ihr habt mich freundlich bei Euch aufgenommen, so soll nun Jede von Euch sagen, was ihr Herz wünscht und ich will's ihr gewähren.“

„Reichthum!“ fuhr Judith heraus; fast unwillkürlich war ihres Herzens Sinnen und Trachten auf ihre Zunge getreten. „Macht und Glanz!“ rief mit funkelnden Blicken Kunigunde, die sich daheim fühlte in dem Reich der Wunder. „Und du, mein stilles Töchterlein, was willst denn du?“ fragte die Alte Sibyllen, die still und erröthend da stand, es wollte ihr auch nicht ein einziger Wunsch beifallen. Da, sie

wußte selbst nicht wie, kamen ihr die vielen armen Kranken im Dorfe zu Sinne, die in der rauhen Winterzeit aus Mangel an eines Arztes Hülfe oft lange krank liegen und hinsterben mußten; „Ich möchte den Kranken helfen können, sagte sie schüchtern.“ „Gut Kind,“ sprach die Alte freundlich; und indem sie eine geschwärzte Büchse aus der Tasche zog, wandte sie sich zuerst an Kunigunden, der sie einen goldnen Ring mit rothschimmerndem Edelstein an den Finger steckte. „Da, trage den Ring, wem er in die Augen scheint, der wird dir helfen, zu dem, was dein Herz begehrt.“ Fast mit denselben Worten hing sie der Judith ein seltsames Goldstück an einer feinen Silberkette um den Hals; der Sibylle aber gab sie ein Gläschen mit einer krystallhellen Flüssigkeit an einem schwarzen Bande. So ihr Kinder, nun lebt wohl, die Gaben habt ihr, was ihr gewünscht, wird euch bald werden; den Segen dazu, den kann ich aber nicht geben, den sucht, wo er zu suchen ist. Gebraucht wohl, was ihr habt. Hütet euch, davon zu sprechen, gehabt euch wohl.“ Und eh die erstaunten Schwestern danken konnten, war das Weibchen fort. Die Mädchen sahen sich an, wie im Traum. Kunigunde verbarg sorgfältig ihren Ring, Judith ihr Goldstück, sie wagten kaum, von dem seltsamen Geschenke zu sprechen, und selbst Sibylle, die nie vor der Mutter ein Geheimniß gehabt, hätte es unmöglich gefunden, als diese am Nachmittage von dem Sterbebette der Ruhme zurückkam, ihr eine Sylbe von dem wunderbaren Gaste zu sagen. Die Mutter aber wußte nicht recht, warum es in den nächsten Tagen gar nimmer war, wie sonst, und was die Mädchen so gar schweigsam machte. Selbst Sibyllens leiser Gesang war verstummt.

Kunigunden's Glück.

Kunigunde vermochte es nicht lange mehr ruhig am Fenster zu sitzen, obgleich sie noch nicht wußte, wie sich die Verheißung der Alten erfüllen würde. Als ihre Jagdtasche vollendet war, schmückte sie sich sorgfältiger als jemals, ordnete besonders zierlich ihren schönsten Schmuck, ihr prächtiges schwarzes Haar, steckte den Ring an den Finger und schritt mit klopfendem Herzen dem Schlosse zu, achtlos auf die Herrlichkeit des wieder erwachten Frühlings. Wäre sie nicht so sicheren Trittes dem Schlosse zugewandelt, man hätte sie eher für eine verirrete Königin als für ein Försters Töchterlein gehalten, so hoch und stolz trug sie ihr Haupt.

Als sie im gräflichen Schloß ankam, wurde sie in den Garten gewiesen, wo die Gräfin eben frühstückte mit einer benachbarten fremden Fürstin, die zum Besuche da war. Die Frauen saßen in tiefem Gespräch; „Sie glauben nicht Liebe, wie einsam ich mich fühle, seit dem Tod meiner Tochter,“ sagte die Fürstin, „all diese Hofdamen sind und bleiben mir fremd, jede ist eifersüchtig auf die andre, keine faßt ein rechtes Herz zu mir; wenn nur Sie noch eine Tochter hätten, ich würde Sie bitten, sie mir zu überlassen, nicht als Hoffräulein, als Kind.“ In dem Augenblick sah die Fürstin auf und bemerkte die hohe schlanke Gestalt Kunigundens, die in einiger Entfernung neben der Laube stehen blieb, da sie Niemand sah, der sie hätte melden können.

Wunderbar überrascht von der gebietenden Schönheit des Mädchens, fragte die Fürstin kaum um ihre Herkunft; als sie vernommen, daß sie einer Wittve Tochter sey, sprach sie ohne zu zögern: Wolltest du mit mir gehen, mein Kind, und bei mir bleiben? „Ich danke gnädigste Frau, ich gehe nicht in Dienste, antwortete Kunigunde.“ Die Fürstin war etwas verletzt von der stolzen Antwort, aber der rothe Stein an Kunigundens Finger leuchtete ihr wunderbar in die Augen; sie wußte nicht, warum sie von dem Mädchen nicht lassen konnte. Und so war in wenigen Minuten, bevor Kunigunde selbst es sich versah, festgesetzt, daß sie mit der Fürstin ziehen sollte, als ihr Kind, nicht als Dienerin behandelt; freilich durfte sie nicht als Tochter einer armen Försterswittve erscheinen, sondern sollte für eine elternlose Nichte der Gräfin gelten.

Mit glühenden Wangen und strahlenden Blicken lehrte Kunigunde heim, um Mutter und Schwestern ihr Glück zu verkünden. Daß sie des Vaters ehrlichen Namen, daß sie die Mutter verlängne, um des neuen Glanzes willen, das wagte sie nicht zu gestehen. Nur mit Mühe konnte sie Frau Martha abhalten, selbst der hohen Dame für ihre Güte zu danken und ihr ihr Kind zu empfehlen. Mit bereits fürstlicher Freigebigkeit vertheilte sie ihre Habe unter die Schwestern, und lächelte über Judiths Ermahnungen zur Sparsamkeit in der neuen glänzenden Lage. Um die weinende Mutter und die Schwestern, wohl auch um ihr eigen Herz zu beschwichtigen, gab sie ihnen die glänzendsten Verheißungen. Sie wollte schreiben, sie besuchen, ihnen Geschenke schicken, ja, sie zu sich holen lassen.

Die Mutter und die Sibylle waren wenig dadurch getröstet, und Kunigunde eilte fortzukommen; ehe noch die Mutter sich recht besann,

wie denn das Alles so schnell sich ereigne, und warum sie denn ihr Kind verlasse, dem ja nichts gefehlt habe bei ihr, war Kunigunde über alle Berge.

Judiths Glück.

Wenn auch Kunigunde nicht immer sanft und freundlich mit den Ahrigen gewesen, die Mutter und Sibylle hatten doch recht schmerzliches Heimweh nach ihr, und sahen oft wehmüthig nach dem sonnenhellen Fensterlein, wo der Platz nun leer war, Judith aber hatte nun keine Ruhe mehr daheim; sie war vorsichtiger Natur, und hatte bis jetzt noch nicht recht an die Verheißung des Waldweibleins geglaubt; nun aber, da sie bei Kunigunden so rasch in Erfüllung gegangen war, mußte die Schwester doch Tag und Nacht darüber denken, auf welche Weise denn sie zu dem versprochenen und ersehnten Reichthum gelangen werde. Sibylle hatte eben den feinen Falsch gesponnen, der der reichen Kaufmannswittwe in der Stadt gehörte, damit machte sich denn Judith alsbald auf den Weg und trug Sorge, als sie aus dem Walde heraus war, das Goldstück sichtbar um den Hals zu hängen.

In tiefen Gedanken, wie sie die Schätze wohl erringen und wie sie sie verwalten werde, hatte sie die Stadt und das düstre steinerne Haus erreicht, in dem Frau Lehnner wohnte.

Es war eine recht reinliche, schmucke und doch etwas öde und unheimliche Stube, wo die Frau sie empfing und ihr das Garn abnahm; sie hatte den kühlen moderigen Geruch von Zimmern, die sparsam geheizt und noch seltener gelüftet werden, da alle Fenster mit Eisen vergittert waren und das Zimmer auf der Rückseite des Hauses lag, konnte auch nicht viel Luft und Sonnenlicht eindringen. Frau Lehnner war heute besonders freundlich; sie setzte Judith gewärmten Kaffee von etwas bläulicher Farbe vor, fragte sie viel über ihr Leben daheim, und bemerkte sehr wohlgefällig, wie Judith jedes Geldstück, mit dem sie ihr das Gespinnst bezahlte, sorgfältig auf allen Seiten betrachtete, wie sie aber doch einige Kreuzer zurückgab, weil, wie sie sagte, einer der Stränge nicht die volle Fadenzahl habe. Von dem Goldstück an Judiths Hals konnte sie aber die Augen gar nicht abwenden. „Höre Judith,“ fieng sie endlich an, „ich hätte dir einen Vorschlag zu machen. Du siehst, ich werde älter, und obgleich ich längst die Handlung aufgegeben, um mich nicht mit so vielen Leuten plagen zu

müssen und mein bißchen Erspartes in Ruhe verwalten zu können, so bin ich doch zu alt und werde zu hinfällig, um allein bleiben zu können. Mit Diensthoten ist's nichts, die Ehrlichen sind unklug und leichtfinnig, und die Pfaffen sind nicht ehrlich. Da sollte ich denn ein kluges redliches Mädchen bei mir haben, die auf meinen Vortheil sähe, und mich in franken Tagen pflegte. Möchtest du nicht bei mir bleiben? du solltest als meine Tochter gehalten seyn, ich habe weder Kinder noch nahe Verwandte; bin ich mit dir zufrieden, so sollst du nach meinem Tod mein Hinterlassenes bekommen, wenn du mir redlich geholfen es zusammenzuhalten; besinn dich, ob du willst.

Es war der Judith doch, als ziehe ihr etwas das Herz zusammen bei diesem Antrag; sie verglich die lange magere Gestalt, das gelbliche Gesicht und die kühle trockne Stimme der Kaufmannsfrau mit dem freundlichen wohlthätigen Aussehen ihrer Mutter, das trübe Zimmer, dessen vergittertes Fenster auf Mauern und Winkel ging, mit der sonnigen Stube des Waldhauses, wo die grünen Bäume so freundlich hereinstrahlten; aber dann sah sie auf die schwere eiserne Kiste in der Ecke des Zimmers und erwog, daß all dieser Reichtum, der nach dem allgemeinen Glauben unermesslich war, einst ihr eigen werden könne. Das Goldstück an dem Halse schien sie wie ein Magnet zu den andern in der Kiste zu ziehen. Aber die Judith war gar vorsichtig, sie sprach von der Pflicht, ihre Mutter nicht zu verlassen, von dem bescheidenen und doch sichern Auskommen daheim, bis die Frau ihr ein festes schriftliches Versprechen gab, daß sie, wenn sie mit ihr zufrieden sey, nach ihrem Tode ihre Erbin werden solle. Da versprach Judith in den nächsten Tagen einzuziehen, nur wollte sie zuvor die Mutter von diesem Entschlusse benachrichtigen.

Schmerzlich erstaunt war die Mutter; als sie vernahm, daß auch ihrer zweiten Tochter das Waldhaus zu eng sey, wenn ihr gleich der Reichtum, auf den ihre Judith nun Aussicht hatte, fast ein größeres und sicheres Glück erschien als die Herrlichkeit Kunigundens. Judith konnte die letzten Tage im Waldhaus nimmer in Ruhe genießen; es ward ihr bang, der gehoffte Besitz könne ihr entrißen werden, ehe er ihr eigen sey, die Frau könnte ihr Versprechen bereuen, ein unruhiges Drängen und Treiben kam über sie, doch nahm sie sich Zeit, all ihre Habseligkeiten äußerst sorgfältig zusammen zu packen. Sie beruhigte die Mutter, wie sie ja nur wenige Stunden von ihr entfernt sey, und

wie sie ihr dereinst ein gutes Alter durch ihren Reichtum bereiten werde. So zog sie ab, von der Mutter Thränen, von Sibyllens liebevollen Wünschen begleitet, hastig vorwärts getrieben von Verlangen nach ihrem Ziel und auch das zweite Fenster im Waldhause stand nun leer.

Sibyllens Gabe.

So blieb denn die Mutter und Sibylle allein im Waldhause, und es war zu Zeiten recht still darin, obwohl nicht trüb und nicht freudlos. Die sanfte Sibylle schien ihre Liebeskraft verdreifachen zu wollen, um der Mutter die Schwestern zu ersetzen, und so schmerzlich sie oft diese vermisse, so ward sie doch frischer und lebendiger, seit die Sorge für die Mutter und das ganze kleine Hauswesen auf ihr allein ruhte.

Noch hatte sie nicht gewagt, von der wunderbaren Gabe der Waldfrau Gebrauch zu machen; ja sie hatte seitdem nicht ins Dorf gehen wollen, weil sie nicht wußte, ob sie auch recht thue, wenn sich wirklich die Kraft des Geschenks bewähre.

Die Mutter redete ihr an einem schönen Abend endlich zu, doch auch wieder nach den Bekannten drunten zu sehen; und sie selbst fühlte einen besondern Trieb dazu. So wanderte sie denn leichten Trittes mit ihrem Kärstchen, leise vor sich hinstehend, den schmalen grünen Pfad, der ins Dorf hinabführte. Es ging nicht zu schnell bei ihr, sie hatte da und dort nach einem Blümlein zu sehen, einen rückwärts gestürzten Käfer aufzurichten, ein neues Vögelein zu bewundern. Doch kam sie noch bei guter Tageszeit in's Dorf, da sah sie gleich vor einem der ersten Häuser den kleinen Jakob, ihren besondern Freund, in bitteren Thränen sitzen. Schluchzend antwortete er auf ihre mitleidige Frage: „ach, meine Mutter liegt drinnen und will sterben, und wir haben dann eben gar keine Mutter mehr!“ — Sie ließ sich von dem weinenden Knaben in die Stube führen; da lag todeschwach in großen Schmerzen die fleißige Tagelöhnersfrau, die seither sich und ihre fünf Kinder in treuer Gemeinschaft mit ihrem Manne so redlich durchgebracht hatte; in stummem Jammer stand ihr Mann, in lautem die Kinder um das Bett; sie selbst war zu matt, zu gequält um sprechen zu können, sie sah nur mit recht schmerzlichem Blick auf die armen Kindlein.

Da betete Sibylle still, aber innig, Gott möge das Werk gesingen lassen, wenn sie dadurch seinem Rathe nicht vorgreife, nun beugte sie sich und hielt ihr unbemerkt von den Andern das geöffnete Fläschchen

vor. In langen tiefen Zügen athmete sie den starken Dufte der Flüssigkeit ein; dann, während Sibylle mit zitternder Hand das Gläschen wieder verschloß, legte sich die Kranke müde wie ein schläfriges Kind auf die Kissen zurück, der Schmerzensausdruck in ihren Zügen wich dem einer behaglichen Mattigkeit, und bald hörte man den gleichmäßigen Athemzug des gefunden Schlummers.

Die Ihrigen glaubten, sie sey in Sibyllens Armen verschieden und wollten auf's Neue jammern; diese aber winkte leise, die Schlafende nicht zu stören, und nachdem das Mädchen in kurzem innigem Gebet am Lager gekniet war, entfernte sie sich still. Ehe sie das Dorf verließ, wo sie noch bei einer Freundin einiges zu sprechen hatte, sprang ihr der Jakob jubelnd nach: „die Mutter ist aufgewacht, sie ist fast gesund.“ Noch wagte sich Sibylle nicht zu freuen; ihr bangte selbst vor der wunderkräftigen Gabe, und doch trieb sie wieder und wieder ihr mittheilbares Herz, jene zu erproben, auch bei minder schwer Erkrankten. Ganz verborgen konnte der heilskräftige Einfluß von ihren Besuchen bei Kranken nicht bleiben; da sie aber zuvor schon eine hilfreiche Pflegerin gewesen war, und die Rettung nicht immer so rasch erfolgte, so blieb das eigentliche Wundermittel doch geheim.

Einmal betrat sie auch die Hütte eines alten Mannes, der die Bürde der Armuth und eines gebrechlichen Alters lange Jahre mit schmerzvoller Geduld getragen hatte; jetzt lag er ächzend in den letzten Zügen; seine weinende Tochter bat Sibylle: „ach wenn du kannst, so hilf ihm!“ Zögernd ob sie auch recht thue, legte diese die Hand, worin sie das Gläschen verborgen, auf seine Decke, der Mann ächzte nicht mehr; er lächelte sanft, am Abend aber war er entschlafen für immer. Von nun an wirkte Sibylle getrost, wußte sie doch, daß ihr Wundermittel nicht unbedingt helfe, nicht vermessen eingreife in höhern Rath.

Sie blühte fröhlicher auf denn zuvor, und oft erklang ihr Lied mit dem der Vögelein um die Wette.

Die Fürstenbraut.

Während die Mutter und die Sibylle gar still und vergnüglich zusammenlebten, hatten sie der Schwestern nicht vergessen, und daß sie so wenig von ihnen vernahmen, trübte oft die stille Freudeigkeit ihres Lebens.

Kunigunde vor allem, die in ihrer stolzen Schönheit stets heimlich der Mutter Liebling gewesen war, lag dieser am Herzen, und mit

jedem Tage wuchs ihr Verlangen, etwas von ihr zu hören; die daheim gebliebenen konnten nicht glauben, daß sie so ganz von ihr vergessen seyn sollten. Die gräfliche Herrschaft hatte eine große Reise unternommen; so wußte die Mutter nicht, woher Kunde bekommen. Endlich beschloß sie, sich selbst aufzumachen und den Weg nach der fürstlichen Stadt zu suchen, wohin ihre Kunigunde gezogen war; Sibylle, so sehr sie sich vor weiten Reisen scheute, wollte doch die Mutter nicht allein ziehen lassen; und so verschlossen sie sorgsam das Waldhaus, und zogen dahin, immer von einem Orte den Weg zum nächsten erfragend.

Nach vier Tagen kamen sie ungefährdet und wohlbehalten in der Hauptstadt des kleinen Nachbarlandes an; sie hatten unterwegs viel freundlichen Beistand gefunden, so daß sich Frau Martha nicht zu viel mit Gehen anstrengen durfte. Von dem vielen Geräusche der großen Stadt wurden sie ganz betäubt, zumal da sich diesmal eine besondere Bewegung kund gab; sie vernahmen, daß heute die Verlobung des jungen Fürsten mit einer schönen fremden Gräfin gefeiert werde und er soeben mit dieser durch die Straßen fahre. Da sie in diesem Augenblick nicht hoffen durften, Kunigunde im Schlosse aufsuchen zu können, so blieb ihnen keine Wahl, als einen ruhigen Zufluchtsort zu suchen, wo sie den glänzenden Zug ansehen könnten. Bereitwillig halfen die Leute der ehrwürdigen alten Frau und dem freundlichen schönen Mädchen.

Bald kündigten stattliche Reiter, glänzende Wagen das Nahen des hohen Paares an; nun fuhr langsam ein prachtvoller offener Wagen daher; an der Seite des jungen Fürsten saß in goldgesticktem Gewand, strahlend von Juwelen, die schöne fürstliche Braut, Gräfin Adelmä; jezt kam sie der Mutter zu Gesicht, Sibylle hatte sich bescheiden in den Hintergrund drängen lassen. Da rief in das laute Jubelgeschrei des Volks, die Mutter, außer sich vor Erstaunen: „Kunigunde! Kunigunde, mein Kind!“ Nur die nächsten Umgebenden hörten diesen Ruf und ahnten nicht, daß er der fürstlichen Braut gelten sollte, die Braut selbst mußte aus allem Getöse den Ton gehört haben; ihr Gesicht war glühend roth, sie erhob sich halb und wandte sich nach der Seite, woher er getönt. Da zog sie der Fürst zu sich nieder, und befahl rasch zu fahren; in einem Augenblick war der Zug fern, und bald sah man ihn zum Schlosse einziehen.

Wenige achteten der alten Frau; Sibylle suchte sie zu beruhigen,

bat sie zu schweigen, Frau Martha aber trieb vorwärts zum Schloß, sie dachte nichts mehr, als ihr Kind wiederzusehen; daß es ihr in dem neuen Glanz verloren gehen könnte, meinte sie gar nicht; Sibylle mußte ihr den Willen thun und mit ihr gehen.

Indeß war das schöne fürstliche Brautpaar heimgekehrt, der Fürst zog Adelma rasch in ein Kabinet, „Sag mir, Adelma, was bedeutete der Ruf aus der Volksmenge? Was dein Auffahren und Erröthen dabei? „Meine Mutter war's,“ rief Kunigunde, überwältigt von dem wiedererwachenden Kindesgefühl; du hast's wohl schon geahnt, daß ich keine Gräfin bin, laß mich zu meiner Mutter! „Nun,“ rief der Fürst und hielt sie fest; was ich auch geahnt, ich will nichts andres wissen, als daß du die Gräfin Adelma bist; willst du dies Weib als deine Mutter erkennen, so zieh mit ihr, wohin du magst; so lieb du mir auch bist, ich darf nicht zum Gespött meiner Unterthanen werden! Willst du aber mir überlassen, die alte Frau einstweilen gütlich abzuweisen, so steht dir's später frei, wenn Niemand mehr an deiner hohen Abkunft zweifelt, sie zu beschenken oder heimlich zu besuchen.“ —

Gewaltig kämpfte es in Kunigundens stolzem Herzen; da stand sie inmitten all der Herrlichkeit, von der sie lange Jahre geträumt, ohne Hoffnung; der Decken hohe Spiegel strahlte ihre schöne Gestalt wieder, den goldgestickten Atlas des Unterleibes, das purpursamtnete Uebergewand, das funkelnde Juwelenkrönchen in den schwarzen Locken; und all dieser Herrlichkeit sollte sie entsagen; als das geringe Förstersmädchen verhöhnt, verachtet, zurückziehen in das stille Waldhaus? Unmöglich! da spiegelte sie sich vor, wie sie später der Mutter alles vergüten wolle, und als der Fürst mit schmeichelnder Frage sich wieder nahte, da winkte sie ihm zu, er möge thun, was er wolle, und trat in den schimmernden Kreis der geschmückten Hofleute, um ihr strafendes Gewissen zu betäuben.

Mit Mühe hatte die schüchterne Sibylle die Mutter bis zum Schloßeingang gebracht und sie vermocht, nicht überall laut um ihr Kind zu rufen; sie drangen endlich in die Vorhallen, und wollten einen Diener bitten, sie zur Fürstin zu führen, da trat ihnen schon der vertraute Diener des Fürsten entgegen: „Ah, die alte Jägersfrau! Mein liebes Kind, wandle er sich zu Sibylle, ihr seht ein, daß Gräfin Adelma heute nicht gestört werden darf; sie schickt Euch hier ein Reise-geld und läßt Euch bitten, Eure blödsinnige Mutter unverzüglich heim

zu geleiten, „wo nicht“ fügte er drohend hinzu, muß freilich das irre-
redende Weib sonst untergebracht werden.“

Wie erstarrt horchten die Beiden diesen Worten, die von Kün-
gunde kommen mußten, denn wer hätte die Beiden sonst erkannt?
Sibylle fürchtete, die Mutter werde in Klagen und wilde Verwün-
schungen ausbrechen, aber sie war zu tief erschüttert. Lautlos ließ sie
sich zum Portal drängen, dort nahm sie die Börse, die Sibylle noch
unbewußt in der Hand hielt, und schleuderte sie zurück; „das ist ver-
wünschtes Geld, womit ein Kind sich von dem Mutterherzen loskaufen
will, o mein Gott! Ich will ihr nicht mehr fluchen, auf solcher Höheit
liegt ja doch kein Segen. Und die alte Frau verhüllte ihr Gesicht,
und ließ sich, ohne ein Wort mehr zu sprechen, von der weinenden
Sibylle bis zur Herberge bringen, wo sie einen leichten Wagen mieteten,
der sie zu der alten trauten Waldheimath brachte.

Der Fund im Walde.

Die Mutter sprach nicht mehr von dem undankbaren Kind, aber
sie war schwer gebeugt, und nur allmählig konnte Sibyllen's freund-
liches Walten, ihre sanften Worte und schönen Lieder wieder Licht
und Frieden in die verdüsterte Seele bringen.

Von Judith's kindlicher Liebe hoffte sie auch nicht viel; sie
hatte sie zweimal besucht, da war sie aber immer sehr in Eile, hatte
so viel zu thun und zu sorgen in den Geldgeschäften ihrer Herrin, so
viel zu jammern und zu klagen über die schlimmen Leute, die keine
Zinse bezahlten, über das wohlfeile Korn, an dem ihre Herrin so viel
verliere, daß es Sibyllen und der Mutter ganz eng' um's Herz ward
vor dieser Welt von Sorgen und Kümmernissen, die ihnen ganz
fremd war.

Auch wurde die Judith so mager und gelb, daß sie ihnen oft
mehr wie ein verjüngtes Abbild der alten Kaufmannsfrau, als wie
ihre eigene Judith erschien. Ein Besuch in der Stadt bei ihr schien
auch weder ihr, noch der Frau besonders angenehm, und so sahen sie
sie fast gar nicht mehr.

So zog der Winter in's Land, und im Waldhause war es noch
viel stiller als sonst, wenn nicht hie und da eine Botschaft kam, um
Sibylle zu einem Kranken zu bitten. Es war ein bitter-kalter Winter-
abend, da trug Sibylle noch Futter hinaus für die Rehelein, die sich

um diese Zeit oft ganz nah' zum Hause machten, sorgsam in der Mutter Pelze gehüllt, welche ihr der selige Vater aus selbsterlegtem Wild hatte gefertigen lassen. Es war schon etwas spät, die beschneiten Bäume glänzten silbern in klarem Mondlicht, und Sibylle wollte sich eilig wieder heimwärts wenden, da hörte sie ein dumpfes Stöhnen zur Seite; sie überwand ihr Grauen und ging dem Tone nach. Am Fuße einer hohen Tanne lag ein schwer verwundeter, junger Mann, unfähig, sich zu rühren; vergebens bemühte sich Sibylle, ihm aufzuhelfen. Das Blut strömte aus einer tiefen Kopfwunde, für die der Duft des Gläschchens nicht hinreichte; einen Augenblick bedachte sich Sibylle, ob sie die edle Flüssigkeit selbst opfern wolle, aber ihr blieb keine Wahl beim Blick auf das bleiche, junge Gesicht. Sie tränkelte einen Tropfen darauf und die Wunde hörte auf zu bluten; sie ließ ihn den Duft einathmen. Nun war er fähig, sich aufzurichten, und halb bewußtlos ließ er sich von Sibyllen nach dem Waldhause führen. Wie staunte die Mutter, die schon in Sorge um Sibylle ihr Laternehen angezündet hatte, als ihr Töchterlein mit dem bleichen fremden Waidmann über die Schwelle trat! Doch staunte sie nicht lange; sie sah, daß Hilfe noth that und machte für den todmüden Verwundeten ihr eigen Lager zurecht; auch schickte sie sich an, die Nacht bei ihm zu wachen. Sibylle hielt ihm, ehe sie schlafen ging, noch einmal ihr Gläschchen vor, und als sie früh Morgens herab kam, fand sie die Mutter auf dem Kamine und den Gast im Bett in gesundem Schlafe.

Ohne Schmerzen, wenn auch noch matt, erwachte der Fremde und sah sich verwundet in der neuen Umgebung; er erzählte den hilfsreichen Frauen, wie er Franz heiße und Jäger in den Diensten eines schlesischen Grafen gewesen sey, wie er seinem Herrn als Freiwilliger vom Waidwerk in den Krieg gefolgt, wie er nun, wo der Krieg zu Ende und sein Herr in demselben gefallen sey, weiter gezogen, um sich einen neuen Dienst zu suchen. Da habe ihn hier in dem unbekannten Walde die Nacht überfallen; er sey auf den Baum gestiegen, um zu sehen, ob nirgends ein Lichtchen scheine, und bei diesem Versuch herabgestürzt. Er wäre in der kalten Nacht ohne Rettung erstoren, wenn sein guter Engel ihm nicht Sibylle zugeführt hätte. Die zwei Frauen pflegten recht getreulich den Kranken, der ein gar ehrliches Blut war; bald konnte er wieder im Zimmer umhergehen, und Frau Martha verjüngte sich vor Freude, als er ihres Mannes verrostete Büchsen lobte

und herstellte und ihr und Sibylle zum Spinnen Jagdabenteuer und Kriegsgeschichten erzählte. Sibylle blühte auf wie ein Röschen, das aus der Stube zuerst in's freie Gartenland kommt, und wenn Frau Martha die Beiden so zusammen plaudern sah, oder lauschte, wie Sibyllen's sanfte Stimme in frischen Waldliedern harmonisch zusammenklang mit dem kräftigen Baß des jungen Jägers, da lebte sie sich wieder in die Tage zurück, wo ihr seliger Mann um sie geworben. Da, als der Franz ihr sein Herz eröffnete, wie er eben die Sibylle gar gerne heimführen möchte, geleitete sie ihn selbst zum Grafen, der gerade wieder im Schlosse war, um ihn zu bitten, dem Jäger einen Dienst zu verschaffen. Das traf sich nun ganz prächtig. Der Graf hatte eben beschlossen, seinen Förster auf seine entfernteren Güter mitzunehmen und suchte einen treuen Mann, dem er den Forst hier anvertrauen könnte. Das offene Aussehen des schönen jungen Mannes, die rühmlichen Zeugnisse, die er sich in seinem Jagd- und Kriegsdienst erworben, seine tüchtige Kenntniß des Forst- und Waldwesens, die sich im Gespräch kundgab, stimmte den Grafen alsbald zu seinen Gunsten, und noch am Abend war Sibylle das fröhliche Bräutchen von Franz. Man beschloß, daß bis zum Frühling die Hochzeit seyn und Franz bis dahin bei'm Förster bleiben solle, um seinen künftigen Wald recht gründlich kennen zu lernen.

Verschllossene Hand, verschlossenes Herz.

Frau Martha strahlte vor Glück und hatte so viel zu sorgen und zu denken, wie seit ihrem Brautstand nicht mehr. Ihre Sibylle, ihr treuestes und bestes Kind, sollte nun doch hübsch ausgestattet werden; auch das Häuschen bedurfte so mancher Erneuerung und Verbesserung, und sie wagte nicht, den Grafen darum zu bitten, da er dem jungen Paar schon die hübsche Försterwohnung bei'm Schloß angeboten hatte, Sibylle aber gar nicht daran denken konnte, das liebe Waldhaus zu verlassen.

Da hörten sie, daß die Kaufmannsfrau gestorben sey und der Judith ihren ganzen großen Besitz hinterlassen habe. Das schien der Mutter eine Fügung vom Himmel, um ihr aus ihren Sorgen zu helfen. Judith würde ihr gewiß beistehen, so fremd, wie Kunigunde, war sie ihnen doch nicht geworden, und solch ein unerwartetes Glück hatte sie sicher weich und mittheilsam gemacht. Franz und Sibylle zeigten sich

geneigt, die Schwester zu besuchen, und stolz auf das schöne Pärchen zog die Mutter mit ihnen zur Stadt. Judith trafen sie schwarz gekleidet in der trübseligen Stube, wo sie eilig den Tisch voll Geld und Papieren zudeckte, mit denen sie sich eben beschäftigt. Sie war höchlich verwundert über den neuen Schwager, und begrüßte die Eintretenden mit einer Freundlichkeit so säuerlich, wie der Wein, den sie ihnen vorsetzte. Die Mutter wünschte ihr Glück zu dem reichen Erbe; da kam aber ein Strom von Klagen dagegen, wie viel Mühe und Noth sie damit habe, wie unsicher das meiste siehe, wie sie von dort her angefeindet, von daher angebettelt werde, und fast ihres Lebens nicht sicher sey.

Dem jungen Paar wurde es ganz eng' und hang' um's Herz; Franz schlug Sibylle vor, ihm ein wenig die Stadt zu zeigen, und Judith ließ sie ziehen ohne viel Hinderniß. Nun brachte die Mutter schüchtern ihr Anliegen vor, wegen eines Beitrags zu Sibyllens Ausstattung und der Herstellung des Waldhauses, das ja auch Judith's alte Heimath sey. Die Judith wollte gar nicht begreifen, wie die Mutter nur daran denken könne, das Häuschen sey ja Eigenthum des Grafen; wenn der nichts dafür thun wolle, so sey es doch viel klüger, die Försterwohnung zu beziehen. Und warum Sibylle eine Ausstattung brauche, sehe sie vollends nicht ein; sie selbst und Kunigunde haben das Waldhaus ohne Ausstattung verlassen, da sey Sibylle gar noch im hellen Vortheil, wenn ihr erlaubt werde, die Sachen der Mutter zu benützen.

Schmerzlich zog sich der Mutter Herz zusammen, sie erwiderte nicht ein Wort mehr; mit zitternder Hand nahm sie die zehn Thaler, die ihr Judith als Hochzeitgeschenk für Sibylle sehr gewichtig vorzählte. Zurückweisen wollte sie es nicht; sie wollte dem Kinde noch ein Pförtlein offen lassen zum Mutterhause, aber sie vermochte kaum ihre bittern Thränen zurückzuhalten, bis sie im Freien war. „Ach, wieder ein Herz, das mir das Glück zugeschlossen,“ seufzte sie, und sah mit stiller Angst nach Sibyllen, die eben an des Bräutigams Seite auf sie zukam. „Wird sie mir auch fremd werden?“ Aber Sibylle sprang ihr mit so herzlichster Freude entgegen, suchte auf dem Heimweg so sorgsam die besten Pfade für sie aus, schalt im Scherz den Franz, daß er die Mutter den Bündel mit einigen Einkäufen tragen lasse, tröstete sie so liebevoll über das Mißlingen bei Judith, daß Frau Martha sich ge-

trost zur Ruhe legte, voll Dank für den Segen, der ihr in diesem Kinde geblieben. Freundlicher als Schwester Judith zeigte sich der Graf in Erfüllung der bescheidenen mütterlichen Wünsche.

Sibyllen's Glück.

Der allerschönste Frühling kam in's Land; die Vögelein sangen die fröhlichsten Brautlieder, und an einem klaren Sonntagmorgen geleitete Franz in schmucker Jägertracht sein holdseliges Bräutchen den grünen Pfad hinab, den sie so oft als hilfreicher Engel gewandelt, zum Dorfkirchlein. Im Dorf war größerer Jubel, als wenn die Königin eingezogen wäre; denn Sibylle hatte ihnen mehr Gutes gethan, als die reichste Fürstin vermocht hätte; und als die liebliche Gestalt in schneeweißem Gewand zwischen dem schlanken Bräutigam und der freudeweinenden Mutter, die ihren höchsten Festtagsstaat angelegt hatte, stiftsam erröthend durch die Reihen der grüßenden Dorfbewohner schritt, da meinten Alle, einen so schönen Brautzug habe man niemals gesehen.

Schwester Judith hatte die Einladung zur Hochzeit abgelehnt; der ehrwürdige Pfarrerherr aber verschmähte nicht, an dem einfachen Hochzeitmahl Theil zu nehmen; die freundlichen Dorfbewohner kamen am Abend, keines mit leeren Händen, und das Waldhaus wurde in die reichste Vorrathskammer verwandelt, so daß Frau Martha vor Freude weinte über den unverhofften Segen.

In ungetrübtem Frieden sahen sie im Waldhause Frühling, Sommer und Herbst vorüberziehen; treulich und freudig versah der junge Förster seinen Dienst und freute sich jeden Tag der Heimkehr zu seinem lieblichen Weibchen, die das alte Waldhaus mit ihrem neuen Besitz so zierlich auszumücken verstand, daß Mutter Martha meinte, schöner könne es nirgends auf der Welt mehr seyn. Nur einmal hatte Schwester Judith flüchtig eingesprochen und wieder viele Gründe gewußt, warum sie ihnen nie werde mit Geld aushelfen können; sie begehrten dessen gar nicht; sie waren so reich an Gottvertrauen und Herzensfreudigkeit.

In Fried' und Freud' ging auch der Winter vorbei, und als es wieder Frühling wurde und die Vögelein ihre alten Quartiere auf den Bäumen vor den Fenstern des Waldhauses bezogen, da hatten sie diesmal Wiegenlieder zu singen; ein herziger, rothwangiger Knabe lag drinnen, den der Vater mit lautem Jubel, die Großmutter mit glückseliger Bewunderung und Sibylle mit stillen Freudenthränen begrüßt hatte.

Kunigunden's Rückkehr.

Da saß einmal Sibylle wieder an ihrem alten Fenster, das jetzt der beste Platz für die Wiege war, und sang mit den Vögeln um die Wette, um den hellangigen Burschen zur Ruh' zu bringen, als sie eilige Schritte zum Haus kommen hörte; hastig ward die Thür aufgerissen und herein trat Kunigunde mit glühendem Antlitz und zerflörtem Anzug, nicht mehr die stolze Fürstin, ach, auch nicht mehr das blühende Waldmädchen: „Wollt ihr mich aufnehmen?“ fragte sie scheuen Tons die erschrockene Schwester. Die Liebe trägt Alles und überwindet Alles. Ohne Fragen und Klagen, ohne Verwunderung und Vorwürfe eilten Sibylle und die Mutter der müden Verflörten liebevoll entgegen, und halfen ihr zu Ruhe und Erquickung; auch Franz, wie er heimkam, begrüßte sie freundlich und hielt Neugier und Erstaunen zurück. Erst nach einem ruhigen Schlummer im Mutterhaus, nachdem sie sich in die alten Gewänder aus ihrer Mädchenzeit gekleidet, die Sibylle sorgsam aufbewahrt hatte, nachdem eine herzliche Verzeihung ihrer Bitte zuvorgekommen war, vermochte Kunigunde in kurzen Worten mitzutheilen, was sie zum Walde zurückgetrieben. „Ach Mutter, ich hatte nicht nur vergessen, daß ich dein Kind, daß ich ein armes Mädchen, ich hatte fast vergessen, daß ich ein schwaches, sterbliches Geschöpf war. Den Stolz meines Vaters suchte ich zu überbieten, um ihm zu zeigen, daß meine niedre Geburt mir nicht anhängt. Nicht zu zählen sind die Handlungen des Uebermuths, durch die wir unsere Unterthanen gereizt, bis das Maß voll wurde. Eine verhältnißmäßig unbedeutende Gewaltthat meines Gemahls gab den Anlaß zu einer Empörung. Mein Mann fiel im Versuch ihr entgegen zu treten, seine Mutter floh, auf mich wandte sich der ganze Haß, die ganze Wuth des Volkes. Ein barmherziger Diener half mir zur Flucht, seit drei Tagen irre ich in den Wäldern umher, bis ich Euer Haus fand. Da, in der Stille des Waldes, ist mir meine Schuld und mein Herz erst recht klar geworden, diese Macht und Hoheit kann zur segensreichen Sonne werden, in meiner Hand ist sie zur Brandfackel geworden; auf immer werfe ich sie von mir,“ und durchs offene Fenster weit in den Wald hinaus, schleuderte sie den Rubin, der allein noch an ihrem Finger geblieben war, das letzte Abzeichen ihrer stolzen Vergangenheit.

Judiths Rückkehr.

Nicht lange war's, seit Kunigunde wieder heimgekehrt, als früh vor Tag ein ängstliches Pochen an die Hausthür die Mutter weckte. Sie eilte zu öffnen und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Da stand Judith wie ein Gespenst, todesbleich mit eingesunkenen Augen, kaum fähig, sich auf den Füßen zu erhalten, und bat mit hohler Stimme um Einlaß. Wo Hülfe noth ist, vergißt eine Mutter schnell den Schrecken, auch das zweite Kind ward mit Liebe im Mutterhaus aufgenommen. Mit schmerzlicher Verwunderung sahen sich die zwei ältern Schwestern wieder, und es brauchte langer Zeit und treuer Pflege, bis die zum Tod erschöpfte Judith den Grund ihrer eiligen Flucht ihrer Mutter erzählen konnte, sie that es jetzt noch mit leisem Grauen.

„Ihr wißt es wohl, wie das Gold allmählig meine ganze Seele eingenommen, mein Herz erkaltet hatte, neben dem Stolz kann die Liebe noch Platz finden, neben der Geldgier niemals. Mißtrauen und Furcht zogen mit der Lieblosigkeit in meine Brust ein. Ich konnte niemand mehr im Hause leiden, aus Furcht, bestohlen zu werden; allein mit meinem Rammon, so war mir wohl. Nicht nur das Bewußtsein des Besizes genügte mir — von Genuß war keine Rede — der bloße Anblick, das Befühlen des Geldes gab mir Erquickung. Diesen Gold-
durst habe ich nicht erst von meiner Herrin gelernt, so weit hat sie ihn nie getrieben, er schlummerte in meiner Seele und wäre in einem kleinern Kreise nie so erwacht, auch dort nicht, wenn ich nicht das Beten verlernt hätte. Da ich ohnehin nur mit Mißtrauen mein Geld in fremde Hände gab, so hatte ich mir einen baaren Schatz gesammelt, der in einem nur mir bekannten, tief verborgnen Gewölbe meines alten Hauses verwahrt war; diesen Schatz zu vermehren, zu zählen, zu betrachten, war die einzige Lust meines armseligen Lebens. Vor einigen Tagen schlich ich mich wieder in tiefer Nacht hinab, der Weg zum Gewölbe ging durch Keller und Gänge, die innerste Thüre mußte an eine Kette gehängt werden, um offen zu bleiben. Diesmal that ich dieß nicht fest, mit voller Wucht fiel die schwere eiserne Thür in's Schloß und vergeblich waren meine verzweifeltsten Anstrengungen, sie zu öffnen.

Da war ich denn allein mit meinem Gößen, wie lange weiß ich

nicht, mir dünkte es eine Ewigkeit, eine entseßliche! Das dunkle Gewölb war nur von meiner Lampe erhellt, bis auch diese erlosch. Daß Niemand mein Rufen, mein Klopfen, mein Jammergeschrei hören könne, wußte ich nur allzuwohl, alle äußeren Thüren waren verschlossen, das Haus selbst wohl verriegelt, keine Seele darinn; die fremden Leute, die meine wenigen Bedürfnisse ins Haus brachten,kehrten natürlich vor der verschlossenen Hausthüre um, so war ich hilflos, rettungslos allein, allein mit meinem Bösen. Hunger und Durst fingen an, mich zu quälen, grauenvolle Angst überwältigte mich. Am Ende dünkte mich, ich sei schon gestorben und das sei nun meine Verdammniß in alle Ewigkeit, mit dem Mammon allein zu sein. Keine Zunge kann die Qual dieser Tage schildern, keine Hölle könnte das Gewissen besser aufrütteln.

Endlich hörte ich Schritte oben, ich hörte Klopfen, Thüren öffnen und schließen, die Schritte kamen näher — in den Keller — ich täuschte mich nicht, — allem nach waren es Diebe, Räuber, die das Haus plünderten; ach, mit welcher bangen Hoffnung dachte ich an die Möglichkeit, daß sie bis hieher dringen könnten! Nun hörte ich sagen: es muß mehr da sein — nun hörte ich die äußeren Thüren einschlagen — nun standen sie mit einem Freudengeschrei vor der Eisenthür.

Ein seltsamer Instinkt gestattete mir nicht, zu rufen; ich ersehnte und fürchtete ihre Ankunft, ich dachte, sie würden mich tödten, aber nur hinaus! Sterben, sterben in freier Luft, schien mir Seligkeit.

Zuletzt wich das Schloß ihren Werkzeugen, die Thür fuhr auf und mit dem lauten Schrei: Lust, Lust! stürzte ich hinaus. Sie glaubten, ein Gespenst zu sehen und entflohen mit Entsetzen. Ich sah nicht mehr zurück; so schnell meine bebenden Kniee mich trugen, eilte ich hinaus, hinaus, schloß die Thüren des verwünschten Hauses, und hier bin ich; behaltet mich, oder verstoßet mich, ich möchte gern sterben, nur Lust, Licht, nur freundliche Menschengesichter und kein Gold.“ Und mit Grauen warf sie das Goldstück der Alten weit von sich, das sie noch an ihrem Halse fühlte.

Was treue Pflege, was liebevolle Freundlichkeit, was frommes Gebet thun konnte, das geschah, um die arme Verstörte zu heilen, und bald wieder saß sie, genesen an Leib und Seele, im Kreis der Ihrigen.

Der Schwestern Zukunft.

So saßen die drei Waldschwestern wieder in dem alten Stübchen

beisammen, aber Kunigunde und Judith fühlten wohl, daß hier ihre Stätte nimmer sei, es war zu nahe bei dem Schauplay ihres Glückes und ihres Glends; ihrer Dienste bedurfte man nicht und ohne es zu wollen, warf ihre Gegenwart einen Schatten auf das junge Glück der schuldlosen Schwester.

Franz war in die Stadt gegangen, um nach Judiths verlassener Wohnung zu sehen; es schien, die Diebe seien zurückgekehrt, der Schatz war geplündert, doch wurde aus dem verkauften Hause, von ausgeliehenen Geldern noch Vieles gerettet, — Judith war es gleichgültig.

Da kam Franz aus seiner alten Heimath die Kunde zu, wie dort in Folge des Kriegs noch so viel Glend, so viel hilflose Waisen seien. Das regte in Kunigunden den Gedanken an, dorthin zu ziehen, um Kraft und Mittel, die ihnen noch geblieben, zu verwenden zur Rettung und Trost für Andere, und Judith stimmte ihr freudig bei.

So schieden sie wieder von der Waldheimath, nicht in freudiger Erwartung wie das erstemal — stillen Sinnes, in tiefer Behmuth, aber mit friedevollerem Herzen, wie damals. Die edle Gräfin, die Wittve von Franzens ehemaligem Herrn, unterstützte sie mit Rath und Beistand, und bald wurde denen daheim der Trost, daß sie nun geborgen im Frieden und wohlthätigem Wirken lebten.

Schluß.

Das Waldhaus war und blieb eine Heimath stillen Glückes. Tüchtige Knaben und liebliche Mädchen blühten darin auf, frühe lernten sie von der Mutter ihre Wünsche bescheiden beschränken, ihre Begierden zähmen, das Ihre thun, und in Stille zu warten, was Gott ihnen beschiede. Das Fläschchen behielt seine wohlthätige Kraft und wirkte ganz in der Stille noch oft mit Segen. Einer der Söhne Sibyllens, der hinauszog, und später Arzt wurde, hat einen so großen Namen erlangt, daß man vermuthet, der Mutter Fläschlein habe sich ihm vererbt.

Vom Waldweiblein haben sie nichts mehr vernommen. Bald sind nun die hundert Jahre verflossen, nach deren Verlauf sie wieder erscheinen wird. Sollte sie einen von Euch, meine lieben Leser, mit einer wunderbaren Gabe bedenken, so sehet wohl zu, daß ihr nicht versäumt, dazu den rechten Segen zu suchen, da, wo er zu suchen ist.

Briefwechsel.

Von Aurelie.

(Schluß.)

Eduard an seine Schwester Marie.

Wiel auf Föhr 20. August 184....

Wie Du siehst, habe ich mein Eldorado gefunden und die gute Wirkung der Seebäder, die mich von Tage zu Tage in fröhlichere Stimmung versetzt, abgewartet, um dir Nachricht von mir zu geben. Von Rudolstadt aus ging ich über Leipzig und Hamburg in der gewöhnlichen Eisenbahnmühle, in der man nichts erlebt, wenn man nicht gerade das Unglück hat, den Hals zu brechen, sondern wie ein Stück menschlicher Menagerie weiter gerüttelt wird, bis von Zeit zu Zeit die Käfige zu den Fütterungsstunden geöffnet werden, damit sich die hungrige Schaar über schlechte Butterbrode, dünnen Kaffee und lügenhafte Zeitungen herwerfe, und ehe man noch festen Fuß auf Erden gefast hat, von der unerbittlichen Peise wieder eingestropft werde; man möchte sich während einer solchen Fahrt wie eine Raupe verpuppen können, und erst wieder auskriechen, wenn man der Freiheit zurückgegeben ist, und wenn nicht über Flügel, doch wenigstens über seine Füße disponiren kann. Da Du Hamburg kennst, erzähle ich Dir nichts davon, auch hielt ich mich dort nicht lange auf, sondern setzte meine Reise nach Kiel fort, wo mich die Schönheit des Hafens und der ganzen Gegend mit den herrlichen Buchen- und Eichen-Waldungen aufs Erfreulichste überraschte. Von dort fuhr ich durch den östlichen Theil des Landes nach Schleswig, und weidete meine Augen an den grünen Wiesen, den reichen Heerden, den Hecken, die die Felder umgeben, den Durchblicken auf das Meer und den alten, bis an ihren Gipfel mit Ephen umrankten Eichen. Eckernförde und Schleswig liegen beide wunderhübsch an tiefen Buchten der Ostsee. Von Schleswig quer durchs Land bis zur Nordsee will ich den Weg nicht loben; die Einsamkeit dieser wüsten Gaiide ist so vollständig, daß man sich von aller Civilisation abgeschnitten fühlt; man ist glücklich, wenn man alle zwei Stunden ein menschliches Dach in der Ferne erblickt und doch erscheint diese Gaiide nicht so unpoetisch,

wie die Berliner Sandsteppen. Ich übernachtete in Bredstedt, d. h. ich suchte Ruhe auf einem Strohsack, die mir durch ein Regiment von zahmen Ratten mißgönnt ward. Sie liefen zutraulich wie Kinder vom Hause umher, und die Wirthin, der ich mein Erstaunen am andern Morgen darüber ausdrückte, hatte keine andere Antwort für mich, als: „Ach Gott so! — Davon kriebt's hemug.“ Ueberhaupt scheint das Phlegma und die Einsilbigkeit der hiesigen Bevölkerung, oder richtiger gesagt: Entvölkerung ganz im Einklange mit dem Eindrucke der monotonen Faide.

Von hier an beginnen die Marschen, die auch mehr materiellen Segen, als erfreulichen Anblick gewähren. Diese sind so überfüllt von weidenden Kühen und Pferden, die scheinbar herrenlos frei umhertraben und auf dem schmalen Damme, auf welchem wir der Küste entgegenfuhren, mein Gespann ein paar mal scheu machten, daß ich zu weilen meinte, in das Reich der Thiere versetzt zu sein, von dem Reinicke Fuchs oder die 1001 Nacht erzählen. Endlich erreichte ich Dagebuß, ein einzelnes Haus am Meerufer, und traf zur richtigen Zeit ein, um mit dem Fahrschiff nach Köhr zu segeln. Wir hatten conträren Wind, und selbst die mächtige Strömung des Meeres vermochte kaum uns endlich der kleinen Insel zuzuführen, die wir nach langem Laviren erreichten. Von weitem schienen die einzelnen Häuser wie Benedig aus dem Wasser hervorzuragen, so niedrig ist das Land; nach und nach erhob sich der Flecken Wink und seine kleine Baumallee, die der Wind nicht übermüthig wachsen läßt, vor unsern Augen, und wir landeten. Durch einen Glückzufall fand ich bald eine hübsche Wohnung dicht am Meere, da wegen der Anwesenheit Christian VIII. der kleine Ort überfüllt war. Meine Wohnung entzückt mich durch den freien Blick auf's Meer und die gegenüberliegende Inselreihe, die Halligen* genannt, die mir je nach Ebbe oder Fluth näher zu rücken oder sich zu entfernen scheinen. Auch die innere Ausschmückung meines Zimmers, so einfach sie ist, hat etwas höchst Gemüthliches. Statt der geschmacklosen Tapete oder dürftigen Malerei zeigen die Wände reinliche, weiße und blaue Kacheln, die an deutsches Porcellan erinnern, und von denen jede einzelne in ihrem kleinen Umfange eine Scene aus

* Halligen sind ganz niedrige, von Teichen nicht geschützte Inseln, die mitunter überschwemmt werden. Ueber die Anhänglichkeit ihrer Bewohner an ihre gefährvolle Heimath gibt der Roman von Viernagel ein treues Bild.

der biblischen Geschichte darstellt. Mit einer Cigarre im Munde frische ich mein Gedächtniß auf, und mache die gründlichsten historischen und theologischen Studien, bis ein aufstauchendes Segel am Horizont meinen Blick von der auf Thon gemalten Vergangenheit auf die lebendige Gegenwart zieht. Meine Wirthin tritt dann unzertrennlich von ihrem Söhnchen, das an ihrer Schürze hängt, in mein Zimmer, und bringt mir mit freundlichem Gruße auf dem schönsten, blankgeputzten Messing-Theebrett, dessen holländische Abstammung man auf den ersten Blick erkennt, eben so ächt holländischen, dünnen Kaffee. Sie spricht, wie alle Einwohner, sehr reines Hochdeutsch, das in der Schule gelehrt wird; unter sich reden sie friesisch. Ihre Aussprache erinnert an die der Engländer; ihre Bewegung und Haltung ebenso. Sie haben alle etwas durchaus Edles und Vornehmes. Die Männer, die wenigen abgerechnet, die sich mit einem Gewerbe zur Ruhe gesetzt haben, sind alle Schiffer, und oft Jahre lang zur See, wie z. B. der Mann meiner Wirthin. Unterdeß führt die Frau nicht nur die Wirthschaft, sondern bestellt auch das Feld, und ist der Landesitte gemäß bald zu Pferde, bald den Pflug oder Wagen führend, bald wieder sitzig an Heerd und Spinnrad. Diese doppelte Bestimmung ist wohl die nächste Veranlassung zu der eigenthümlichen Nationaltracht der Föhrer Frauen. Da sie sich jedem Wetter und Wind aussetzen müssen, und auf ihre Gesichtsfarbe und feine Haut, welche die schönen edlen Züge und das sprechende lebhafte Auge sehr erhöht, nicht wenig halten, tragen sie draußen als Binden zusammengelegte Tücher um Mund und Stirn.

Die Sitten der Föhrer sind sehr eigenthümlich. Ihre Hochzeiten werden still und ohne Gäste gefeiert. Niemals wird bei einer solchen Veranlassung getanzt; beim Hochzeitmahl wird nicht Wein oder Brandwein, sondern Thee und Butterbrod gereicht, wie bei den englischen Thee-Totallers. * Auch machen die Bekanntschaften unter den jungen Leuten sich nicht auf dem Tanzboden, sondern in Stille und Einsamkeit, damit der Freier den höheren Werth seiner Erwählten kennen lerne und nicht allein von ihrer Schönheit bestochen werde.

Ich habe Dir nun von den Menschen, aber noch nichts von der Insel selbst erzählt, die sich trotz der vielen oft entsetzlichen Sturmfluthen so lange im Meere erhalten hat. Künstliche, mit Stroh beschoffene Leiche müssen sie schützen und außerdem gereicht ihr ein Gürtel von anderen Inseln

* D. h. Nichts-als-Thee-Trinker.

und Halligen zum Schirm, der sie in einer Entfernung von 1—2 Meilen umgibt. Darunter sind die größten Sylt und Amrum, letztere durch ihre wilden Kaninchen berühmt. Föhr hat, wie alle Nordseeinseln, weder Berge noch Wälder, nur alte Grabhügel (Hünengräber); in den Dörfern finden sich einzelne Bäume und sorgfältig gepflegte Gärten nach holländischer Art. Die Dörfer, deren Namen sämmtlich mit um endigen (Vollsum, Oldsum u. s. w.), sind reinlich und schön gebaut; das ansehnlichste unter ihnen ist Riblum mit einer sehr alten schönen Kirche, die allerlei merkwürdige Alterthümer enthält.

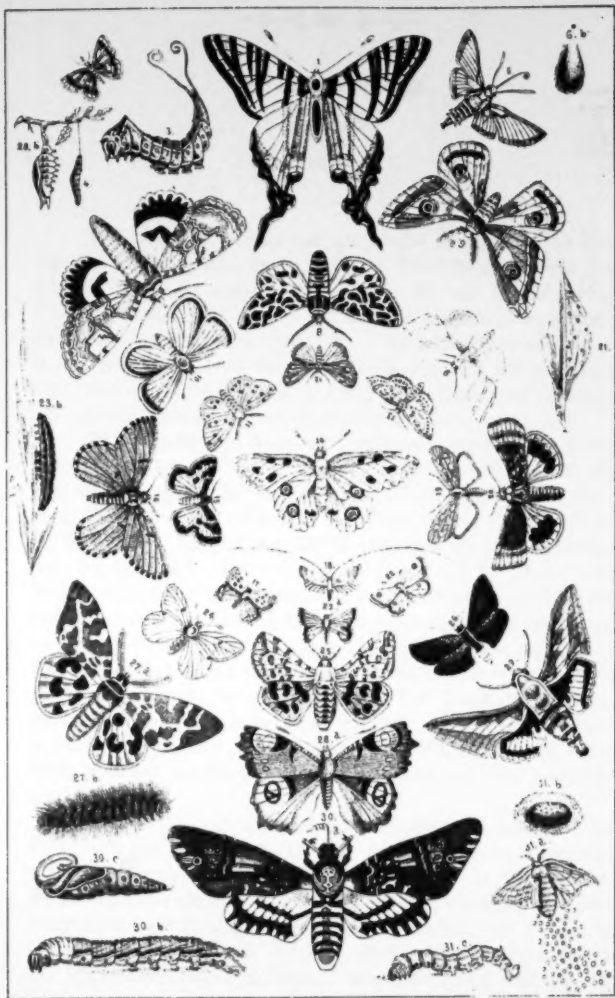
Zu meinen größten Vergnügungen gehören hier die Jagd und die Strandpromenaden. Der Strand ist breit und bietet Gelegenheit zu stundenlangen Wanderungen am Meere; man findet nicht selten unter den Kieseln am Ufer schöne Agathe und Carneole, auch Bernstein. Fischfang und Jagd sind ein bedeutender Erwerbszweig für die Wiekler, ebenso der Robbenschlag. Neulich trieb ich mich einmal zwei Stunden auf der See herum, um die Austerbänke kennen zu lernen, von denen es heißt, König Kanut der Große habe sie angelegt. Es gibt ihrer über 50 an der schleswigischen Küste. In der Nähe von Föhr ist die vorzüglichste, die an der Spitze von Amrum befindliche. Veneide mich aber nicht zu sehr um diese Fahrt, denn was helfen alle Auster, wenn man seekrank ist? Du weißt es aus eigener Erfahrung. Unsere kleine Gesellschaft segelte fröhlich hinaus; Champagner sollte die Auster würzen! Das Schiff zog sogenannte Schleppfäde hinter sich, Netze aus Seehundsfellriemen geflochten, und mit einem eisernen Bügel versehen, der im Vorbeifahren die Auster abstößt, die dann in das Netz fallen. Wir brachten mehrere Tonnen mit, die hier an Ort und Stelle 1000 Stück 2 Rthlr. 12 Sgr. gelten. Anziehender für mich war die Vogeljagd und namentlich der Fang der wilden Enten. Föhr hat drei sogenannte Vogelsojen, deren Einrichtung ich Dir beschreiben will.

Denke Dir einen kleinen Teich in der Mitte, von welchem wie Strahlen eines Sternes sechs Canäle ausgehen, die mit Büschen und Hecken coulisienförmig umpflanzt sind. Der, welchen ich sah, ist rings begränzt von einem ziemlich hohen Erdwall und mit einem Wassergraben umgeben; er hat nur einen Eingang gegenüber der Hütte des Vogelfängers, zu dem eine Zugbrücke führt. Der Teich ist so tief gegraben, daß er nie trocken liegt. Je nach dem Winde, damit die

Vögel nicht Witterung von dem Fänger bekommen, müssen die verschiedenen Canäle benutzt werden. Diese Witterung ist bei den wilden Vögeln so stark, daß der Jäger nie Tabak rauchen darf; er pflegt vielmehr beim Fange ein glimmendes Torfstück zu halten, damit sie seine Nähe nicht riechen. Jeder der Canäle ist breit am Eingang und ganz eng am Ausgang. Darüber hin zieht sich ein Netz, das anfangs hoch hängt, dann weiter hin immer niedriger und dichter über dem Wasser liegt, und mit einer Keuse endet, die durch kleine Reifen auseinander gehalten wird. Die Hauptvorbereitung zum Fange aber besteht darin, daß eine Anzahl zahngemachter wilder Enten, denen man die Flügel beschnitten hat, an den Mündungen der Canäle gefüttert werden, bis ihnen die Federn wieder gewachsen sind. Dann läßt man einige Hundert von ihnen fliegen, damit sie, von ihren weiten Reisen heimkehrend, die Roje wieder auffuchen, und andere wilde Enten mitbringen. Senkt sich nun ein solcher Zug herab, so wird er angelockt von dem Geschrei der zurückgehaltenen, zahm gemachten Enten, die man zu füttern fortgefahren hat. Diese locken die Ankömmlinge in einen der Canäle; sobald sie weit genug vorgedrungen sind, schleicht sich der Entenfänger, von den Büschen versteckt, hinter die Schwimmenden, und treibt sie langsam unter dem Netze fort bis an die Keuse. So werden ihrer jeden Herbst viele Tausende gefangen und sogleich geschlachtet und eingepökelt; in der besten Fangzeit rechnet man auf 2000 Vögel an einem Tage, und jährlich über 30,000. —

Wie lange ich mich noch hier umhertreiben werde, kann ich Dir nicht sagen. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir der Rüsfigang so wohl behagen könnte; ich muß etwas von der Natur der Seehunde angenommen haben, weil mir Luft, Meer und Sonne so vollkommen zum Lebensgenusse genügen. Stundenlang kann ich am Strande hinwandeln, die Wellen ankommen und sich überstürzen sehen, oder auch zum Erstaunen meines kleinen Wirthssohns leere Muscheln, Seegras und Steine auffuchen, die er gar nicht beachtet; er dagegen bringt mir immer die vollen schwarzen Muscheln, welche die Einwohner essen, oder gelegentlich eine Kartoffelblüte, die ihm in der blumenarmen Insel etwas sehr Herrliches scheint. Ich werde über Helgoland und dann vielleicht Norderney und Bremen wieder nach Berlin reisen. Lebe nun wohl und empfiehl mich Deiner Freundin Clara. Dein

Eduard.



Edith v. Arnz & C. P. Dusseld.

Schmetterlinge.

Die Schmetterlinge.

(Papillones.)

Von Gränewald.

Der liebe Gott verleiht uns gar manche Gaben, die wir zwar nicht mit Händen greifen können, wie ein Stück Brod oder eine süße Frucht, nichts desto weniger aber sind sie für uns überaus kostbar. Eine solche holde Gabe ist für uns und für alle Wesen das Licht. Was wäre die Welt ohne dasselbe? — ein wahres Todtenhaus. — Ueber die Farbenpracht in der Natur spricht das Licht erst den Segen aus, denn ohne Licht gibt es eigentlich keine Farbe; das Schwarze und also die Finsterniß ist das Grab aller Farben.

Es gibt wohl nicht leicht einen erhabeneren Ausdruck für Gottes Majestät, als den: „Licht ist dein Kleid!“ — Er, die Quelle alles Lichts, ergießt aber auch in tausendfältigen Strahlen den Lichtstrom über unsere Erde, aus dem alle Wesen freudig trinken. Selbst bei Nacht rieselt aus Millionen Welten das Silberlicht des Sternenhimmels auf uns herab. Aber nicht bloß am Himmel soll es glänzen, nicht bloß die Erde soll in ihrer Farbenpracht wie eine schöne Braut schimmern, auch das Innere der Erde schließt einen prachtvollen Farbenschmuck ein, aber das Licht muß erst diese unterirdischen Farbenblüthen erlösen, sie sind noch an das Dunkel der Erde gebunden, erst dann glänzen sie uns in tausendfachen Zauberstrahlen, wenn das Tageslicht sein Vermählungsfest mit ihnen feiert. Der Amethyst, der Topas, der Smaragd u. s. w. sind also gleichsam unterirdische Blumen, und ihr edler Glanz wetteifert mit der Farbenpracht der Viole, mit dem Frühlingsgrün der Wiesen.

Unsere Erde sollte aber noch mehr verschönert werden. Wie der Edelstein das Innere der Erde mit seiner Farbenpracht schmückt, wie die Blumen den Busen der Erde schmücken, so sehen wir im Reiche der Natur gleichsam fliegende Blumen umherflattern, deren Farbenpracht mit der blumengeschmückten Erde wetteifert, und die sich im Glanze der Sonne erst recht entfaltet. Diese geflügelten Wesen nennen wir Schmetterlinge (papillones), von denen freilich nicht alle sich

des freundlichen Tageslichtes erfreuen, sondern einige von ihnen fliegen am Abend und im Dunkel der Nacht umher, und man möchte diese Nachtschwärmer die Mystiker der Natur nennen. Schon die Geburt der Schmetterlinge ist etwas Geheimnißvolles. Da kriecht sie, die verachtete Raupe, dieses gefräßige Erdenhies, ein Sinnbild des groben, irdischen Genusses. Doch bald erwachtet sie, und geht in einen scheinbaren Todesschlummer über. Aus zarten Fäden spinnt sie ihr Todtenhemd, und hüllt sich endlich in die Puppe, gleichsam in einem Sarge liegend. Der Winter begünstigt ihren scheinbaren Todesschlaf. Wenn aber Frühlingslüfte wieder wehen, wenn die erwärmende Sonne die Erde zu neuem Leben und zur neuen Pracht wieder entfaltet, da regt sich's auch in dem kleinen Kämmerlein, in der Puppe, sie dehnt sich, sie bewegt sich, sie bricht endlich auf, und wer kommt hervor? — nicht mehr die gefräßige Raupe, sondern ein ganz verwandeltes Wesen mit zarten Füßen und oft prächtig bemalten Flügeln, es hebt sich mit seinen Schwingen in die blaue Luft empor — ein schönes Sinnbild unserer von irdischen Banden befreiten, zu Himmels Höhen sich hinauffschwingenden unsterblichen Seele. Nun dient es nicht mehr dem groben Erdengeschmacke wie früherhin, sondern nährt sich von dem zarten Nektar der Blumen.

Auf unserer Tafel, die zugleich als Muster dienen kann, wie Schmetterlinge aufzubewahren sind, beginnen wir mit dem Segelfvogel (*Papilio Podalicius*), Fig. 1, der mit dem Schwalbenschwanz Aehnlichkeit hat. Blaugelb ist die Grundfarbe, Oberflügel sind senkrecht schwarz bandirt, ebenso ist die Einfassung; die beiden andern Flügel sind geschwärzt, am Rande etwas orangengelb mit schwarz eingefaßten blauen Augen. Er entsteht aus einer hellgelben Puppe; die Raupe ist grün, auf dem Rücken gelb gestreift und an den Seiten roth punktiert.

Der Purpurfalter (*Geometra Auroria Sanguinaria*) Fig. 2. Dieses kleine niedliche Ding ist purpurfarbig, wie die Morgenröthe, oder wie ein purpurner Königs mantel mit gelben und weißen Flecken und ebenso sind die Flügel gelb eingefärbt.

Aus der Raupe, Fig. 3, entwickelt sich der weißgraue Hermelinvogel (*Bombyx Vinula*). Sie ist grün, der Rücken grau, Einfassung weiß, der Kopf roth, gegen den Rücken zu etwas zugespitzt, und der Schwanz läuft in zwei spiralförmige Gabeln aus. Die Hinterfüße sind orangeförmig und die Vorderfüße klauenartig. Man findet dieses sonderbar gebildete Thier auf Pappeln und Weiden.

Der Hummelschwärmer (*Sphinx Fucliformis*), Fig. 5, hat durchsichtige Flügel mit brauner Randeinfassung, eine olivengrüne Brust, braune und gelbe Leibringe und eine gelbe, brauneingefasste Schwanzspitze.

Das Nachtpfauenauge (*Bombyx Pavonia minor*), Fig. 6, hat eine braune Grundfarbe auf den Vorderflügeln, mit braunrothen Augen auf weißer Fläche, die man auch auf den hellbraunen Hinterflügeln bemerkt. Der Rand der erstern ist graulich weiß, der der letztern bläuroth. Die grüne Raupe hat auf jedem Gliede hochrothe Würfchen und in der Verwandlung macht sie ein birnförmiges Gespinnst, Fig. 6 b.

Das rothe Ordensband (*Noctua nupta*), Fig. 7, Leib und Vorderflügel sind grau mit regelmäßig bandartigen Zeichnungen; die hochrothen Hinterflügel haben einen breiten, schwarzen Saum mit hellrother Einfassung. Die hellbraune, etwas behaarte Raupe findet man auf Weiden und Pappelbäumen.

Der Sternkrautspinner (*Bombyx pudica*), Fig. 8, hat graue, schwarz marmorirte Flügel, die Hinterflügel sind weiß und karmoisinroth gegen den ebenso gefarbtten Hinterleib zu; der Oberleib aber ist schwarz mit zwei weißen Streifen.

Das Schäferhütchen (*Phalaena Tortrix Bicolorana*), Fig. 9, hat smaragdgrüne Vorder- und weiße Hinterflügel; auch der Leib ist weiß, Brust und Kopf aber grün. Die Raupe hat dieselbe Farbe mit einer Warze auf dem Rücken und lebt auf Eichen.

Der Bläuling (*Dorylas*), Fig. 10. Die Flügel sind blau, schwarz eingefasst mit weißen Kanten.

Der Frauenmünzspinner (*Bombyx Mendica*), Fig. 11, ist weiß und schwarz punctirt, die Raupe bräunlichgrün mit grauen oder rothbraunen Haaren, er lebt auf der Frauenmünze.

Die Jakobäerin (*Noctua Jacobaea*), Fig. 12, hat graubraune Vorderflügel mit karmoisinrothen Strichen, die hellrothen Hinterflügel haben braune Einfassung. Die Raupe ist gelb mit schwarzer Einfassung und roth punctirt und lebt auf dem Jakobskraut (*Seneceo Jacobaeus*).

Der Nesselspanner (*Geometra Urticata*), Fig. 13. Er entwickelt sich aus einer Raupe, die man Spanner (*Geometra*) nennt, weil diese Art Raupen, wenn sie kriechen, auf den Hinterfüßen sich erheben, mit dem Leibe dann einen Bogen bilden, indem sie mit den

Vorderfüßen den Boden wieder berühren, und sodann den Hinterleib nach sich ziehen. Der Schmetterling ist weiß mit gelber Flügelein-
fassung, dunkelbraun gefleckt und punctirt. Die hellbraune Raupe lebt auf Brennnesseln.

Apollo (Papilio Apollo), Fig. 14. Die Grundfarbe ist weiß-
lich gelb, auf den Vorderflügeln hat er auf jeder Seite vier schwarze
Punkte und auf den Hinterflügeln rothe, schwarz eingefasste Augen.
Die schwarz- und rothbraune Raupe ist gelb gefleckt.

Geom. Marginata, Fig. 15. Die Farbe ist bläulich weiß
mit braunschwarzen Einfassungen.

Der Tiger- oder Drangenvogel (Geom. Prunaria), Fig. 16,
ist orangenfarbig, weiß und schwarz eingefasst, und jeder Flügel ist mit
einem halbmondförmigen Strich bezeichnet. Die männliche Raupe ist
rothfarbig, die weibliche ockergelb; sie lebt auf Schleedorn und Hollunder.

Das Feuervögelchen (Phlaeas), Fig. 17, hat feuerrothe,
braun eingefasste und schwarz getupfte Vorderflügel, die Hinterflügel
sind dunkelbraun und feuerroth eingefasst. Die Raupe ist grün und
wird auf dem Sauerampfer gefunden.

Der kleine Hirschbock (Phal. Pyralis Sulzerella), Fig. 18.
Die Vorderflügel sind goldgelb mit braunen Strichen durchzogen, die
Hinterflügel sind braun. Er hat sehr lange, feine Fühlerhörner, und
gehört zum Mottengeschlecht.

Das Blutströpfchen (Sphinx Filipendula), Fig. 19. Die
dunkelgrünen Vorderflügel haben purpurrothe Tupfen, die Hinterflügel
haben eine olivengrüne Einfassung und sind ebenfalls purpurroth. Der
Leib ist stahlblau, und die citronengelbe, schwarzgefleckte, haarige Raupe
lebt im Grase.

Das Saumband (Noctua Fimbria), Fig. 20. Dieser Schmet-
terling, der zum Eulengeschlecht gehört, hat braune Vorderflügel, von
denen die eine Hälfte gelblich weiß bandirt und braun eingefasst ist.
Die Hinterflügel sind ockergelb mit großen, wellenförmigen Flecken. Die
Brust ist kastanienbraun, der Hinterleib hellbraun.

Gespinnst des Graselephanten (Bombyx Potatoria), Fig. 21.
Der Schmetterling ist rothbraun, mit gelbem Felde durchbrochen, und
hat auf jedem Vorderflügel einen weißen Ring. Die Fühlerhörner sind
behaart. Der Vorderleib ist braun, der Hinterleib gelb mit stumpfer
Schwanzspitze. Die graue Raupe hat drei Reihen Haarbüschelchen,

und ist an den Seiten weiß bandirt. Sie macht für ihre Verwandlung aus ihren Haaren ein Gespinnst.

Der Heufalter (Pap. Pamphilus), Fig. 22, hat ockergelbe, dunkel eingefasste Flügel mit zwei Augenpunkten auf den Vorderflügeln. Die Raupe lebt im Grase.

Der Bläuling (Amyntas), Fig. 23^a, 23^b, hat schön blauen Flügelglanz mit schwarzer und weißer Kante; die grüne Raupe ist gelb gestreift. Er flattert auf Wiesen umher.

Die gelbe Aurora (Eupheno), Fig. 24, hat eine gelbe Grundfarbe, die Vorderflügel sind zur Hälfte orangenfarbig.

Der gelbe Bär (Bomb. purpurea), Fig. 25, Leib und Vorderflügel sind gelb, letztere grau marmorirt, Hinterflügel karminroth, schwarz gefleckt mit gelber Einfassung. Die schwarze Raupe ist braun behaart, und lebt auf Brennnesseln, auf Johannis- und Stachelbeersträuchen.

Der Rothhals (Bomb. rubricollis), Fig. 26. Die Flügel sind schwarz, der Halsragen roth, der Hinterleib theilweise gelb. Die schwarzgrüne, mit Haarbüscheln besetzte Raupe lebt auf Moosen und Flechten.

Der braune Bär (Bomb. Caja), Fig. 27^a, hat starkbehaarte Fühlhörner, braune, weiß marmorirte Vorderflügel, die Hinterflügel sind dunkel-orangenfarbig und schwarz gefleckt. Die Brust ist braun und purpurroth eingefasst, der Leib zinnoberroth mit dunklen Querstichen. Er gehört zu den Spinnern (Bombyx). Die schwarzbraune Raupe ist stark behaart und kriecht sehr schnell. Fig. 27^b.

Das schöne Tagpfauenauge (Pap. Jo), Fig. 28^a hat eine braune Grundfarbe mit dunkler Einfassung und die blauen Augen sind gelb eingefasst. Die Raupe ist sammet-schwarz, hat Dornen und rothe Warzenfüße. Die hellgelbe, eckige Puppe hängt an Zweigen. Fig. 28^b.

Der Wolfsmilchschwärmer (Sphinx Euphorbiae), Fig. 29, hat olivengrüne Vorderflügel, die mit blaßgelbem Felde durchbrochen sind; die Hinterflügel sind am Leibe schwarz und eben so eingefasst, das Uebrige ist karminroth. Der olivengrüne Leib ist weiß eingefasst und der Hinterleib dunkelgrün bandirt. Die schwarze Raupe ist hellgelb punkirt, weiß gefleckt, Rücken, Füße und Horn zinnoberroth. Sie lebt auf dem Wolfsmilchkraut.

Der Todtenkopf (Sphinx Atropos), Fig. 30^a. Dieser Schmetterling flattert im Abend- und Nachtdunkel (manchmal hörbar) umher, und gehört also zu der Classe der Schwärmer. Er hat auf der Brust

eine Zeichnung, die Aehnlichkeit hat mit einem Todtenkopf. Die Vorderflügel sind sammetartig, schwarzgrau mit orangengelben Flecken und weißen Zeichnungen. Die Hinterflügel sind ebenfalls orangengelb mit schwarzen Querzeichnungen. Seine Fühlhörner sind kurz abgestumpft. Die Raupe ist gelblich mit blauen, schräg laufenden Seitenstreifen mit einem abwärts liegenden Dorn am Hintertheil, Fig. 30^b. Die braune Puppe, Fig. 30^c, hat vorn einen gekrümmten Hals. Der Schmetterling ist mit ausgebreiteten Flügeln vier bis fünf Zoll breit und lebt vorzüglich im Kartoffelkraut. Rührt man ihn an, so gibt er ein Qui-ken von sich. Seine Augen phosphoresciren.

Der Seidenspinner (*Bombyx Mori*), Fig. 31^a. Der Schmetterling ist weiß und auf den Vorderflügeln etwas ockergelb. Das Weibchen legt plattrunde, gelbe Eier, die nachher grau werden. So verändern sich auch viermal die Raupen, Fig. 31^c, bis sie ihre Größe von drei Zoll Länge erhalten. Anfangs sind sie schwarz, später gelblich grau. Am Kopf sind sie gefaltet, und am Hinterleib haben sie einen Dorn. Sie sind sehr gefräßig und leben von Maulbeerblättern. Sie spinnen ein durchsichtiges, hellgelbes Gewebe und in diesem ein dichtes, eiförmiges, dunkelgelbes Gespinnst, Cocon genannt, Fig. 31^b, darin die ockergelbe Puppe eingehüllt ist. Das Cocon besteht aus einem 900 Fuß langen Faden, den die Raupe aus zwei am Maule befindlichen Oeffnungen aus einer klebrigen Materie spinnt, und der sich abwinden läßt. Von diesem unscheinbaren Geschöpf gewinnt man also die so nützliche Seide, die anfangs in so hohem Preise stand, daß einmal der Prinz eines kaiserlichen Herzogs von den Landständen seiner Verschwendung wegen verklagt worden war, weil er — ein paar seidene Strümpfe sich gekauft hatte.

Sehr passend endigen wir diese Abhandlung mit dem Todtenkopf und mit dem Seidenfaden, denn der Tod ist hienieden das Ende aller Dinge, und das Leben hängt oft, wie das Sprichwort sagt, an einem Faden. Die alten Heiden hatten daher in ihrer Fabellehre eine sehr passende, fein bildliche Anspielung auf Geburt, Leben und Tod des Menschen, die sie unter dem Bilde, der drei Schicksalsgöttinnen, der drei Parcen, nämlich der Klotho, Lachesis und Atropos darstellten. Die eine wickelte den Spuhlen auf, die andere spann den Lebensfaden, und die dritte, die Unerbittliche, schnitt ihn ab.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Das Himmelreich gleich einer Perle.

Zu den Jüngern, die noch strebten
Nach dem Glanze dieser Welt,
Und sich eitle Träume webten,
Geistverworren, trugumstellt —

Sprach der Meister: zu vergleichen
Einer Perle ist mein Reich.
Warum ist des Gnadenreichen
Gottesaat der Perle gleich?

Ruhig, in dem Schooß der Meere,
Tief verborgen, still geheim,
Wächst zu seines Schöpfers Ehre
Jenes Kleinods zarter Keim.

Nimmer wirst du dir auf Erden
Eines Himmelreichs bewußt,
Fühlst du nicht das sel'ge Werden
In der still verschloss'nen Brust.

Sieh', welch eine schlechte Hülle,
Ohne Brunken, ohne Schein,
Schließt die reiche Wunderfülle
Auserles'ner Strahlen ein!

Nicht von leerem Glanz umspinnen,
Schudder Hoffahrt ewig fern,
Nacht mit seinen Himmelswonnen
Das verheiß'ne Reich des Herrn.

Aus der Krankheit bangem Weben,
Ringend mit des Todes Qual,
Bildet sich das reine Leben,
Quillt der zauberische Strahl.

Wer erhalten will, verlieret.
Fürchte nimmer Schmerz und Nacht!
Nur wer kämpft und triumphiret,
Schaut das Reich der Gottespracht.

Einzeln ist sie bald verschwunden,
Einzeln wird sie kaum erblickt;
Doch, wann Perl' an Perl' gewunden,
Strahlt die Krone, reich geschmückt.

Keiner in des Vaters Reiche
Wandelt einsam, steht allein,
Alle sollen durch das gleiche
Liebesband verschlungen sein.

So ist Gottes Reich hienieden,
Sprach der Herr, der Perle gleich. —
Eilig, wem das Loos beschieden,
Eingugeh'n in's Himmelreich.

A. M. Kirchner.

Das Glöcklein des Glückes.

Der König lag am Tode; da rief er seinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen, und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn,“ so sprach er, zitternd, — „mein Sohn, den laß' ich dir;
„Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:“

„Du denkst dir wohl die Erde noch als ein Haus der Lust;
„Mein Sohn, das ist nicht also; — sei dessen früh bewußt!
„Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück; —
„Ich geb' in tausend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!“

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er sieht noch rosenfarben die Welt, im Maienlicht.
Zu Throne sitzt er lächelnd; beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düstrem Geiste war.

Und auf das Dach des Hauses, grad' über seinen Saal,
Worin er schläft und sinnet, und sitzt am frohen Mahl,
Läutet er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn empfand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haupt empor,
Doch, Abends, wenn sie's senken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Inn're, das Seil berührt er nicht.

Ginst tritt er, voll des Glückes erhörter Freundschaft, hin:
„Ausläuten,“ ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!“
Da leucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder spricht, als weint:
„„Herr, den du Freund geheissen, verrieth dich, wie ein — Feind!““

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück,“ so ruft er, „muß ausgeläutet sein!“
Da kommt sein blasser Kanzler, und murmelt bang und scheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König, hienieden keine Treu?““

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein Land,
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wiesen voll von Duft,
Und d'rauf den Fleiß der Menschen, und d'rüber Gottes Lust!

Zu seinem Fenster tritt er; sieht nieder; sieht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Eil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — sich!
Da stürmt's herein zum Saale; da fällt's vor ihm auf's Knie.

„Herr König, siehst du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
„So rauchen unsre Hütten, so blüht der Nachbarn Stahl!“
„„Ha, freche Räuber!““ donnert der Fürst, in wildem Glüh'n,
Und statt des Glückleins muß er sein rächend Eisen zieh'n.

Schon bleichen seine Haare; vor Duld'n wird er schwach,
Und stets noch schweigt das Glücklein auf seines Hauses Dach;
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glückleins, das er hinauf gehängt. —

Doch als er nun, zu sterben, in seinem Stuhle saß,
Da hört er vor dem Fenster Geschluchz ohn' Unterlaß.
„Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's nur aus!“ —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder steh'n vor'm Haus!““ —

„Gerein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?“ —
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: sie kauften dein's mit Blut!““
Da wogt's auch schon zum Saale, gedämpften Schritts, herein,
Und will ihn nochmal segnen, ihm nochmal nahe sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?“ — Und tausend weinen: „„Ja!““ —
Der König hört's; erhebt sich; steht, wie ein Heil'ger, da;
Sieht auf zu Gott, zur Decke; langt nach dem Seile stumm;
Thut einen Riß; — es läutet, — und lächelnd sinkt er um.

Gabr. Seidl.

Der kranke Vater.

Aus den lichten klaren Augen
Schauet groß und kinderlein
Auf zu dem vergrämten Vater
Sonder Arg das Töchterlein,

Fraget leid: Du bist so traurig,
Gleich als hätt' ich was geseht.
Heute war ich fromm und artig,
Heute werd' ich nicht geschmäht.

Treulich hat sie schon berichtet,
Wie sie in dem Münster war
Mit der Base, und das Bild sah
Ueber'm gleißenden Altar;

Wie die Mutter Gottes nieder
Blicke, so holdselig, traut,
Just wie Mütterchen gelächelt,
Die dort aus dem Rahmen schaut.

Wie so herrlich dann vom Chore
Ward gespielt ein Festtagslied,
Und wie sie bei Glöckchens Läuten
Gleich den Andern hingekniet.

Alles hat sie nun erzählt,
Doch der Vater spricht kein Wort.
Auf den lieb-unschuld'gen Bügen
Ruht sein Auge fort und fort.

Auge, matt und trübe schimmernd,
Schmerzvertraut und kummervoll,
Das des Todes eiserer Finger
Bald für immer schließen soll.

Auf der goldumlockten Stirne
Liegt die kalte, feuchte Hand,
Und den Busen schwellen Seufzer,
Die nur Gottes Ohr erkannt.

Bald, du armes Kind, du einz'ges,
Werd' ich bei der Mutter sein,
Und dann siehst du ganz verlassen,
In der weiten Welt allein.

Bald, vielleicht nach wenig Wochen
Schwankt der düstre Zug hinaus,
Und dich führt die Hand des Fremdling's
Aus dem wüsten Trauerhaus.

Dann, wenn deine roth'gen Wanglein
Salz'ge Thräne überströmt,
Ahnst du wohl des Vaters Kummer,
Und was ihn so tief gequält.

Cady.

Die Geister am Mummelsee.

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Lanze, zum Feste noch geht?
Wie klingen die Lieder so munter.

O nein!

So sage, was mag es wohl seyn?

Das, was du da siehest, ist Todtengeseit,
Und was du da hörst, sind Klagen.
Dem König, dem Zauberer, gilt es zu Leid,
Und Geister nur sind's, die ihn tragen.

Ach wohl!

Sie singen so traurig und hohl.

Sie schweben hernieder in's Mummelseethal,
Sie haben den See schon betreten,
Sie rühren und neigen den Fuß nicht einmal,
Sie schwirren in leisen Gebeten:

O schau,

Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Gib Acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.

Hörst du?

Sie singen ihn unten zur Ruh'.

Da springen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?“ —
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludest du zu dir?“
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht, —
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall,
Zum lieben Gotteshause ziehn sie all',
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert, — ach so möcht' ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!“

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett, —
Sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:
Wo doch der Gast so lange bleiben mag?

Es schlägt auf Eins; da wird's ihr endlich bang:
„Sprich, lieber Mann, wo weist dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein, die Kinder steh'n
So hungrig da, — und noch ist Nichts zu seh'n.
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast.“

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getroßt! er kommt nun bald herein.“
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht,
Und fastet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was Du beschereet hast!“

Da klopft es an der Thüre; — seht, ein Greis
Blickt matt herein, — die Locken silberweiß.
„Besehn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Noth!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brod!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt, —
Vielleicht, daß mir bei euch ein Bißgen wird.“

Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumt hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht;
Komm, laß dich, du kommst noch nicht zu spät.“
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

Und: „Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein:
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum läßt,
Er Einem nicht am Haus vorübergeht.
O Kinder, seht! in diesem Armen ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ.“

Alb. Knapp.

Der Regenbogen.

Sieh, wie im Thau der Wolke, die Enden des Himmels
Schürzend, der Bogen sich schlingt, goldenerglänzend!
Selber der Tag, der strahlenschüttende Tag
Bleichet voll Schaam vor dem Gürtel der Iris.

Goldiger Steg, den empor zu den Göttern
Kühneren Tug's durch die Höh' Helben gewandelt,
Wann die Blume des Lebens erlosch und der Arm
Schlachtenmüde zur Erde sank,

Sage, wer hat dich gebaut? wer heftete
Diesen Demant so schön an die Stirne des Aethers?
Wo ist die Säule, hochwipflig und kühn,
Deren Scheitel dich trägt, Brücke der Götter?

Wehe, wir wissen es nicht; unsichtbar
Webt so der Anmuth Gürtel Natur, wie der Wahrheit
Sonniges Bild! In des Lebens
Tiefste Brunnen sieht Niemand.

E. J. Maßerath.

Hoffnung.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit tropigen Geberden,
Und streit er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Sonne.

Bläst nur ihr Stürme, bläst mit Nacht,
Mir soll dareb nicht bangen,
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Penz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf,
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flücht sich blühende Kränze in's Haar,
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren,
Und läßt die Brunnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenjähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
D Herz, gib dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höl' auf Erden
Nur unverzagt auf Gott vertraut!
Es muß doch Frühling werden.

Seibel.

Die Worte des Koran.

Emir Hassan, Enkel des Propheten,
Faltet seine Hände, um zu beten,
Setzt sich auf den Teppich dann im Saale
Nieder, um zu kosten von dem Mahle. —

Und ein Sklave trägt vor ihn die Speise,
Und er schüttet ungeschickter Weise
Von der Schüssel Inhalt, daß die Seide
Ward besudelt auf des Emirs Kleide.

Und der Sklave wirft sich auf die Erde
Und beginnt mit ängstlicher Geberde:
„Herr! des Paradieses Freuden theilen,
Die ihr Zürnen zu bemeistern eilen.“

„„Nun, ich zürne nicht,““ antwortet heiter
Hassan; und der Sklav' versetzte weiter:
„Doch noch mehr belohnt wird, wer Verzeihen
Dem Veleidiger läßt angedeihen!“ —

„„Ich verzeihe!““ So des Emirs Worte.
„Doch geschrieben steht am selben Orte,
Sprach der Sklave: „daß am höchsten thronen
Soll, wer Böses wird mit Gutem lohnen!“ —

„„Deine Freiheit will ich dir gewähren,
Und dieß Gold hier, das Gebot zu ehren;
Wäg' es nie gesch'hn, daß die Gesetze
Des Propheten Gottes ich verlege!““ —

Bedliq.

Das Burgfräulein von Windeck..

Halt an den schnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann!
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der lustige Hirsch hinan.

Und von den mächtigen Thürmen
Vom äußern verfallenen Thor
Durchschweifte sein Auge die Trümmer,
Worunter das Bild sich verlor.

Da war es so einsam und stille,
Es brannte die Sonne so heiß,
Er trocknete tief aufathmend
Von seiner Stirne den Schweiß.

„Wer brächte des köstlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller
Verborgen noch hegen soll!“

Kaum war das Wort beflügelt
Von seinen Lippen entflohn,
So bog um die Eichenmauer
Die sorgende Schaffnerin schon.

Die zarte, die herrliche Jungfrau
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er schlürfte mit gierigem Munde
Den würzig-köstlichen Wein,
Er schlürfte verzehrende Flammen
In seinen Busen hinein.

Sie sah ihn an mitleidig
Und ernst und wunderbar,
Und war so schnell verschwunden,
Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde,
An Winded's Trümmer gebannt,
Nicht Ruh' noch-Rast gefunden
Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich im wachen Traume
Gespenstig, fleh und bleich,
Zu sterben nicht vermögend
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie sagen, sie sei ihm zum Andern
Erschienen nach langer Zeit,
Und hab ihn geküßt auf die Lippen
Und so ihn vom Leben befreit.

Chamisso.

Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar;
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brod beschwert,
Das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Röcke,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank;
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimath Born gefüllt;
Wenn am Missouri Alles schwiege,
Sie malten euch der Heimath Bild;

Des Dorfes steingefasste Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebüdt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgestirn, das sie geschmückt. —

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Ischerelese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Nebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün besaubt.

O sprecht! warum zieht ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Speffart klingt des Aelplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimath Berge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Nebenhängeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Freiligrath.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Die Mutter mit dem kranken Kinde.

Komm, ich will in's frische Grün dich tragen,
In die laue, warme Frühlingsluft,
Daß sie Stärke mit dem Blüthenduft
Dir das kleine Herz zu fernem Tagen!

Sieh, die Biennen suchen schon zu naschen,
Und der Schmetterling sich lustig regt;
Wie der Wildfang mit dem Flügel schlägt!
Möchtest ihn wohl mit den Händen fassen?

Hörst du, wie die Nachtigall dort flötet?
O mein Bübchen, siehst so froh mich an!
Frühlingsluft hat dir schon wohl gethan,
Hat das blasse Wänglein dir geröthet.

Hell und warm scheint Sonne auf uns nieder, —
Ist zu stark dir Luft und Frühlingsluft?
Neigst dein Köpfchen sanft an meine Brust? —
Süßer Schlaf deckt seine Augenlider.

Stille! fñrt das Kind mir nicht im Schlummer,
Denn im Schlaf gibt Gott den Seinen Glñk;
Gib, o Herr, Gesundheit ihm zurñck,
Ende meinen trñben Herzenskummer!

Laß ihn vor der Frñhlingssonne schwinden!
Die auf's neue Wald und Flur erhell't;
In der Hoffnung Farbe glñzt die Welt,
Frñhling will sie ùberall verkñnden.

Glñk und Leben gibst du allen Wesen,
Alle drñngen sich zu Licht und Lust;
Laß denn auch das Kind an meiner Brust,
Laß zu Lust und Leben es genesen!

Laßse rein und krñftig ihn genießen,
Was Natur an Glñk und Lust enthñlt,
Und das Schñne deiner schñnen Welt
Sich in's Tiefste seiner Brust ergießen!

Mosa Maria.

Er ist's.

Frñhling lñßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte,
Sñße, wohlbekannte Dñfte
Streifen ahnungsvo'll das Land.
Veilchen trñumen schon,
Wollen balde kommen.

— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frñhling, ja du bist's,
Frñhling, ja du bist's!
Dich hab' ich vernommen!

Eduard Mñrike.

Vier Fabeln.

1.

Die Bien' im Blumenkrug
Hat Seim genascht;
Worauf die Schwalb' im Fluge
Die Biens hascht.

Die Schwalbe wird dem Sperber
Darauf zum Raub;
So speiset der Verderber
Nun Blüthenstaub.

Und so genießt ein Reicher
Auch die Natur,
Der schließt in seinen Speicher
Die Lust der Flur.

2.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide,
Es thut's nur sich zur Lust, es thut's nicht ihm zu Leide.
Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezackt
Ein Flöckchen Wolle nur, es war davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.
Sie sprach: Thu' auf die Hand, und gib das Flöckchen mir,
Und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir.
Er gab, sie nahm und baut', und als sie nun gesun'en,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

3.

Wenn du willst nach dem Rath von jedem Thoren fragen,
Wirst du wie jener Mann, zuletzt den Esel tragen;
(Die Fabel ist bekannt) der wandernd seinen Sohn
Erst auf den Esel lud, der war beladen schon.

Der Erste, der es sah, sprach: O verkehrte Sitten!
 Der Vater geht zu Fuß, das Stöckchen ist beritten.
 Da setzt der Vater sich, dem Esel dünkt es schwer,
 Anstatt des Sohnes auf, der Sohn läuft nebenher.
 Ein And'rer, der es sah, sprach: Welcher Thorenritt!
 Der Vater reitet fort und nimmt den Sohn nicht mit.
 Der Vater nimmt geschwind den Sohn zu sich hinauf,
 Und mit der Doppellast der Esel stockt im Lauf;
 Der Dritte, der es sah, sprach: Viel geschwinder kömet
 Ihr fort, wenn ihr die Last dem armen Thier abnähmet.
 Der Vater mit dem Sohn nimmt auf sich das Gepäck,
 Und das entlad'ne Thier will gar nicht mehr vom Fleck.
 Da sprach der Fünfte, der es sah, der war ein Gauch:
 Tragt ihr des Esels Last, tragt doch den Esel auch!
 Den Esel packten Sohn und Vater hier und da,
 Und trugen ihn in's Dorf, es war zum Glücke nah.

4.

Die ersten Sonnenstrahlen schienen
 Auf's Bienenhaus,
 Da flogen die erwachten Bienen
 In Schwärmen aus.
 „Trompetet hell und fahret,
 Gerüstet und geschaaret,
 Zur Arbeit und zum Schmaus!“

Erst ihre fleiß'gen Schaaren zählte
 Die Königin,
 Und merkte, daß ein Bienenchen fehlte,
 „Wo ist es hin?
 Und hat es sich verschlafen,
 So treffen es die Strafen,
 So wahr ich König bin.“

Doch als sie fuhren auf den Wegen
 Mit lautem Ton,
 Kam ihnen, das gefehlt, entgegen,
 Beladen schon,

Mit gold'nem Wachs behofet,
Mit Goldseim überroset,
Durchleuchtet ganz davon.

„Wo hast du das schon aufgetrieben,
Wo hergebracht?“
„Und wißt ihr denn, wo ich geblieben
Heut über Nacht?
Die Nacht mich überraschte,
Wo ich in Blumen naschte,
Da hab' ich denn gedacht:

Ich will im Reich hier übernachten,
Nicht weit davon;
Und wenn die andern dort erwachten,
Arbeit' ich schon.
Arbettet nun, Gesellen!
Ich eil' indeß zu stellen
Reich vor der Königin Thron.“

Friedrich Rückert.

Sandwirth Gosser.

Zu Mantua in Bänden
Der treue Gosser war,
In Mantua zum Tode
Führt' ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol.

Die Hände auf dem Rücken
Der Sandwirth Gosser ging,
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering.

Der Tod, den er so manchemal
Vom Inselfberg geschickt in's Thal
Im heil'gen Land Tyrol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er laut: Gott sey mit euch,
Mit dem verrath'nen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tyrol!

Dem Tambour will der Birbel
Nicht unter'm Schlegel vor,
Als nun der Sandwirth Hofer
Schritt durch das finst're Thor,
Der Sandwirth noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tyrol.

Dort soll er niederknieen:
Er sprach: das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich tritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz;
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm das Land Tyrol!

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Und Sandwirth Hofer betet
Alhier zum letzten Mal;
Dann ruft er: nun so trifft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol!

Julius Moser.

Die sanften Tage.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut;
Die Thäler noch von Eise grauen,
Der Hügel schon sich sonnig hebt;
Die Mädchen sich in's Freie trauen,
Der Kinder Spiel sich neu belebt.

Dann steh' ich auf dem Berge droben
Und seh' es alles, still erfreut,
Die Brust vom leisen Drang gehoben,
Der noch zum Wunsche nicht gedelht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt,
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann ihrer mild besonnenen Glur
Gerührte Greise Abschied sagen;
Dann ist die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüth' und Fülle,
All' ihre regen Kräfte ruh'n,
Sie sammelt sich in süße Stille,
In ihre Tiefen schaut sie nun.

Die Seele, jüngst so hoch getragen,
Sie senket ihren stolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entfagen,
Erinnerung ist ihr genug.
Da ist mir wohl in sanftem Schweigen,
Das die Natur der Seele gab.
Es ist mir so, als dürft' ich steigen
Hinunter in mein stilles Grab.

Upland.

Trostloses Finden.

Es kam mit schweren Lasten
Ein schwacher Greis daher.
Kein Obdach, um zu rasten,
Zeigt sich ihm weit umher.

Die Heimath zu erstreben,
Wie sehr ist er bemüht;
Die matten Glieder heben,
Das welcke Antlitz glüht.

Jetzt naht das Ziel der Reise,
Er denkt der süßen Ruh'.
Noch einmal seufzt er leise,
Dann fällt sein Auge zu.

Noch einmal seufzt er leise,
Dann fällt sein Auge zu. —
O Mensch, auf einer Reise,
Die weit geht, bist auch du!

Wie oft klagst du im Herzen
Ob deiner schweren Last;
Du trägst die bittern Schmerzen
Und findest nirgends Rast.

Jetzt kommt die Ruhestelle,
Die mild im Glanze lacht;
Da stößt die Lebensquelle,
Und alles sinkt in Nacht.

Wilhelm Müller.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Adler und Lerche.

Adler, ich seh' von der Erde dich fliehn,
Adler, Adler, wo steigt du hin?

„Ich stelze zur Sonne
Mit festem Ruth,
Und sauge voll Wonne
Die himmlische Gluth,
Und wiege mich droben
Im goldenen Schein,
Es winken nach oben
Die Gläßen so klein.
Da schau ich hernieder
Zum Erdenschooß,
Und schaue wieder,
Und fühle mich groß.
Ach, währte doch immer
Das stolze Glück,
Ach, müßt' ich doch nimmer
Zur Erde zurück!“

Verste, ich seh' von der Erde dich stehn,
Verste, Verste, wo steigst du hin?

„Ich steig' in die Lüfte,
Von Lust durchglüht,
Und athme die Düste,
Und singe mein Lied.
Ich schaue die Felser
Tief unter mir,
Dort schattige Wälder,
Und Wiesen hier,
Und Flüsse, glühend
Im Morgenglanz,
So schön und so blühend
Die Erde ganz!
Da zieht es mich nieder
Vom Himmelsgezelt,
Da berg' ich mich wieder
Im Saatenfeld.“

Karl Egon Ebert.

Nachthimmelbild.

Auf blauem Meere zieht ein Schwan
So ruhig seine weite Bahn,
Und viel Geflügel groß und klein
Folgt ihm in weißem Silberschein;
Sie tauchen unter Wellen dicht,
Und baden da sich rein und licht,
Und munter flattert da und dort
Eins plötzlich über Andre fort.
Wer sagt das Meer, den weißen Schwan
Sammt seinem Lichtgefolg mir an?

Niclas Müller.

Frühlingslieder.

1. Frühlingsahnung.

D sanfter, süßer Hauch!
Schon wedest du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühen die Weissen auch.

2. Frühlingsglaube.

Die kühlen Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
D frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herz, sey nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

3. Frühlingsruhe.

D legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben seyn,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein.

In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Glöck' tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

4. Frühlingsfeier.

Süßer, goldner Frühlingsdag!
Inniges Entzücken!
Wenn mir je ein Lied gelang,
Sollt es heut nicht glücken?

Doch warum in dieser Zeit
An die Arbeit treten?
Frühling ist ein hohes Fest:
Laßt mich ruh'n und beten!*

5. Lob des Frühlings.

Saatengrün, Veilchenduft,
Perchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Lust!

Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingsdag?

6. Der große Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, mild und licht,
Auch jener große, klare —
Getrost! er fehlt dir nicht;
Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden
Und droben bricht er an.

Wyland.

Lob der Spindel.

Die Faust des Mannes zieret
Ein blank geschliffen Schwert,
Das er in Treue führt,
Wo es das Recht begehrt.

Sank er auf blut'ger Halbe,
Den Ring, den Edelstein,
Dies seiner Hand Geschmelde
Grab' man mit ihm hinein.

Des Eisens Wucht zu heben
Sind Frauen nicht gewandt,
Sie leben stilles Leben,
Die Spindel in der Hand.

Die zarte Hand der Schönen
Ziert die mit rechter Weis';
Sie tanzt mit süßem Tönen,
Und singt der Frauen Fleiß.

In alter Wälder Dunkel,
Auf moosigem Gestein,
Sicht an krystallner Kunkel
Nachtfrau im Mondenschein.

Mondhelle Fäden bringet
Ihr Finger zart hervor;
Seltsam die Spindel singet,
Es lauscht des Wandrers Ohr.

In Schloß und Burgeshallen
Die Spindel emsig sang;
Den deutschen Frauen allen
War sie ein lieber Klang.

Gar spärlich Sammt und Seide
Umring den holden Leib.
Im selbstgesponnenen Kleide
Ging da manch edles Weib.

Raum daß in armer Kammer,
In Nächten lang und lang,
Bei Thränen und bei Jammer
Noch tönt der Spindel Sang.

Sing' nur! Du singst den Sorgen
Der Armuth endlich Tod.
Steig auf, du lichter Morgen,
Bring das ersung'ne Brod!

Jetzt im Gemach der Schönen
Hört man wohl Lautenklang,
Wohl welsche Triller tönen,
Gar leis der Spindel Sang.

Die Spindel hält verschoben
Gar manche Schöne stolz,
Und denkt: wie kann man loben
So ein gemeines Holz!

Nein! liebe deutsche Frauen,
Erkennt der Spindel Werth!
Wollt treulich auf sie bauen,
Treu, wie der Mann auf's Schwert!

Indeh der sieghaft stehet
In Blut und Kampfesdunst,
Sitz' fromm daheim und drehet
Die Spindel recht mit Fleiß!

So war's in alten Tagen
Ettfamer Frauen Art.
Manch Bild und schlichte Sagen
Die haben uns bewahrt:

Wie in der Frauen Kreise
Die Spindel nie geruht. —
Spinn't fort nach alter Weise
Bart — aber stark und gut.

Jupinus Kerner

Einem Knaben.

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so,
Daß treulos dir im raschen Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloß?

Du blickst bald in deiner Trauer
Hinüber dort nach jenem Baum,
Und wieder nach dem leeren Bauer
Blickst du in deinem Kindestraum.

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Vebblings Odes Haus;
Und prüfest rings die Sprossenwände,
Und fragst: „wie kam er nur hinaus?“

An jenem Baume hörst du singen,
Den Gern, den dein Herz verlor,
Und unaufhaltsam eilig dringen
Die heißen Thränen dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß du nicht dastehst traurend ein,
Und um die beste, schönste Habe
Des Menschenlebens bitter weinst!

Daß du die Hand, die sturmerprobte,
Nicht legst, ein Mann, an deine Brust,
Darin so mancher Schmerz dir tobte,
Dir süßelte so manche Lust;

Daß du die Hand im wilden Krampfe
Nicht drückst in deinen Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entfloß'n, das scheue Wögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigt hin dich nach den süßen Weisen;
Das Wögelein aber lehrt nicht mehr! —

Kenan

Vergänglichkeit.

An dem grünen Wegekraine
Stehn der Kettenblumen viel,
Und der Knabe, pflückend eine,
Unterläßt sein wildes Spiel.

Denn er glaubt in seinem Herzen,
Bei der Blumen Angeficht,
Ihre Stengel seyen Kerzen,
Und ihr Blütenhauch sey Licht.

Und er pflückt sich geschwinde
Ihrer einen ganzen Strauß;
Aber, angehaucht vom Winde,
Wischen bald die Kerzen aus.

Und ich spreche zu dem Knaben:
So ist unser Leben auch;
Nur daß wir gebühet haben,
Tilget uns des Todes Hauch.

Niclas Müller.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Frühlings - Kalligraphie.

Wer der beste Schreibemeister
Auf der Erde sei?
Frühling, Frühling, Frühling heißt er,
Frühling, Fenz und Mai.

Unbeschrieben, ungelesen,
Rast und ungestalt,
War ein leeres Blatt gewesen
Feld' und Feld und Wald.

Sieh! da ist der Frühling kommen:
Seinen Anfang gleich
Hat das Schreiben da genommen
Rings im ganzen Reich.

Sie der Berg und dort das Hüglein,
Aber auch und Trift
Deckt mit Zügen sich und Zügeln,
Roth und blauer Schrift.

Große, kleine, feine Lettern,
Kraus und wunderbar:
An den Blüten, an den Blättern: —
Geht und nehmt es wahr.

An der Lind' und an der Buche
Geht und lest und lest,
Daß vom weiß und schwarzen Buche
Endlich ihr geneßt!

W. Wackernagel.

Der junge König und die Schäferin.

1.

In dieser Maienthonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu fingen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl schmucke Ritter reiten
Das Wiefenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühen,
Wohl Schäferinnen sehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor seinem stolzen Zug,
Einen rothen Mantel seiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da sprang vom Roß geschwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein frischer Brönne
Dort in den Büschen kühl;
Da sangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum sie sangen so helle?
Warum sie glänzten so baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die schönste Schäferin saß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Er rauschet durch das Grün;
Die Lämmer drob erschrecken,
Zur Schäferin sie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen!
Du wunderschöne Maid!
Bärst du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es herzlich leid.“

„Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir schwören mag,
Ich meint', es hab' durchstrichen
Ein loser Vogel den Hag.“

„Ach! wolltest du mich erquicken
Aus deiner Flasche hier,
Ich würd' es in's Herz mir drücken
Als die größte Guld von dir.“

„Meine Flasche magst du haben,
Noch keinem macht' ich's schwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'.“

Zu schöpfen sie sich bückt,
Aus der Glasch' ihn trinken läßt,
Gar zärtlich er sie anblicket,
Doch hält sie die Flasche fest.

Er spricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie bist du so holder Art!
Als wärest du erst entsprungen
Mit den andern Blumen zart.

Und bist doch mit Würd' umfangan,
Und stralest doch Adel aus,
Als wärest hervorgegangen
Aus eines Königs Haus.“

„Frag meinen Vater, den Schäfer:
Ob er ein König was?
Frag meine Mutter, die Schäferin:
Ob sie auf dem Throne saß?“

Seinen Mantel legt er der Golden
Um ihren Nacken klar,
Er setzt die Krone golden
In ihr rufbraunes Haar.

Gar stolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„Ihr Blumen und Bäume, bückt,
Ihr Lämmer, neigt euch all!“

Und als den Schmuck sie wieder
Ihm heut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wiederschaue
Nach manchem harten Stand.

Ein König liegt gebunden
Schon sechzehn lange Jahr',
Sein Land ist überwunden
Von böser Feinde Schaar.

Ich will sein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling schaut.

Ich glehe zum ersten Kriege,
Mir werden die Tage schwül.
Sprich! laßst du mich nach dem Siege
Hier aus dem Brunnen kühl?"

„Ich will dir schöpfen und langen
Soviel der Brunn vermag.
Auch sollst du die Kron' empfangen
So blank, wie an diesem Tag.“

Der erste Sang ist gesungen,
So folget gleich der Leht';
Ein Vogel hat sich geschwungen,
Laßt sehen, wo er sich setzt!

2.

Run soll ich sagen und singen
Von Trommeten und Schwerterklang,
Und hör' doch Schallmeien klingen,
Und höre der Lerchen Gesang.

Run soll ich singen und sagen
Von Leichen und von Tod,
Und seh' doch die Bäum' ausschlagen
Und sprießen die Blümlein roth.

Nur von Goldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erste der Helden,
Wie bei Frauen, so in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Stedt' auf sein Siegespanier;
Da stieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

„O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie seyd ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt!“

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfest begann;
Doch wer nicht saß in der Halle,
Das nicht beschreiben kann.

Und wär' ich auch gesessen
Dort in der Gäste Reihn,
Doch hätt' ich das Andre vergessen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar sprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein Lanzenbrechen:
Was seht' ich euch zum Preis?“

„Herr König, hochgeboren,
So setzet uns zum Preis,
Statt goldner Helm' und Sporen,
Einen Stab und ein Lämmlein weiß!“

Um was sonst Schäfer laufen
In die Welt' im Blumengefilde,
Denn sah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz' und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis,
Er empfing bei Trommetenschalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu sprechen
Der königliche Greis:
„Ich geb' ein neues Stechen
Und setz' einen höhern Preis.

Wohl setz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich setz' euch meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand.“

Wie glühten da die Gäste
Beim hohen Trommetenschall,
Wollt' Jeder thun das Beste,
Herr Goldmar warf sie all.

Der König stand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferstab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite,
An rosenrothem Band.

Der König sprach: „Ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich gebe dir meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand.

Er sprach's und schlug zurücke
Den Schleier der Königin.
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' sehen nach ihr hin.

„Keine Königin soll mich gewinnen
Und keiner Krone Stral,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

Ich will zum Gruf ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
Es mög' euch Gott behüten!
Ich zieh' in's Thal hinab.“

Da rief eine Stimm' so helle,
Und ihm ward mit einem Mal,
Als sängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm stand,
Mit reichem Geschmeid umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willst du ziehn noch immer
In's grüne Thal hinaus?

So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir liehest zum Pfand!
Mit Bucher ich dir lohne,
Sie herrscht nun über zwei Land’.“

Wland.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Die Thränen.

Thränen, euch, ihr trauten, lieben,
Bring' ich diesen Dankgesang!
Seid ja auch nicht ausgeblieben,
Wenn mein Herz im Liede klang!

Schlichtet die bekannten Weise
Still herab, als wolltet ihr
Meinen Schmerz befehlen leise,
Und das Lied quoll sanfter mir.

Wenn der Dolch im Busen wühlte,
Tief vom Unglück eingebohrt,
Kam der Trost von euch und spülte
Linde die Verzweiflung fort.

D flieht keinen Wildumdrohten
Von Orkan und Wetterschein;
Naht ihm, naht ihm, Friedensboten,
Laßt den Armen nicht allein!

Ist die Nacht vorbei, so fehle
Ihm doch eure Treue nicht,
Und die Trause seiner Seele
Nege mild sein Angesicht

Mit der Barmuth süßen Tropfen,
Daß sein Herz, war's auch gequält,
Nie verlerne doch zu klopfen
Dieser schönen Gotteswelt. —

Nicht nur, wo der Herzennager
Gram wütht, habt ihr euern Lauf,
Auch wo Lust ihr Reiseflager
Schlägt in einem Busen auf:

O, wie wogt das Festgetümmel
In dem engen Kämmerlein,
Wenn der ganze reiche Himmel
Ueberfüllend will hinein!

Und die Thränen seh' ich blinken
Auf der Wang' im Freudenglaß,
Und sie zittern und sie winken
Alle Welt herein zu Gaß. —

Als ich einst am Sterbebette
Eines lieben Freundes stand,
Und der Tod die Rosenkette
Ralt uns aus den Händen wand,

Weint' ich ihm die letzte Delung,
Und — schon lag er still und bleich;
Doch in seines Auges Höhlung
War noch eine Thräne weich;

War so heilig anzuschauen,
Wies die Sehnsucht himmelan,
Wie der Engel, den die Frauen
Einst am Grabe Jesu sahn.

Kraus

Heuärnte.

Heuärnte, schönste Zeit im Jahr,
Der Wald längst grün und doch noch klar,
Die Blumen ganz im Blühen,
Die Saat noch hoffnungsgrün.

Grün hängt die Frucht im dichten Baum,
Halb ausgebildet, halb noch Traum;
Still steht des Lebens Flucht
Noch zwischen Blüth' und Frucht.

Nur Äntereif das küßt'ge Gras,
Und frisch und duftig selber das.
Wohl, wenn's an's Wellen geht,
Dem, der so süß verweht!

Die Luft noch nicht zu wild durchschwirrt,
Nur hier und dort ein Käfer irrt;
Am Grill'chen kichert nur,
Der Vogel jauchzt Natur.

Wo schwebt ein geist'ger Duft,
Wo kether durch den Dampf der Luft!
Wo Engelsodem? Nein!
Wo ist der blühnde Wein!

O Mensch, genieße dieser Zeit,
Und athme sie, wie Ewigkeit;
Leg' dich am Quell ins Heu,
Erbau' dein Traumgebäu!

Geschwind, eh dich ein Tropfen weckt,
Eh dich ein Blitz, ein Donner schreckt,
Denn auch der Wonne Born,
Wällt plötzlich auf in Born.

Dann sä't sein Korn der Hagel aus,
Der Sturm bricht Nester sich zum Strauß,
Der Bach zerreißt das Land —
Frucht, Blüthe, Gras verschwand.

Gustav Schwab.

Der Knabe von Hünningen.

Hünningen ist ein berühmter Ort,
Hatt' ehemals Gräben, Wall' und Mauern;
Die festen Werk' sind alle fort,
Sie hätten können länger dauern.

Die Stadt war einst so schreckenvoll,
Wie später nicht vor Nordens Heeren;
Ihr bracht' ein Wolf, umgehend toll,
Auf Acker und Weide groß Zerstören.

Er trank der Schaf' und des Hirten Blut,
Sprang unter'm Wall auch auf die Städte;
Sie starben kläglich an der Wuth,
Da war viel Beten, kein Erretter.

Schlüpf' einmal in der Früh hinaus
Der schönste Knab', der wollte spähen;
Er mußte gleich den harten Strauß
Mit dem Wolf, der lebend irrt, bestehen.

Das Unthier fiel den Kühnling an,
Deß Hände straff den Pelz ihm fassen.
Jetzt schon berührt vom giftigen Zahn,
Will er's doch nicht entrinnen lassen.

Zur Schildwach' an die Brücke schallt
Des Knaben Ruf: „Ziel' auf den Bürger;
Ich halt' ihn fest.“ Die Glinte knallt:
Sie traf geschickt und nicht den Bürger.

„Der Wolf ist todt. O braver Mann,
Du siehst, ich bin vom Scheusal blutig.
Dein Pulver nur mich heilen kann,
Ziel' jezt auf mich und seure muthig.“

„Du Heldenbub', dir soll geschehn
Was rühmlich, schrie der Wehrmann bieder,
Sollst nicht als Toller sterben gehn.“
Der Schnurrbart legt' den Jüngling nieder.

Ach, Einem brach das Schicksal arg
Den künft'gen Stab der Greisenjahre:
Der Vater lächelt' auf den Sarg;
Viel Mütter weinten um die Bahre.

August Lamey.

Der Tod des Führers.

„Von den Segeln tropft der Nebel
Auf den Buchten zieht der Duft.
Zündet die Patern' am Raste!
Grau das Wasser, grau die Luft;
Todtenwetter! — zieht die Güte!
Mit den Kindern kommt und Frau'n!
Vetet! denn in der Kasüte
Sollt ihr einen Todten schau'n!“

Und die deutschen Adersleute
Schreiten dem aus Boston nach,
Treten mit gesenktem Haupte
In das niedre Schiffsgemach.
Die nach einer neuen Heimath
Gerne feuern übers Meer,
Sehn im Todtenhemd den Alten
Der sie führte bis hieher;

Der aus leichten Tannentrettern
Zimmerte den Hüttenfahn,
Der vom Neckar sie zum Rheine
Trug, vom Rhein zum Ocean;
Der, ein Greis, sich schweren Herzens
Loosriß vom ererbten Grund;
Der da sagte: „Laßt uns ziehen!
Laßt uns schließen einen Bund!“

Der da sprach: „Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenroth!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort laßt unsfern Schweiß uns säen,
Wo kein todt's Korn erliegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!“

Laßt unsfern Heerd uns tragen
In die Wälder tief hinein!
Laßt mich in den Savannen
Euren Patriarchen seyn!
Laßt uns leben, wie die Hirten
In dem alten Testament!
Unses Weges Feuerläule
Sei das Licht, das ewig brennt!

Dieses Lichtes Schein vertrau' ich,
Seine Führung führt uns recht!
Selig in den Enteln schau' ich
Ein erkundenes Geschlecht!
Sie — ach, diesen Gliedern gönnte
Noch die Heimath wohl ein Grab!
Um der Kinder willen greif' ich
Hoffend noch zu Gurt und Stab.

Auf darum, und folgt aus Gosen
Der Vorangegangnen Spur!“ —
Ach, er schauete, gleich Rose'n,
Kanaan von ferne nur.
Auf dem Meer ist er gestorben,
Er und seine Wünsche ruh'n;
Der Erfüllung und der Täuschung
Ist er gleich enthoben nun!

Nachlos die verlassne Schaar jeht,
Die den Greis bestatten will.
Scheu verbergen sich die Kinder,
Ihre Mütter weinen still.
Und die Männer schau'n bekommen
Nach den fernen Uferhöhn,
Wo sie fürder diesen Frommen
Nicht mehr bei sich wandeln seh'n.

„Von den Eegeln tropft der Nebel,
Auf den Buchten zieht der Duft!
Betet! laßt die Seile fahren!
Gebt ihn seiner nassen Gruft!
Thränen fließen, Wellen rauschen,
Grellen Schrei's die Rösse fliegt;
In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

Freiligrath.

Am Felsen.

Der Schatten hangt mit eignem Grau'n,
Wo Felsen ernst zum Abgrund schau'n.

Hervor aus Mooses dunklem Grund
Klingt sprudelnd dort ein Quellenmund.

Er spricht im fremden Wunderlaut
Zur Einsamkeit wie geistvertraut!

Da gießt die Himmelsgluth den Brand
Vergoldend auf das hohe Land.

Hoch oben strahlt ein Gnadenbild,
Von Glorie überfloßen mild,

Wie Hoffnung über alle Welt,
Daß unsre Nacht einst Licht erhellt.

Billa Helena.

Gebet.

Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir,
Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir;
Im Brand des Sommers, der dem Manne die Wange bräunt,
Wie in der Jugend Rosenhage sei du mit mir;
Behüte mich am Vorn der Freude vor Uebermuth,
Und wenn ich an mir selbst verzage, sei du mit mir;
Gieb deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir.
Dein Segen ist wie Thau den Reben, nichts kann ich selbst,
Doch daß ich kühn das Höchste wage, sei du mit mir,
O du mein Trost, du meine Stärke, mein Sonnenlicht
Bis an das Ende meiner Tage, sei du mit mir!

Seibel.



Die Zwerge.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Die Zwerge.

(Hierzu das Albumblatt).

Wie war die Zeit so lieblich, der Tag so froh und klar
Als noch mit jedem Morgen der Zwerge bunte Schaar
Stieg aus den Bergesklüften herab in Wief' und Feld;
Wie haben sie so traulich den Menschen sich gesellt!

Da schadete kein Regen, kein Hagel dem Getreid,
Die klugen Zwerge wußten's, sie schnittens vor der Zeit;
Sie schufen in den Feldern, in Haus und Hof und Stall,
Und Menschen, Vieh und Früchte gediehen überall.

Da drohen an der Wiese, noch steht der Ahorn da,
Wo man auf schwankem Aste die Zwerglein sitzen sah;
Dort saßen sie im Schatten, die kleinen Gesellen treu,
Wenn drunten die Mähder wandten das frische, duft'ge Heu.

'S ist über Nacht geschehen, daß man zersägt den Ast,
Er hing nur noch am Stamme, ihn hielt ein Streiflein Daß.
Arglos am Morgen kamen die Kleinen allzugleich,
Sie kletterten auf den Ahorn und sprangen auf den Zweig.

Da ist der Baß gerissen, der Aß erkracht und fällt,
Die treuen Zwerglein stürzen gar jämmerlich in's Feld.
Wer mochte da sich freuen, der solches angesehen?
Wer mochte da noch lachen? Und dennoch ist's geschehn.

Sie aber raffen eilig sich von dem Boden auf
Sie hoben Händ' und Stimmen erzürnt zum Himmel auf:
„D dort der blaue Himmel, wie ist er hoch und hehr,
Und o wie groß die Untreu! Heut hier und nimmermehr!“

So riefen sie und gingen. Da ist die Zeit ergraut;
Es bringt nicht Heil noch Segen, was dort der Landmann baut;
Die Saaten hageln nieder und Scheun' und Stall sind leer.
Die treuen Zwerge schieden und kehren nimmermehr.

Viktor Strauß

B ä u m e.

Eichen.

O uns're Eichen wanken nicht!
Ob auch die Wellen thürmen;
Der alte Zeitenstrom, er bricht
Sie nicht mit seinen Stürmen. —

Es horstet die Erinnerung
In den gewalt'gen Zweigen,
Wird nimmermehr sich vor dem Schwung
Der Sklavengeißel neigen. —

An ferne Feldenzelten mahnt
Das Rauschen ihrer Wipfel,
Und eine weite Aussicht bahnt
Der riesenhohe Gipfel. —

Birken.

Der greise Förster zog in Wald,
Den Holzschlag abzuhalten;
Der Wind durchrauscht die Birken fast,
Die moosbedeckten Älten.

Gar ungeru in die Rinde haut
Er der Zerstörung Zeichen,
Mit einem Blick der Wehmuth schaut
Er auf die frischen Leichen. —

Nur Eine graue Birke stand
Noch in dem neuen Schlage:
Der Förster war's am Waldestrand,
Der zählte seine Tage.

Nun schleicht wohl bald der kalte Tod
Zum letzten Birkenbaume,
Mit scharfer Art dem Älten droht
Im süßen Waldestraume.

Erlen.

Am kühlen Waldbach ruht' ich gern
Umsäumt von schlanken Erlen,
Sah von den Blättern Stern für Stern
Des Thaues Tropfen perlen.

Es sing der kleine Bach im Lauf,
Ein munt'rer loser Knabe,
Hell lachend mit den Wellen auf
Die reiche Elfengabe.

Zum Vater aus des Waldes Laub
Gilt er, dem ersten Flusse,
Und bringt ihm seinen leichten Raub
Mit leisem Wellenkusse.

Der Alte brausend vorwärts bringt
Im wilden Freiheitsraume —
Die ihn zusammen dem Sohn verschlingt
Das Meer im Wellenschaume. —

Im Erlenhaine rauscht der Wind
Wie eines Geists Geflüster;
Im ganzen Waldreviere sind
Die Aalgen nicht so düster.

Der Waldgeist hegt sein liebtes Bild,
Das Reh, an dunkler Stelle.
Den Jägerdurst hab' ich gestillt
Gar oft dort an der Quelle.

Buchen.

Am Buchenwalde stand ich oft;
Es warf auf grüne Matten
Der bleiche Mond gar unverhofft
Des Waldes dunkle Schatten.

Es spielte leicht der Abendwind
Mit Mondenschein und Buchen;
In Wolken kroch der Mond geschwind —
Dort mag der Wind ihn suchen.

Nun jagt der Wind in schnellem Flug,
Ein lustiger Gefelle,
In einem dunklen langen Zug
Die Wolken von der Stelle.

Wie blickte da so bleich und matt
Der Mond zur Wiese nieder!
Der Wind mit Buchenzweig und Blatt
Begann das Recken wieder.

Alexander Graf von Württemberg.

Pithon und Alcobis.

Bereit ist alles. Weiße Rosen
Umblühen das Haupt der Prieſterin;
Sie waſcht einher mit ſtillem Sinn,
Es ſtrömt die Menge zu mit Roſen:
In Luſt und Prangen
Wird Here's Opferfeſt begangen.

Seht hin! die Prieſterin beſteigt,
Die Herrliche, den Silberwagen,
Des weißen Kleides Falten ſchlagen
Sich groß um ſie, wie ſie ſich neigt;
Und weiß erglänzt
Der Jungfrau'n Kreis, der ſie umkränzt.

Der Hohen Auge ruht mit Bönne
Auf ihrer Söhne holdem Paar,
Die ſie beim Morgengruß der Sonne,
Am Jahrestag dieſes Feſt's gebär;
Und früh gelehrt
Verehren, was ihr Volk verehrt.

Sie wuchſen ſo, die lieben Knaben,
Im Dienſt der Gottheit fröhlich auf;
Erwarben ohne Schmerz und Kauf
Reinheit und Kraft, die höchſten Gaben.
Doch, Freunde, ſeht,
Weßhalb der Zug noch ſtille ſteht?

„Die weißen Roſſe, die den Wagen,
Wie ſonſt, zum Tempel führen ſollten,
Als wir zum Dienſt ſie ſchmücken wollten:
Sie flohn — und ſind nicht zu erjagen —
Im Blißesnu
Der nahrungeloſen Freiheit zu!“

Erschrocken hört's die Priesterin —
Schon ist die Schaar zum Aufbruch fertig,
Die Göttin des Tributs gewärtig,
Und leicht erregt ist Hère's Sinn; —
Wer schafftet Rath?
Die Worte selten, oft die That.

Und sieh! — die goldgelockten Söhne
Der hehren Frau, mit gleicher Paß,
Wie von der Gottheit Macht erfasst
(Daß ächter Dienst das Opfer kröne),
Sie stehn und bücken
Dem heil'gen Joche ihren Rücken.

So in erschaunten Volkes Mitte
Führt die gelenke Zweigefalt,
Das Haar vom Elbergaum durchwält,
Die Mutter, mit gemess'nem Schritte
Und frohem Sinn
Zum weltentlegnen Tempel hin.

Sie aber schweigt, entzückt im Stillen,
Und opfert nach der alten Sitte;
Dann weilt sie in des Tempels Mitte,
Und steht empor gewandt zu Hère,
Was sie begehre
Dies Einemal, ihr zu erfüllen:

„Nicht nach eitler Thoren Weise,
Göttin! steht die Priesterin;
Schicksalsrad rollt ew'ge Gleise,
Wandelvoll ist Menschenfinn,
Was uns unten wahrhaft frommt,
Ihr allein erkennt es droben;
Was ihr wirkt, ich werd' es loben,
Preisen, was von euch uns kommt.

Dies Gefühl im Busen fühl' ich,
 Wollest meinen Kindern lohnen!
 Sterbliche sind des nicht fähig, —
 Lohnt sich frommer Sinn mit Kronen?
 Wollest ihnen unter allen
 Loosen, die den Menschen fallen,
 Jenes gönnen, das ihr hohen
 Götter selbst das Beste nennt, —
 Welches Feinde nicht bedrohen,
 Und der Mensch vielleicht nicht kennt!“

Noch weilt, noch betet sie, die Hohe, Reine,
 Da sieht man ihre Söhne, sich umarmend,
 Wie von des Zaubers leiser Hand getroffen,
 Vielleicht ermattet von des Dienstes Mühe,
 An hell'ger Stätte unbesorgt entschlummern;
 Ein sanfter Friede schwebt auf ihren Lippen,
 Auf ihren Stirnen ruht ein sanfter Friede.
 Man scheut sich gern, den süßen Schlaf zu stören,
 Und läßt sie Haupt an Haupt, die Unschuldvollen,
 Auf dem geweihten Teppich lächelnd atmen,
 Und lehret heim. Die Knaben aber lehrten
 Nicht wieder heim. Sie starben so im Schlafe.
 Ernst Freiherr von Leuchtersleben.

Lob des Glases.

Wohl hat Sommer sich zum Kranze
 Manche Blüthe zart gewoben;
 Aber, Glas, dich mildeste Pflanze,
 Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgestreuet
 Hast du über dunkle Auen,
 Deine milde Schönheit freuet
 Die gleich zart geschaffnen Frauen.

Welches Grün den Stengel zieret,
Blüthe trägt des Himmels Gelle,
Reis vom Westhauch angerühret
Bogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüthe dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfst nicht mehr im Westhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geschäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen,
Klar wie Mondschein anzuschauen,
Bist du theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Reis berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimner,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntre Rädchen Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wandrer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenster
Heimlich deinen goldnen Thron.

Garten Reis in dich gekleidet
Tritt das Rädchen zum Altare;
Liegt, ein segnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und stille
Rehrt der Mensch zur Erde wieder.

Justinus Aerner.



Der kleine Mann.

Lith. von Ernst C. v. Düssel.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Der kleine Mann.

(Hierzu das Albumblatt.)

Es war einmal ein kleiner Mann,
Der lag wohl jede Nacht und sann,
Warum gerade er allein,
Und nicht ein Anderer so klein.
Von weitem Sorgen oder Leid
War unser Männchen sonst befreit;
Doch, nahm sein Geld auch täglich zu,
Sein kleines Herz hatt' nimmer Ruh.
Schon wenn der erste Sonnenstrahl
Sich durch des Kleinen Fenster stahl,
Sprang er von seinem Lager auf
Und lief den höchsten Berg hinauf.
Dort hört man oft den Narren schrei'n:
„Wie herrlich ist's, so groß zu seyn!“
Doch sah er gegen Mittag dann
Den kleinen, kleinen Schatten an,
Da war's mit seiner Freude aus,
Und traurig ging's zurück nach Haus. —

Run wohnte an dem hohen Berg
Ein winzig kleiner munt'rer Zwerg,
Der hatt' es lang mit angehört,
Wie sein Kam'rad so sehr bethört;
Da legt' er einst den Stab auf ihn,
Als er vom Berge wollte ziehn;
Drauf schlief das kleine Männchen ein.
„Du Narr, sollst bald ein Riese seyn,
Ja größer, als der höchste Berg!“
So spottete der muntre Zwerg.
Run wuchsen unserm armen Trost
Die Arme, Beine, Kumpf und Kopf;
Schon ging der Blockberg, welche Lust,
Ihm kaum bis an die frohe Brust;
Sein Kopf ragt' in den Aether hoch,
Und immer größer wurd' er noch;
Und als es ihn gewaltig fror,
Zog er die Mütze über's Ohr.
Jetzt aber zog ein Wolkenmeer
Sich um des Kleinen Schulter her,
Da war das Gucken nun vorbei,
Das war ihm schon nicht einerlei;
Doch bald verlor er gar die Ruh,
Denn Mund und Nase froren zu.
Er zitterte am ganzen Leib
Und wollte heim zu seinem Weib.
Doch kaum schob er die Beine fort,
Vertrat er schon den Heimathsort;
Den Kirchturm spießte er, o weh,
Sich selber durch die kleine Keh',
Drauf stolperte, die Kreuz und Luer,
Er hinkend in dem Land umher
Und trat gar manchen Hügel platt,
Da wurd' er schon das Leben satt.
Auch an den Alpen stieß er sich
An's Knie, das schmerzte fürchterlich;
Dann tappt' er in ein großes Loch,

Es war das Meer, das fehlte noch!
 Da schrie er laut: „O großer Gott!
 Erloß' mich Nermsten aus der Noth;
 O Herr, mach' mich nur wieder klein,
 Ich will ja gern zufrieden sehn.
 Er aber lag noch auf dem Berg
 Und vor ihm stand der lose Zwerg
 Und lachte, daß der kleine Narr
 In solchen Niesenndöthen war. —
 Jetzt rührte er den armen Mann
 Mit seinem Zauberstabe an,
 Der rieb die Augen und die Stirn,
 Wie Feuer brannte ihm das Hirn,
 Dann sprang er auf und sah umher:
 Dort lag sein Dorf und nicht das Meer.
 Und als er von dem Berge sich
 Beschämt nach seinem Häuschen schlich,
 Da stand er still und sprach: „Gott Dank,
 Daß die Geschichte nur ein Schwanke!“

Gar Rancher ringt, um groß zu sehn,
 Und besser wär's, er bliebe klein.

Ludwig Wucher.

Wanderleben.

1.

Von Alpenhöhen schau'st Du in die Thäler nieder
 Und kennst den Weg, den Du zurückgelegt, nicht wieder.

Zum Bache wird der Strom mit seinen Silberwellen,
 Zum Kinderspielwerk Hütten, Thürme und Kapellen.

Und jeder Stein, an dem die Füße sich verwunden,
 Und jeder Hügel ist dem fernen Blick entschwunden.

So schwindet, wenn Du das Erlebte überlebst,
Gar mancher Reiz, gar manche Pein, die Du ihm liebst.

2.

Von Felsenwänden wo dem Gensensjäger graust,
Im jähen Sturz der wilde Waldbach schäumend braust,

Bis tief im Thale er die stillen Matten findet
Und unter Blumen dort im sanften Murmeln schwindet.

Der heft'ge Widerstand hat nur zum Zorn empört,
Ein sanfter Sinn ist's, der den Ungeßüm beschwört.

3.

Es weht der Wind im Wald und schüttelt alle Bäume,
In ihren Zweigen flüstern ahnungsvolle Träume;

Und nah und ferne aus der Wipfel grüner Pracht
Die Tropfen fallen von dem Regen vor'ger Nacht:

So wird, was immer auch Dein Herz in Leid bewegt,
Der alte Schmerz davon auf's Neue angeregt.

4.

Es sprühen Funken durch die laue Sommernacht,
Und Flämmchen haben, Elfen gleich, im Busch gewacht.

Wißt Du am Morgen dann die Stelle noch erkunden,
Hast einen kleinen schwarzen Wurm Du nur gefunden.

Unscheinbar zeigt sich schimmerlos so mancher Mann,
Der, wenn die rechte Stunde schlägt, auch leuchten kann.

Und manchen Helfer, manchen Freund erkennst Du nicht,
Bis er in finst'rer Noth gezündet an sein Licht.

Emma Wiendorf.

Mein Fluß.

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfang
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal
Und küsse Brust und Wange!
— Er fühlt mir schon herauf die Brust,
Er küßt mit Liebeschauerluft
Und jauchzendem Gesange.

Es schlüpft der goldne Sonnenschein
In Tropfen an mir nieder,
Die Woge wieget aus und ein
Die hingegebenen Glieder;
Die Arme hab' ich ausgepannt,
Sie kommt auf mich herzuggerannt,
Sie faßt und läßt mich wieder.

Du murmelst so, mein Fluß, warum?
Du trägst seit alten Tagen
Ein seltsam Märchen mit dir um,
Und müßt dich, es zu sagen;
Du eilst so sehr und läufst so sehr,
Als müßtest du im Land umher,
Man weiß nicht, wen? drum fragen.

Der Himmel, blau und kinderrein,
Worin die Wellen singen,
Der Himmel ist die Seele dein:
O laß mich ihn durchdringen!
Ich tauche mich mit Geist und Sinn
Durch die vertiefte Bläue hin,
Und kann sie nicht erschwingen!

Was ist so tief, so tief wie sie?
Die Liebe nur alleine.
Sie wird nicht satt und sättigt nie
Mit ihrem Wechselscheine.
— Schwill an, mein Fluß, und hebe dich!
Mit Grausen übergieße mich!
Mein Leben um das deine!

Du weistst schmeichelnd mich zurück
Zu deiner Blumenschwelle;
So trage denn allein dein Glück,
Und wieg' auf deiner Welle
Der Sonne Pracht, des Mondes Ruh,
Die lieben Sterne führe du
Zur ew'gen Rutterquelle!

Eduard Mörike.

Heimweh.

O Heimathliebe, Heimathluß,
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis in's Mark,
Da uns das Thal, da wir geboren,
Mit tausendfarb'gem Schimmer schmückt,
Und wär's im Steppensand verloren,
Und wär's von ew'gem Schnee gedrückt:
Wohl keinem ward zum tiefsten Grunde
Von deiner Allgewalt die Kunde,
Der pilgernd nie aus seinem Ohr
Der Muttersprache Laut verlor,
Und nie, an fremder Thür geseßen,
Der Fremde bitteres Brod gegessen.

Doch wer, vom eignen Herd verbannt,
Irrt in ungasstlich fernem Land,
Der Wand'rer, der auf wüstem Meer
Nur Luft und Wasser sieht umher,
Der Pilger, der mit led'nen Sinnen
Durch Wälder, über Bergesginnen
Auf irrem Pfad zu weit geschweift,
Der ist's, den deine Macht ergreift;
Doch wandelt ihm sich im Gemüthe
Zum scharfen Dorn die Rosenblüthe,
Du ziehst, o wilde Heimathluft,
Als Heimweh durch die kranke Brust.

Dann bist du's, die im Frühlingswalde
Im Beilschlag umspielt vom West
Das arme Kind der el'gen Halbe
Nach seinem Norden schmachten läßt;
Dann bist du's, die mit herber Flamme
Des Polenflüchtlings Herz verzehrt,
Und die dem Sohn von Juda's Stamme
Im Tod die Füße ostwärts lehrt,
Als möcht' er sterbend noch erstreben
Das Land, das ihm versagt im Leben;
Dann lockst du, klingt im Mondenglanze
Des Alphorns heimathsel'ger Gruß,
Zu Strassburg von der hohen Schanze
Den Schweizer in den wilden Fluß,
Und von den Klängen, von den Bogen
Wird er in seinen Tod gezogen. —

Ich selber hab' in vor'gen Jahren
Dies wunderfame Weh erfahren,
Da Aegeus' Blut wie lautes Gold
Zu meinen Füßen noch gerollt.

O wohl ist's schön an jenem Meer,
Die schlanke Palme sah ich ragen,
Der Tempel Säulentrümm' lagen
Umblüht von Rosen um mich her;
Der Himmel wölbte sich kristallen,
Von Düften schien die Luft zu wallen,
Zu leisem Citherschlag erklang
Vom Meer des Fischer's Abendfang,
Der in der Bar' auf lichter Spur
Gen Salamis hinüberfuhr.
Und doch! Ich fühlte keine Lust,
Es schlich ein krankhaft brennend Sehnen
Wie Fieberhauch durch meine Brust,
Und kaum erwehrt' ich mich der Thränen.
Ich sah auf za'gem Fels, und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte:
Das sog ich durstig athmend ein,
Als ob's mich tief erquicken müßte;
Es konnte ja zur fernern Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern sehn.

Und ward es still, da blidt' ich wieder
Hinab in's Buch auf meinen Knie'n,
Und ließ die alten gold'nen Pieder
Homers durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlte' ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,
Ich suchte ihn in des Sängers Tönen
Zugleich mit jenem zu versöhnen.
Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimweh's, Odyssee!

Emanuel Geibel



Lith. Inst. v. Arnz & C^o in Düsseldorf

Die Heintzelmännchen.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Die Heingelmännchen.

(Hierzu das Albumblatt.)

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heingelmännchen so bequem!
Denn, war man faul: — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und jupften
Und hüpfen und trabten
Und pumpten und schabten
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, . . .
War all' sein Tagewerk bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geißerschaar
Und sah, was da zu zimmern war:

Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil':
Sie sägten und saßen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Bisfirten wie Falken
Und setzten die Balken
Eh' sich's der Zimmermann versah . . .
Klapp, stand das ganze Haus . . . schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Roth,
Die Heingelmännchen backten Brod.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heingelmännchen regten sich —
Und ätzten daher
Mit Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig,
Und hoben
Und schoben
Und setzten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brod, . . . das neue, vor!

Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruß.
Indessen kamen die Männlein her.
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitten an Spellen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten

Und stopften und wischten.
That der Gefell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst da schon im Ausverkauf!

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank,
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Binden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten,
Und eh' der Küfer noch erwacht:
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sehn;
Warf hin das Zeug, und legte sich
Hin auf das Ohr, und pflegte sich.
Da schlüpfen sie frisch
In den Schneidertisch;
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten,
Und saften
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeister's Rock . . . bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht,

Die Heitzelmännchen kommen sacht:

Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Rufen,
Die fallen
Mit Schallen

Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!

Sie springt hinunter auf den Schall

Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden all!

O weh! nun sind sie alle fort
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonst ruhn,
Man muß nun Alles selber thun!

Ein Jeder muß fein
Selbst fleißig seyn;
Und krapen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeeln
Und klopfen und hacken,
Und kochen und backen.

Ach, daß es noch wie damals wär'!

Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

August Kopisch.

Am Wasser.

1.

Soll im Silberschaume flimmernd,
Zieht und singt des Baches Welle:
Goldengrün und tiefblau schimmernd,
Küßt sie flüchtig die Elbelle;

Und ein Drittes kommt dazu,
Eine Blüthe hergeschwommen:
Alle haben drauf im Ru
Peitern Abschied schon genommen.

Und die Esche beugt sich drüber,
Schaut in Ruh das holbe Treiben,
Denkt: Ihr Lieben, zieht vorüber!
Ich will grünen hier und bleiben.
Und Ich unter'm Eschenbaum:
Was soll denn mit mir geschehen?
In dem reizend leichten Traum,
Soll ich bleiben? Soll ich gehen?

2.

Ich liege beschaulich
An klingender Quelle
Und senke vertraulich
Den Blick in die Welle;
Ich such' in den Schäumen,
Weiß selbst nicht, wonach?
Verschollenes Träumen
Wird in mir wach.

Da kommt es gefahren
Mit lächelndem Runde,
Vorüber im klaren
Kristallinen Grunde,
Das alte, vertraute,
Das Weltangeischt!
Sein Aug' auf mich schaute
Mit tiefblauem Licht.

Wohin ist's geschwommen
Im Wellengewimmel?
Woher ist's gekommen?

Vom blauen den Himmel!
Denn als ich in's Weben
Der Wolken gesehn:
Da sah ich noch eben
Es dort vergehn.

Ich seh' es fast immer,
Wenn's windstill und heiter,
Und stets macht sein Schimmer
Die Brust mir dann weiter.
Doch wenn sein Begegnen
Der Seele Bedarf,
Wird selbst es im Regnen
Mir deutlich und scharf!

Gottfried Keller.

Die Stimme Gottes.

(Psalm 29.)

Höret das Brausen,
Höret das Säusen
Im Cedernwald!

Die Stimme Gottes mit Macht,
Die Stimme Gottes mit Pracht!

Die Ceder sinkt vom Donner gerührt,
Wenn sie den Athem des Herrn gespürt.

Es donnert der Herr über den obersten Meeren,
Jehova über des Himmels leuchtenden Heeren.
Blitze fahren nach allen Enden,
Sind's Menschen, die sie können senden?

Die Besten der Berge bröckeln,
Die Heerden im Thale stöckeln.
Es zittert alle Creatur
Vor dem Gebleter der Natur.

Aber in des reinen Himmels hoher Stille
Waltet des Allmächtigen heiliger Wille,
Im erquicklich befruchtenden Regen
Fließet herab der göttliche Segen.

Dort thronet hoch in ewiger Liebesgluth
Der König der Welt an der stürmenden Fluth,
Daß frei sich entlade
Die himmlische Gnade!

Und während es stürmt auf der Erde Grund,
Singt Alles im Himmel mit Einem Mund:
Jehova sey Ehre in Ewigkeit!

J. W. C. Umbreit.

Goethe's Spieluhr *).

Leid flammt es auf im Osten,
Der neue Tag erwacht,
Der heut' dem Dichtergreife
Ein neues Jahr gebracht.

Der alte Götze schlummert
Noch süß auf weichem Flaum,
Um seine Silberfüßen
Schwebt leicht ein Morgentraum.

Er träumt vom Vaterhause,
Wo er aus Schooßes Nacht
Bei Vaters Spieluhrklängen
Zum Leben ist erwacht.

Er hat nun manche Jahre
Mit Segen hingebracht,

*) Als Goethe schon in hohen Jahren war, wurde bei einer Auktion im elterlichen Hause zu Frankfurt auch die alte Spieluhr des Saales versteigert; ein Freund des Dichters erkaufte sie und ließ sie an dessen nächstem Geburtstage vor seinem Schlafzimmer aufstellen.

Manch schönes Lied gesungen,
Manch großes Werk vollbracht.

Da tritt sein treuer Diener
Gar leise vor sein Bett,
Streich't von der Stirn die Locke,
Daß er erwachen thät.

Und wie er's Auge öffnet,
Wie er sein Haupt erhebt,
Da hat's so wiegenleiblich
Ihm durch das Herz gehebt.

Er hört vor'm Zimmer draußen
Denselben lieben Klang,
Den einst im Vaterhause
Die alte Spieluhr sang.

Er reißt den Schlaf vom Auge,
Er glaubt, er träume noch,
Und horcht von Neuem wieder,
Und nein! sie ist es doch.

Da muß hinaus er stürzen,
Muß wieder vor ihr stehn,
Mit seinen Händen tasten,
Mit seinen Augen sehn.

Er möchte fragen immer:
„Wer hat mir das gethan?“
Und sieht doch still und lauschet
Und schaut sie innig an.

Da hat die stolze Stirne
Sich still geneigt zur Brust,
Da hat er, daß er weine,
Wohl selber nicht gewußt.

Gerhard Hauptmann.
Hermann Demmig.



Lith. Jos. v. Arn. & Co. in Lusselt.

FRANZ 1841.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Frau Hitt.

Tyroler Volkslage.

(Hierzu das Albumblatt.)

Wo schroff die Straße und schwindlig jäh
Fernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh'
Am Weg eine Bettlerin.

Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm,
Und schlummert, in süßer Ruh',
Die zärtliche Mutter hüllt, es warm,
Und wiegt' es, und seufzte dazu:

„Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
„Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
„Bist ja der Sonne, dem Schnee, und dem Wind,
„Und allem Elend bloß.“

„Zur Speise hast du ein hartes Brod,
„Das ein Anderer nimmer mag,
„Und wenn dir Jemand ein Kesslein bot,
„So war es dein bester Tag.“

„Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
„Wie des Junkers Auge so klar,
„Und ist doch dein Haar so reines Gold,
„Wie des reichsten Knaben Haar.“

So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen an's Ohr ihr schlug,
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Ketterzug.

Voran auf salbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schau'n.

Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die Reichste im ganzen Land,
Doch auch die Ärmste an Tugend und Eitt',
Die rings im Lande man fand.

Ihr Goldroß hielt die Stolge an,
Und hob sich mit leuchtendem Blick,
Und spähte hinunter, und spähte hinan,
Und wandte sich dann zurück:

„Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
„Blickt vor- und rückwärts herum,
„So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
„Ist all mein Eigenthum.“

„Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
„Beim ersten Winke bereit;
„Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
„Und fehlt nur das Purpurkleid!“

Die Bettlerin hört's, und rafft sich auf,
Und steht vor der Schimmernden schon,
Und hält den weinenden Knaben hinauf,
Und steht in kläglichem Ton:

„D seht des Kind, des Jammers Bild,
„Erbarmet, erbarmt euch sein,
„Und hüllet das zitternde Würmlein mild
„In ein Stückchen Linnen ein!“

„„Weib, bist du rasend?““ gürnt die Frau,
„„Wo nähm' ich Linnen her?
„„Nur Seid' ist, was an mir ich schau',
„„Von funkelndem Golde schwer.““

„Gott hüte, daß ich begehren sollt',
„Was fremde mein Mund nur nennt,
„D so gebt mir, gebet, was ihr wollt,
„Und was ihr entbehren könnt!“

Da zieht Frau Pitt ein hämißch Gesicht,
Und neigt sich zur Seite hin,
Und bricht einen Stein aus der Felsenschiicht,
Und reicht ihn der Bettlerin.

Da ergreift die Verachtete wüthender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„D würdest du selber zu hartem Erz,
„Die den Jammer des Armen höhnt!“

Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht,
Und zischende Blitze glühn.

Den flugenden Falben spornet Frau Pitt —
„Hi, Wilder, was bist du so faul?“
Sie treibt ihn durch Hieb und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.

Und plötzlich fühlt sie sich selbst so erschlaßt,
Und gebrochen den letzten Muth,
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

Herunter will sie sich schwingen vom Ross,
Doch versagen ihr Fuß und Hand,
Entsetzt will sie rufen dem Rittertroß,
Doch die Junge ist festgebannet.

Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib so glatt und zart und weich,
Wird rauh und grau und hart.

Und unter ihr strecken sich Felsen hervor,
Und heben vom Boden sie auf,
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll,
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
In's Land so grausenvoll.

Karl Egon Ebert.

Herbstweildchen.

Ein Freund hat einen Garten
Drin Blumen felt'ner Arten
Das ganze Jahr durch glüh'n:
Er weiß sie wohl zu setzen
Zum Heil und zum Ergötzen
Mit künstlichem Bemüh'n. —
Aus diesen schönen Räumen
Dieß jüngst in stillem Träumen
Natur ein lieblich Wunder blüh'n.

Dort sahst du wie, beim Wüthen
Des Herbstes, Beilken blühten,
Frisk wie im frühen März,
In rauhem Windesrauschen
Sahst du sie freundlich lauschen,
Gelehrt halb niederwärts;
Und, nicht der Kunst gelungen,
Von selber vorgebrungen,
Zum Sinnen mahnen sie das Herz.

Wie? kost Natur im Leide
Noch mit dem Brautgeschmeide,
Oh jeder Schmuck entweicht,
Oh Winterstürme hadern
Und sich durch alle Adern
Der Tod erkältend schleicht,
Daß an des Schaffens Grenze
In einem Traum vom Lenze
Süßlächelnd ihre Wange bleicht?

So träumt ein Greis im Sterben:
Die Wangen sich entfärben,
Die Wimper schließend fällt,
Doch zeugt ein selig Lächeln
Daß ihn Bephyre lächeln
Aus einer schönern Welt,
Daß seiner Seele Saiten
Ein Klang der Jugendzeiten,
Ein Ton der ersten Liebe schwellt.

Hermann Aurb.

Herbstlich sonnige Tage.

Herbstlich sonnige Tage
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die athmende Brust.

O wie waltet die Stunde
Nun in seliger Ruh!
Jede schmerzende Wunde
Schleicht leise sich zu.

Nur zu rasten, zu lieben,
Still an sich selber zu baun
Fühlt sich die Seele getrieben,
Und mit Liebe zu schaun.

Und so schreit' ich im Thale
In den Bergen, am Bach,
Jedem segnenden Strahle,
Jedem verzehrenden nach.

Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.

Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.

Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur.

Jede sprossende Pflanze,
Die mit Düften sich füllt,
Trägt im Kelche das ganze
Weltgeheimniß verhüllt.

Schweigend blickt's aus der Klippe,
Spricht im Quellengebraus,
Doch mit heiliger Lippe
Deutet die Muß' es aus.

Emanuel Geibel.

Das todt' Kind.

Bethrünt in stiller Kammer,
Im trüben Mondenschein,
Mit händeringendem Jammer
Die Mutter sitzt allein.

Und hab' ich dich verloren,
Mein süßes, süßes Kind!
Alle Freuden hab' ich verschworen
Und weine die Augen blind.

Verschworen hab' ich zu blicken
In der Sonne liebes Licht:
Nur auf dein Grab will ich drücken
Mein weinendes Angesicht. —

Aus Schatten und Mondesstimmer
Steigt eine weiße Gestalt,
In den Augen ist kein Schimmer,
Die Wangen sind bleich und kalt.

Im weißen Todtenleide
Das Kind vor der Mutter Hand
Und streckt nach ihr mit Leide
Die geisterhafte Hand:

Laß ab, dein Kind zu führen,
Das du verloren hast:
O Mutter, laß ab zu wehren
Meiner Lüthen stillen Raß!

Alle Klagen deiner Schmerzen
Die bringen zu mir herab,
Jeder Schrei aus deinem Herzen
Beckt mich im tiefen Grab.

Alle Thränen deiner Augen
Die träufeln in den Grund,
Mein Hemdslein muß sie saugen,
Sie blinken auf meinem Mund.

Und wenn deine Klagen mir loden,
So hab' ich keine Ruh,
Und wird mein Hemd nicht trocken,
So thu' ich kein Auge zu. —

Die Mutter ruft der Schwester,
Der Schatten ist verweht,
Sie schließt die Augen fester
Und spricht ein still Gebet.

Hermann Auerh.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Lieder des Sturms.

(Der Sturm singt:)

Das Sklavenschiff.

Ernst zog ich daher
Aus südlichem Land,
Auf offenem Meer
Ein Sklavenschiff fand.

Geballet zum Anker
Von Negern die Schaar
Zerrauft mit Geheul
Das wolligte Haar.

Für Hunger und Pest
Das dumpfe Verdeck
Willkommenes Nest,
Der Hölle Versteck!

Nings lauschte der Tod,
Mein wackerer Kumpan,
Sah lüßtern die Noth
Im Schiffe mit an.

Die Mutter vom Kind,
Vom Gatten das Weib,
Er trennt sie geschwind
Die Seele vom Leib.

Es hat mich erbarmt
Des Regervolks Schmerz,
Er hat mir erwarmt
Mein frostiges Herz.

Ich fuhr mit Gewalt
In Raen und Naß,
Mein Schrecken hat kalt
Das Schiffsvolk erfasst.

Das Steuer zerbrach,
Das Ladelwerk riß,
Die Reue ward wach,
Der Schiffbruch gewiß.

Ich bohrte zur Stund
Am felsigen Riff
Im Borne zu Grund
Das ächzende Schiff.

So brach ich mit Macht
Die Ketten entzwei,
Zum Tag ward die Nacht,
Die Sklaven sind frei.

Nordpol.

Am Nordpol jagt' ich einß
Des Eismeers starre Berge,
Den Wallfischfängern schlug
Ich drauß kryßall'ne Särge.

War eine wahre Lust,
Die Riesen zu zerföhren,
Bei ihrem jähen Sturz
Dem Donner zuzuhören.

Ich trieb ein tolles Spiel
Mit eifersücht'gen Bogen,
Die die Giganten schnell
Zu sich hinunter zogen.

Am Ufer etne Reih'
Von überhängigen Felsen
Nacht lüftern mich sogleich
Nach ihren schlanken Gassen.

Ich brach sie spielend ab,
Am Ufer zu zerfchellen
Mit der gewalt'gen Wucht
Die eiserharten Wellen.

Schon wollt' ich weiter zieh'n
Von jenen rauhen Klippen,
Da sah ich einen Troß
Von lebenden Gerippen.

Die Mannschaft eines Schiffs,
Das sich hier festgefahren,
Gefangen in dem Eis
Zeit manchen hängen Jahren.

Gewissen Hungertod
Sie sahen vor der Thüre,
Hilft ihnen kein Gebet
Und keine rauhen Schwüre.

Ich ward zum erstenmal
Begrüßt mit keinem Fluche
Wie sonst, wenn ich die Herrn
Auf hoher See besuche.

Zum erstenmale hallt
Die öde Küste wieder,
Die ich von Eis befreit,
Vom Ton der Jubellieder.

Das hat mein Herz erfreut,
Ich zähmte meine Wellen,
Und schenkte gute Fahrt
Den jubelnden Gesellen.

Sahara.

(Hierzu das Albumblatt.)

Des Nordpols rauher Frost
Hat mir das Mark durchzogen,
Ich bin in einem Nu
Nach Afrika geflogen.

Die Brandung höher schlug
Ich auf an Rubiens Küste,
Und hob mein Wolkenhaupt
Ueber der großen Wüste.

Die alte Sahara schloß;
Es zogen Karawanen
Zu des Propheten Grab
Die trägerischen Bahnen.

Sie ritten ernst dahin
In dicht gedrängten Schaaren,
Auf friedlichem Kameel,
Auf wilden Dromedaren;

Voran ein tapferer Scheik,
Auf hohem Berberrosse,
Gebietet ernsten Blicks
Dem buntgemischten Troffe.



Lith. Josef v. Adam & C^o in Dörmitz

Gürwahr ein edel Ross,
Böhl werth, daß wir begannen
Auf Leben oder Tod
Ein vielgewagtes Rennen.

Ich schüttelte mein Haupt,
Die Pilger aufzuschrecken,
Und aus dem langen Traum
Die Wüste zu erwecken.

Am fernen Himmelsrand
Mit Quell und frischem Grase,
Gleich einem Hasen winkt
Die rettende Dase.

Seht dorten euer Ziel,
Dahin mögt ihr euch retten,
Sonst hält euch Sahara fest
Mit glühend heißen Ketten!

Im Flug begann ich nun
Den allertollsten Reigen,
Und stieß den heißen Sand
Zu hohen Wirbeln steigen.

Bald war der lange Zug
Verhüllt in dichtem Staube,
Die Karawane fiel
Der Wüste Brand zum Raube.

Der Scheiß allein entflieht
Auf seinem flücht'gen Pferde,
Ein herrlich Thier, zu gut
Für diese schlechte Erde.

Der Renner wäre wohl
Für meine Wolkenrosse
Auf fernem Himmelszug
Ein würdiger Genosse.

Durch weite Rüstern jagt
Still, gleich des Vogels Fluge,
Des Athems heißer Dampf
In lang gehalt'nem Zuge.

In seinen Adern rinnt
Geschmolzner Stahl in Gluthen,
Und tausend Leben ihm
Das wilde Herz durchfluthen.

Der Wiederrist so scharf
Wie eines Schwertes Ranten,
Der Hufe reines Horn
So hart wie Diamanten.

Der Muskeln schönes Spiel
Betteisfert mit dem Willen,
Des Reiters wilde Hast
Durch schnellen Lauf zu stillen.

Die seid'nen Mähnen ihm
Das leichte Haupt umwallen,
So fand ich nie zuvor
An einem Roß Gefallen!

In rasend schneller Flucht
Jagt' ich den edeln Schimmel,
Ich jagte schneller nie
Kometen durch den Himmel.

Es glüht sein Augenstern,
Und wie bei den Kometen
Zern hin in Silberglanz
Des Schweifes Haare wehen.

Ein Elger rauscht vorbei
Nach flüchtiger Gazelle,
Ich deckte beide zu
Mit heißer Sandeswelle.

Der Scheit auf seinem Roß
Ist mir davon geflogen,
In der Dase Grün
Ist stehend er gezogen.

Ich aber stürzte fort,
Fort durch die heiße Wüste,
Mit lautem Donnerwort
Den kühlen Reiter grüßte.

Alexander Graf von Württemberg

Tagestrauer.

(Abends beim Kloster Studenka.)

War nicht schwarz und auch nicht blau
Heut der Himmel, sahl
Sich er, eine trübe Schau,
Ueber Berg und Thal.

Einem glück er ganz und gar,
Dem das Leben hin,
Weder Schmerz noch Freude war
Mehr zu sehen drin.

Rosen oder scharfer Dorn,
Beides rührt ihn nicht,
Weder Liebe stand noch Zorn
Ihm im Angesicht.

Nicht ein heller Sonnenblick
Zog sich Schatten nach,
Ningsum vorwärts und zurück,
Alles todtenflach.

Ist es, daß ein Vogel auch
Noch sich blicken läßt,
Höchstens nur durch Busch und Strauch
Sucht er sein Nest.

Selbst der Bach in seiner Schlucht,
Drum die Höhlen seh'n,
Nüchtern seinen Ausgang sucht,
Als wolt' er vergeh'n.

Nicht ein Lüftchen, nicht ein Wind
Sich mehr regen mag,
Beide wie erstorben sind
Diesem trüben Tag.

Solche Raft in der Natur,
O wie ist mir schwer,
Als ob jede Lebensspur
Drauß entflohen wär'!

Möglich, daß der stumme Tag
Schon den Abend sah
Und ein Leid voranahnen mag,
Das ihm innig nah.

Daß ein Engelherz vielleicht,
Ihm vor Allem lieb,
Eben aus der Welt verschleucht
In das Ew'ge flieh.

Arthur Schott.



Lith. Jost v. Arnz & Co. in Düsseldorf

Der Chor der Engel.

Gedichte.

Ausgewählt

von

Gustav Schwab.

Das Ständchen.

(Siehe das Bild: der Chor der Engel.)

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für süße Klänge doch?
O Mutter, fleh! wer mag es sehn
In später Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich sehe nichts,
D schlummre fort so lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes, krankes Kind!“

Es ist nicht irdische Lust,
Was mich so freudig macht;
Mich rufen Engel mit Gesang,
O Mutter, gute Nacht!

Ludwig Uhland.

Der Christbaum.

I.

Dankbar uns an Christ zu freuen
Für die Gaben gottgebracht,
Laßt uns bildlich sie erneuen
In der heil'gen Mitternacht.

Geht drum in den Wald,
Ich bin schon zu alt;
Sucht vom frischen Busche drinnen
Mir ein Tännchen zu gewinnen,
Baum und Kette;
Oder nehmt, wo Balsamsichten
Sich zu grünem Dunkel dichten,
Mir ein Stämmchen zu dem Feste.

Wenn ich so der Wildniß denke,
Die einst auf dem Boden lag,
O wie segn' ich die Geschenke
Doppelt am geweihten Tag!

Einst, so weit die Augen sahn,
Bis zum Eisesmeer hinan
War ein öder Plan,
Nur ein Wald
Immer kalt,
Wohl viel tausend Jahre alt.
Art und Säge
Nachten keine Schläge,
Keiner Sonne Schein
Konnte dringen ein
In der Kette Dichten,
Wärmend sie zu lichten.
Winde sausten,
Regengüsse brausten
Grauenshaft und finster;

Keine Häuser,
Städte,
Ränker
Trenneten der Tannen Reiser,
Spalteten des Waldes Kette.
Da haufeten Geier
Und besiedelte Ungeheuer,
Und ein weiser Bauer
Für den Fuchs und Auer,
Für den Wolf und Bär
War umher.
Lindwürme
Tausendgliedrig.
Kroch in Sümpfen niedrig
In des Harzes Schirme;
Molche und giftige Wesen
Wimmelten in den Morästen;
Durch die öden Unermesslichkeiten dehnete und schlang
Sich der Drache lang.
Geraubt unter Norden
Ist überall worden
Von riesigen Horden;
Abgöttische Sünden
Waren zu finden
Auf allen Gründen,
Anhöhen und Schlünden;
Und von Menschenblut
Eine Sühnungsfluth
Traf vom Opferstein
Bei des Druiden Fackelschein
Unter nimmer weichen
Mitternächtigen Eichen.
Steh Gott uns bei,
Daß nimmer neu
Auf Erden
Diese Zeiten werden! —

II.

Und die Gottheit, zu enttöhen
Solchen Lebens wilden Eoft,
Hat geleitet ihn zum Höfen
Durch des Chrißbaums edlen Schaft.

• Deß ein Zeichen feyn
Soll die Tanne klein!
Stecht fie in das Loch im Tiſche;
Leget, ihn zu decken, friſche
Waldgemooſe,
Drauf des Stalles Holzgerippe
Sammt den Hirten und der Krippe
Und der Jungfrau, Chriß im Schooſe!

Um die ganze Erd' zu tragen
Rufte Er zu unterſt ſtehn;
Nicht muß, ſoll es allorts tagen,
Durch den Kern des Fünftern gehn.

Gottes Geiſt im Anbeginn
Schwebte auf den Waſſern hin,
Noch nicht war die Erde fertig,
Nede war allgegenwärtig,
Da ſchon hat Sein Geiſt beſchloſſen,
Juda's Wurzel ſollte ſproſſen
Und von ihr das Heil ausziehen;
Jeſe's Ruthe ſollte blühen
Und zum großen Baume werden,
Der die Erden
Sammt ihren Saaten
Und ihren Thaten
Sollt überragen
Zu ewigen Tagen!
Ein Senfeſtorn
Ward er gebo'r'n

In nächtlicher Stunde
 Auf niederem Grunde;
 Doch war er säftig
 Und kräftig
 Und Wärter geschäftig,
 Ihn zu pflegen
 Mit göttlichem Ruthe,
 Ihn zu hegen
 Mit eigenem Blute;
 Die all das Dornengeranke
 Und Planengesplanke,
 Das ihn drückte
 Und sein Wachsthum stückte,
 Zäteten und schnitten;
 Und von den Nooren,
 Die pestend gohren,
 Ihn zu erlösen sich stritten.
 Und der höchsten Cedern Riese
 Steht der Baum schon auf der Wiese,
 Ueberragt den kühnsten Traum,
 Endet hoch im Sternenraum,
 Der Gedank' erreicht ihn kaum;
 Ueber Eich' und Ygdrasil *)
 Steigen seine Wipfel viel;
 Freil in Gottes Lüfte
 Saucht er seine Düste,
 Träget Gerichte
 Köstlichster Früchte,
 Die ewiges Leben
 Zum Gastmahle geben.
 Vorbeer nicht und keine Palme,
 Nicht der Brodfrucht Riesenhalme
 Stärken so erquickentlich,
 Vergen so viel Wonn' in sich.

*) So heißt in der nordischen Mythologie eine heilige
 Esche, der Baum der Zeit.

Ueber der Pänder Saum,
 Ueber der Meere Schaum,
 Zu Babeln und Mahratten,
 Zu Marquesen und Mulatten
 Reichen seiner Nests Schatten;
 Und zu ungebornen Tagen
 Werden seiner Wunder Sagen
 Alle Zungen tragen. —
 Auf und nieder steigen
 An des Baumes Zweigen
 Die zu Gott, —
 Die zum Tod; —
 Und durch Ringen
 Wird's gelingen
 Neu zu bringen
 Ebens Herrlichkeiten
 Wieder in die Zeiten! —

P. Beda Piringer.

Das Männlein in der Gans.

Das Männlein ging spazieren einmal
 Auf dem Dach, ei seht doch!
 Das Männlein ist hurtig, das Dach ist schmal,
 Gib Acht, es fällt noch.
 Ah sich's versteht, fällt's vom Dach herunter,
 Und bricht den Hals nicht, das ist ein Wunder.

Unter dem Dach steht ein Wasserguber,
 Hineinfällt nicht schlecht;
 Da wird es naß über und über,
 Ei, das geschieht ihm recht.
 Da kommt die Gans gelaufen,
 Die wirs Männlein faufen.

Die Gans hat's Männlein 'nuntergeschluckt,
Sie hat einen guten Magen;
Aber das Männlein hat sie doch gedruckt,
Das wollt' ich sagen.
Da schreit die Gans ganz jämmerlich;
Das ist der Köchin ärgerlich.

Die Köchin weht das Messer,
Sonst schneidt's ja nicht:
Die Gans schreit so, es ist nicht besser,
Als daß man sie sticht;
Wir wollen sie nehmen und schlachten
Zum Braten auf Weihnachten.

Sie rupft die Gans und nimmt sie aus,
Und brät sie,
Aber das Männlein darf nicht 'raus,
Versteht sich.
Die Gans wird eben gebraten;
Was kann dem Männlein schaden?

Weihnachten kommt, die Gans auf den Tisch
Im Pfännlein;
Der Vater thut sie 'raus und zerschneid' sie frisch.
Und das Männlein?
Wie die Gans ist zerschnitten,
Nichts Männlein aus der Mitten.

Da springt der Vater vom Tisch auf,
Da wird der Stuhl leer;
Da setzt das Männlein sich drauf,
Und macht sich über die Gans her.
Es sagt: Du hast mich gefressen,
Jetzt will ich dafür dich essen.

Da ist das Männlein gewaltig drauf los,
Als wären's seiner sieben;
Da essen wir alle dem Männlein zum Trost,

Da ist nichts über geblieben
Von der ganzen Gans, als ein Käpfein,
Das kriegen dort hinten die Kämpfein.

Nichts kriegt die Maus,
Das Nährfein ist aus.
Was ist denn das?
Ein Weihnachts-Spaß;
Auf's Neujahr lernst
Du, was?
Den Ernst.

Friedrich Rückert.

Dem neuen Jahr.

Wie heimlicher Weise
Ein Engeln leise
Mit roßigen Füßen
Die Erde betritt;
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze du mit!

In Ihm sey's begonnen,
Der Ronde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du, Vater, Du rathe!
Lenke Du und wende!
Herr, Dir in die Hände
Seh Anfang und Ende,
Seh Alles gesetzt!

Eduard Mörike.

Inhalt.

	Seite
Auf dem Thurm. Erzählung von Franz Hoffmann.	1
Zwei Briefe aus Nord und Süd. Von Aurelia.	15, 52
Nessi und Kuoni. Erzählung von Julius Berner.	19, 33
Die Gefangene. Erzählung von Gustav Merik.	62, 65
Stern und Kafen. In drei Bildern von Ottilie Wildermuth.	68
Eprüche.	81
Der Ring der Sonnenblumenkönigin Elena Magdalena. Ein walachisches Märchen. Mitgetheilt von A. Schott.	82
Die Auswandererlesche. Von Emma Riendorf.	91
Geschichtliche Charaden und Räthselfragen.	96
Der Markgrafenweiber. Von Karl Stöber.	97
Das Abenteuer zur See. Von Friedrich Hoffmann.	105, 137
Blanca von Castilien und ihr Sohn Ludwig IX., von Bland.	113
Aus der West im Kleinen. Von C. Valentin.	124
Naturgeschichtliche Charaden und Räthselfragen.	127
Das Alkumbblatt.	128
Das heilige Feuer. Walachisches Märchen. Mitgetheilt von Arthur Schott.	131
Wie Marco Krafjewitch den Türkenhelden Russa Kissefchja erschlägt. Mitgetheilt von demselben.	134
Arme und Reiche. Von der Verfasserin des armen Martin.	145
Eprüche.	157
Wieselgeschichten, von Emma Riendorf.	158
Das Alkumbblatt.	160
Wie zwei Deutsche finden, daß sie Deutsche sind. Von Joseph Raul.	161
Elisabeth von Oesterreich, von Bland.	163
Naturgeschichtliche Charaden.	169
Der Rakozimarsch. Von Schmidt.	170
Der heilige Dreikönigsabend. Von Max Rosenheym.	178
Papagelen-Geschichten. Von Emma Riendorf.	182
Der Tamarind-Baum. Von C. Valentin.	187
Das treue Pferd. Von Max Rosenheym.	191
Reise zu den Tropfstein- und Zoolithen-Höhlen der fränkischen Schweiz. Von J. G. Kohl.	193, 238, 261
Schachkönig. Von Adler.	214
Der Röhre. Von Grünwald.	221
Die Schutzgeister der Akropolis. Von Emma Riendorf.	225, 278
Der arme Heinrich. Erzählung von Fr. Brunold.	240

	Seite
Der Steinadler. Von Grönemwald.	254
Der blinde Joseph. Erzählung von Franz Veerl.	257
Reime für Aechenschüler.	270
Der Hirsch. Von Grönemwald.	286
Briefwechsel. Von Aurelia.	289. 337. 376
Reppfa. Von Thella von Gumpert.	296
Ludwig Ramond. Von Oland.	303
Lichtstern. Von Emma Riendorf.	311
Der Fuchs. Von Grönemwald.	317
Nazir Eddin, der türkische Eulenspiegel. Von Arthur Schott.	321
Das Echo. Von Wilhelm Kiser.	332
Der Lehrling von Newcastl. Von Louis Simon.	333
Der Panther. Von Grönemwald.	351
Die drei Schwestern vom Walde. Von Ottilie Wildermuth.	353
Die Schmetterlinge. Von Grönemwald.	381

Sodann an Gedichten, ausgewählt von Gustav Schwab:

Das Himmelreich gleich einer Perle. Das Glücklein des Glücks. Der kranke Vater. Die Geister am Mummelsee. Die Einladung. Der Regenbogen. Hoffnung. Die Worte des Koran. Das Burgfräulein von Windeck. Die Auswanderer. Die Mutter mit dem kranken Kinde. Er ist's. Vier Fabeln. Sandwirth Hoser. Die sanften Tage. Trostloses Finden. Adler und Lerche. Nachthimmelbild. Frühlingsslieder. Lob der Spinne. Einem Knaben. Vergänglichkeit. Frühlings-Kalligraphie. Der junge König und die Schürferin. Die Thränen. Heuärnte. Der Knabe von Hünningen. Der Tod des Führers. Am Felsen. Gebet. Die Zwerge. Bäume. Bithon und Aleobis. Lob des Flachses. Der kleine Mann. Wanderleben. Mein Fluß. Heimweh. Die Feingel-männchen. Am Wasser. Die Stimme Gottes. Gothe's Spieluhr. Frau Pitt. Herbst-veischen. Herbstlich sonnige Tage. Das todtte Kind. Lieder des Sturms. Tagestrauer. Der Weihnachtsbaum. Das Ständchen. Das Männlein in der Gans.

Ferner an Musik-Compositionen:

Kendeleute, von Joseph Ebenheim. Lied ohne Worte. Von demselben. Hoch vom Dachstein. Mutterseelen Allein. Inspruch an das Herz. Von Arthur Schott. Duettino für das Klavier. Von Sophie Gr. v. Baubissin. Tarantella für das Klavier. Von Ferd. Giller. Des Kindes Morgenbet. Von J. Moscheles. Des Kindes Schlummerlied. Von demselben. Die schönsten Augen. Von Stigelli. Marsch. Von Sophie Gr. von Baubissin. Zwei deutsche Lieder. Von Graf Alexander von Württemberg. In Musik gesetzt von Arthur Schott. Marsch aus der Oper: Die Kreuzfahrer. Von J. Benedikt.

Endlich:

12 Alkumbilder. 6 Zeichenvorlagen. 6 Naturhistorische Bilder. Componirt und illustirt von Otto Achenbach; Otto Kruz; Ch. A. Edittcher; Des. Condres; A. Glamm; Th. Gpfmann; P. Richter; J. M. Sander; land; und Anderen.